

Landesbibliothek Oldenburg

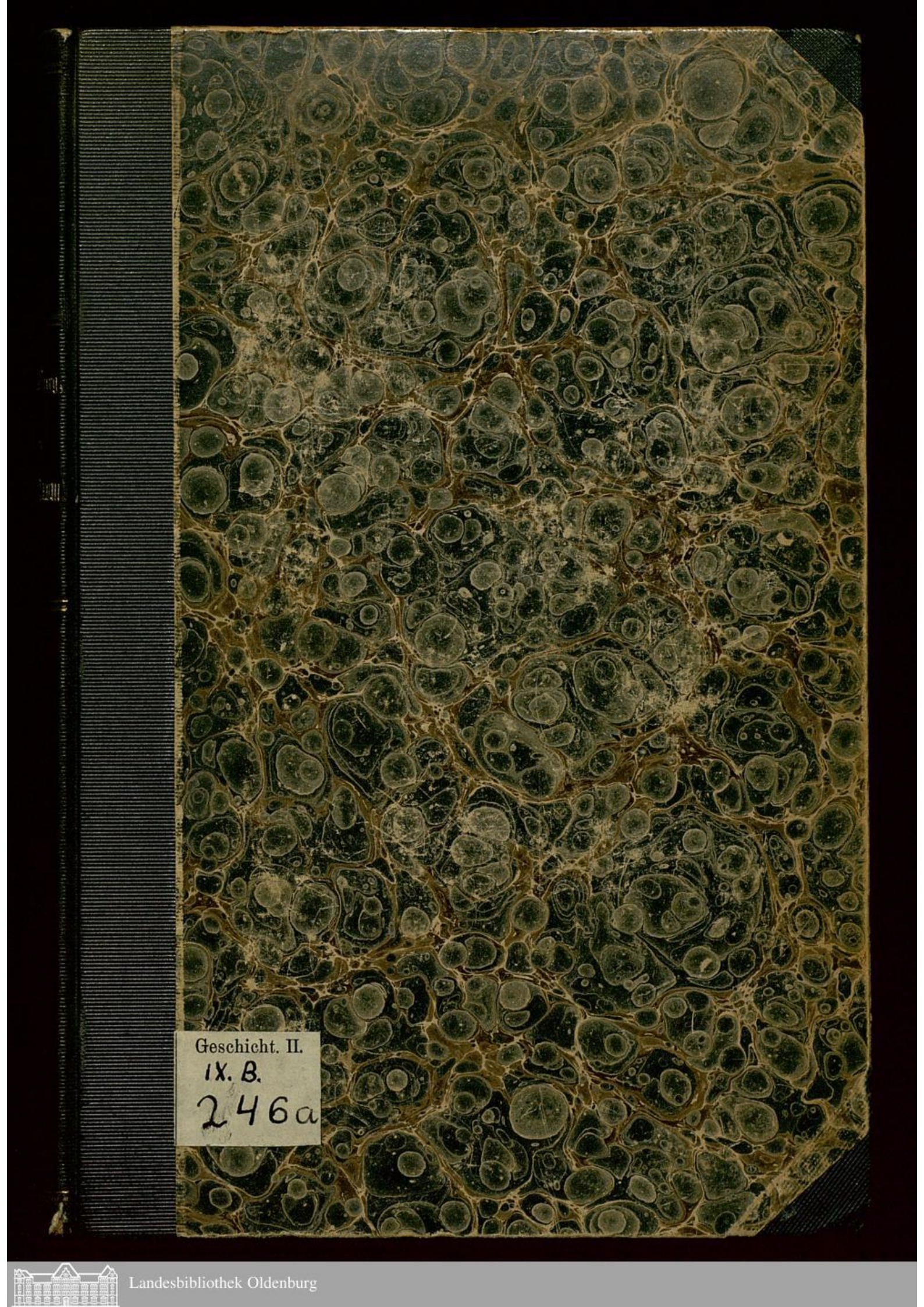
Digitalisierung von Drucken

Am Segensstrom des Evangeliums

Schauenburg, Ludwig

Oldenburg, 1912

urn:nbn:de:gbv:45:1-4822

The image shows the front cover of an old book. The cover is decorated with a traditional marbled paper pattern, featuring a dense, irregular arrangement of circular and oval shapes in shades of green, brown, and tan. The spine of the book, visible on the left, is bound in a dark, textured material, possibly black cloth or leather, with visible raised bands. A small, rectangular white paper label is affixed to the lower-left corner of the marbled cover. The label contains three lines of text: 'Geschicht. II.' in a serif font, 'IX. B.' in a similar font, and '246a' in a handwritten script.

Geschicht. II.

IX. B.

246a

Sahnenburg

Am

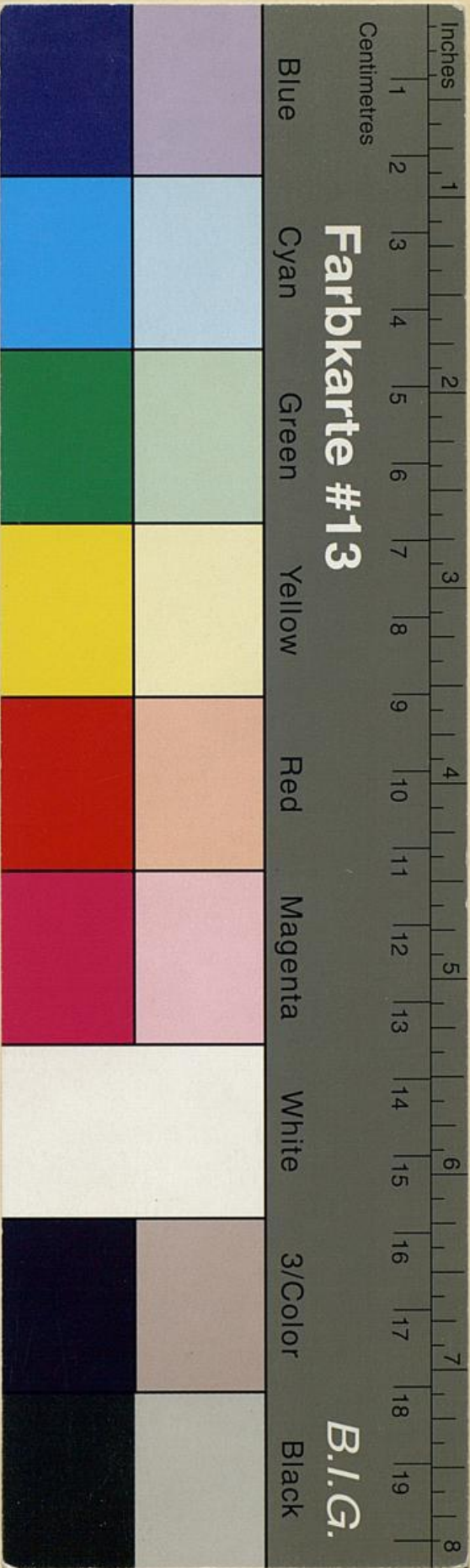
Lebensstrom

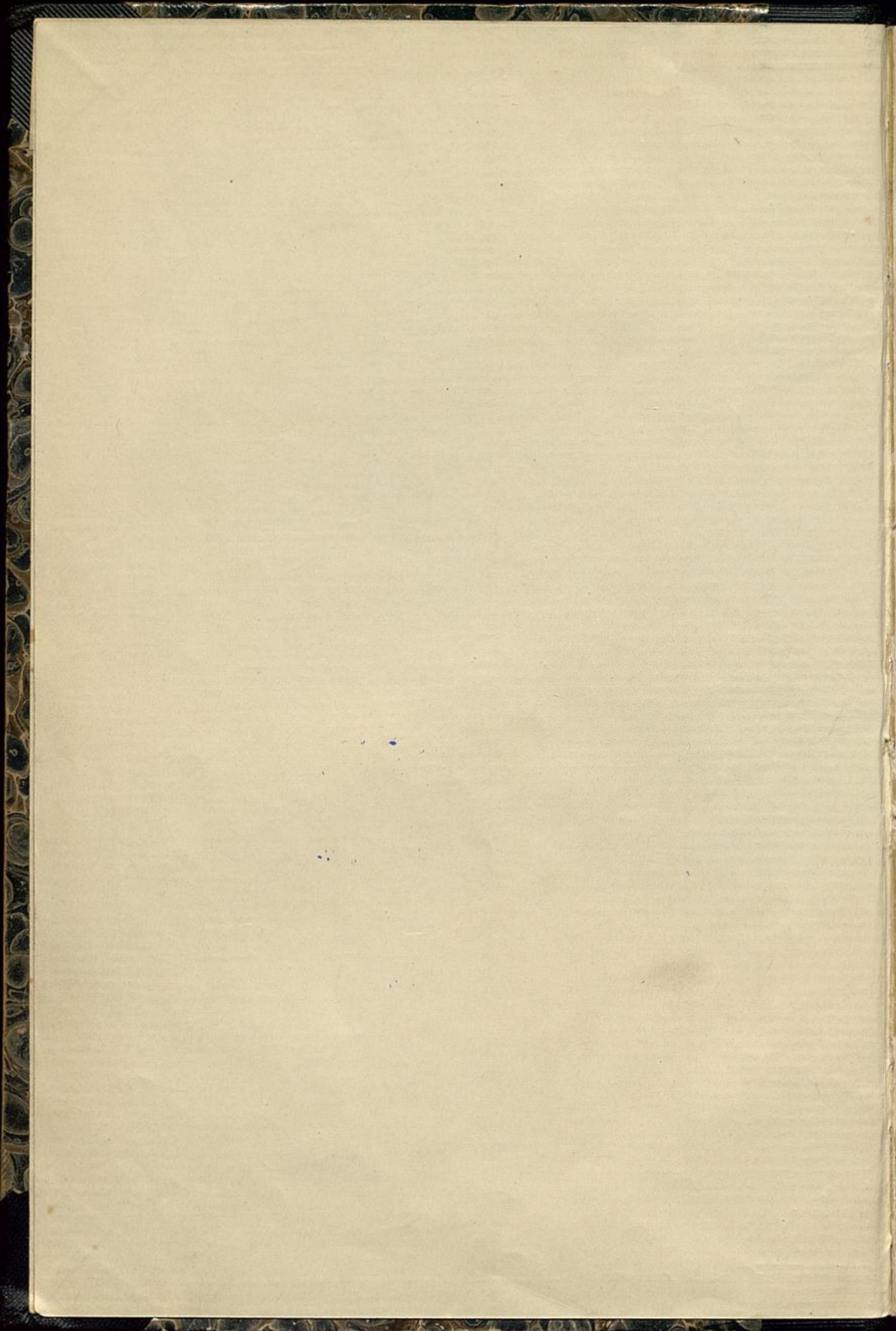
Geschicht. IX.

B.

246^a







Am Segensstrom des Evangeliums

Missionsstudien aus der kirchlichen Vergangenheit
des Herzogtums Oldenburg

von

Kirchenrat D. theol. Ludwig Schauenburg
weil. Pfarrer zu Golzwarden



Verlag von Eschen & Fasting in Oldenburg
1912

10

BIBLIOTHECA
OLDENBURGENSIS

1,50 M

Druck von Mehger & Wittig in Leipzig.



Dorwort.

Dem am 25. November 1909 verstorbenen Kirchenrat D. theol. Schauenburg waren vom Großherzoglichen evangelisch-lutherischen Oberkirchenrat die von der Landessynode zur Veröffentlichung von Arbeiten aus der Kirchengeschichte unseres Herzogtums bereitgestellten 900 *M* zur Herausgabe eines missionsgeschichtlichen Werkes bewilligt worden.

Dasselbe sollte neben einer Übersicht über die Entwicklung der Bestrebungen für die Heidenmission innerhalb der Oldenburgischen Landeskirche eine Reihe von kirchengeschichtlichen Vorträgen umfassen, die teils von dem Verfasser bei Missionsfesten im Lande schon gehalten waren, teils noch gehalten werden sollten.

Dem Verstorbenen war es nicht mehr vergönnt diese Arbeit zu vollenden.

Der Unterzeichnete, vom Großherzoglichen evangelisch-lutherischen Oberkirchenrat mit der Herausgabe der Arbeit beauftragt, konnte die Übersicht über die Missionsbestrebungen aus den sehr weit fortgeschrittenen Vorarbeiten unschwer fertigstellen. Dagegen lag für die noch geplanten Vorträge über die Klöster Hude und Blankenburg nur so geringes Material vor, daß es leider nicht möglich war, Arbeiten daraus zusammenzustellen, die als aus der Feder D. Schauenburgs stammend hätten gelten können.

Die übrigen Vorträge lagen druckfertig vor.

Der Unterzeichnete übergibt diese Arbeit der Öffentlichkeit, indem er im Sinne des Verstorbenen zu verfahren gewiß ist, wenn er allen denen herzlich dankt, die ihm zur Herausgabe derselben geholfen haben und den Wunsch ausspricht, daß dieselbe unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche, der er mit aller seiner kirchengeschichtlichen Arbeit hat dienen wollen, eine willkommene und förderliche Gabe sein möge.

Neuenhuntrorf, im Mai 1912.

Th. Schauenburg.

Inhaltsverzeichnis.

Zur Einleitung	1
Erstes Kapitel. Übersicht über den Entwicklungsgang der Bestrebungen für die Heidenmission innerhalb der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Herzogtums Oldenburg	4
Anhang	43
Zweites Kapitel. Oldenburgischer Aberglaube, ein Spiegel unsrer heidnischen Vorzeit	71
Drittes Kapitel. Das Kloster Östringersfelde	95
Viertes Kapitel. Willehadi Wirken und Sterben	112
Fünftes Kapitel. Das Benediktinerkloster Rastede	123
Sechstes Kapitel. Aus Stedingens kirchlicher Vergangenheit	135
Siebentes Kapitel. Friesenart und Kirchensegen	165
Achtes Kapitel. Missionsfest in Huntlosen 1868. Ein Blick in den Missionsfestbetrieb jener Zeit. Zum und vom Missionsfest in Delmenhorst 1869	185

Zur Einleitung.

Die Geschichte derjenigen Arbeit, welche im Gebiete der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Herzogtums Oldenburg für die Heidenmission geschehen, war bisher noch nicht geschrieben. Eine klare eindringende Kenntnis der Entwicklung jener Arbeit hat nur zu oft gefehlt. Bei den Wende- und Knotenpunkten, bei den Spaltungen und Reibungen hätte sie heilsame Dienste leisten können. Aber wie und woher war sie zu erlangen? Die alten Leiter und Vorarbeiter waren längst verschieden. Was sie wußten, nahmen sie mit ins Grab. Es ist nicht die Gepflogenheit des Oldenburger, Tagebücher oder Erinnerungen zu schreiben, der Trieb, Daten von mehr als zeitgeschichtlicher Bedeutung zu fixieren ist selten oder ihre Frucht bleibt verborgen. So war denn außer den Nachrichten, welche die Kirchlichen Beiträge, Sonntagsblätter und die Protokolle der Landes- und Kreissynoden, sowie die kirchlichen Gesetzblätter boten, der erhaltene Aktenbestand nur bei den Missionsvereinen, den Predigervereinen, oder in den Archiven des evangelisch-lutherischen Oberkirchenrates und der Missionsgesellschaften, welche zu unserer Landeskirche in Beziehung stehen, auch in den Pfarrarchiven zu suchen. Bisher war das nicht geschehen. Pastor Otto Ramsauers Übersicht, welche er für den Bremer Hilfsverein veröffentlichte, ruht nicht auf umfassender Quellenbenutzung. Vielleicht könnte man einwerfen, das genüge ja, weil das, was in unserem Oldenburgerlande für Mission geschieht, zu geringfügig sei. Bekanntlich steht es nach der Höhe der Missionseinnahmen an sehr niedriger Stelle.

Aber grade deshalb erscheint der Umstand, daß unsere Landeskirche in dieser so wichtigen Arbeitsleistung für die Heidenmission hinter anderen zurückgeblieben, dem Verfasser als ein dringender Anlaß, eine genaue Untersuchung anzustellen. Bedeutete es einen Zustand chronischer Erkrankung, so war nur auf diese Weise der Herd und damit zu ihrer Heilung der Weg aufzuweisen.



Wiederholt sind an den Verfasser Fragen um Aufklärung gekommen. Aber auch ohne das Bedürfnis einer gründlichen Beantwortung dieser Fragen zu befriedigen, lag es ihm daran, dem Plane, in der Veröffentlichung seiner zu verschiedenen Zeiten gehaltenen Missionsvorträge — ein Bild der Missionsgeschichte Oldenburgs zu liefern — in der Darstellung einer Geschichte dessen, was für die Mission geschah, den passenden Abschluß zu bieten.

In der freundlichsten Weise wurden die Bitten um Aktenmaterial dazu erfüllt. Es legt mir die Pflicht auf, meinen herzlichen Dank an die betreffenden Stellen auszusprechen, an den Großherzoglichen Oberkirchenrat für die Überlassung der die Mission und Missionsfeste betreffenden Akten des Kirchenarchivs, den Direktoren der Leipziger und der Hermannsburger Missionsgesellschaften, Herrn D. v. Schwarz und D. Haccius für die erteilten Auskünfte, dem Direktor der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen, Herrn Schreiber für Überlassung der das Verhältnis zu Oldenburg betreffenden Akten, dem Fräulein Julie Gramberg für die Einsichtgewährung in die Protokolle des Oldenburger Frauenvereins zur Evangelisierung der Tamulen, Herrn Pastor Wilkens, Oldenburg, für die erteilte Auskunft über die Verhältnisse der Oldenburger Frauenmissionsvereine, den Herren Pastoren Daniel Ramsauer zu Dedesdorf und Otto Ramsauer zu Dfen für die Überlassung der Akten aus dem Nachlasse ihres Vaters, soweit sie sich auf den evangelisch-lutherischen Pastoralverein und den von ihm gegründeten evangelisch-lutherischen Missionsverein beziehen, dem Herrn Pfarrer Lizentiat Lükens zu Frankfurt am Main für Übersendung seiner „25 Jahre allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsarbeit.“

Benutzt sind außerdem Haccius, Hannoverische Missionsgeschichte I. Teil (1. und 2. Auflage), die Akten des Holzwarder Pfarrarchivs, des evangelisch-lutherischen Predigervereins, des evangelisch-lutherischen Missionsvereins, und der Hanseatisch-Oldenburgischen Konferenz, die gedruckten Protokolle der Landessynode und der Kreisynoden der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Herzogtums Oldenburg, endlich das Oldenburger Kirchenblatt von 1852—1855, die Kirchlichen Beiträge von 1855 ff. und das neue Oldenburger Kirchenblatt, herausgegeben im Auftrage des Generalpredigervereins.

In einem Anhang sind einige Aktenstücke vereinigt, deren Druck und Erhaltung als wichtig erscheinen.

Ausdrücklich sei bemerkt, daß bei der Fülle von Stoff alle Akten nicht gleichmäßig, sondern nur soweit verwendet werden konnten, als sie dem Zwecke einer Übersicht und Entwicklungsgeschichte dienlich erschienen. Der Verfasser hielt es für geboten, seinen kirchlichen Standpunkt, welchen er der Missionsarbeit gegenüber einnimmt, offen klarzulegen. Möge man dementsprechend sein Bemühen werten, dennoch den verschiedenen anders gerichteten Bestrebungen gerecht zu werden. Den Segen, den der Verfasser von seiner Arbeit erhofft, möge der Herr der Mission ihr gedeihen lassen.

Golzwarden, im September 1909.

Schauenburg.



Erstes Kapitel.

Übersicht über den Entwicklungsgang der Bestrebungen für die Heidenmission innerhalb der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Herzogtums Oldenburg.

Schon im Anfange des 18. Jahrhunderts, als von Halle aus die ersten Missionsbestrebungen in Deutschland begannen und bekanntlich an dem Könige von Dänemark eine kräftige Stütze fanden, ward in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst die Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Die Grafschaften, seit Anton Günthers Tode an Dänemark gefallen (1667) wurden kirchlich von dorthier regiert und beeinflusst. Der Erlaß der Königlichen Regierung vom Jahre 1712,¹ welches 2000 Taler aus den Einkünften der Post für den Betrieb der Tamulenmission in Trankebar bestimmte, betraf auch die lutherische Landeskirche der Grafschaften und wurde ebenso wie der Erlaß über das collegium de cursu Evangelii promovendo (Kollegium zur Beförderung des Laufes des Evangeliums) vom Jahre 1715² von sämtlichen Kanzeln verlesen und war der erste Strahl, welcher von der aufgehenden Sonne der Heidenmission unser lutherisches Christenvolk erreichte. Wie tief er eindrang, ob der Gegensatz, welchen ohne Frage orthodoxe Einseitigkeit gegen dieses in ihren Augen vom Pietismus angefränkelte und ihm zum Vorspann bestimmte Werk „in Büchern und Schriften“ zugespitzt hatte,³ auch in den Grafschaften seine Vertreter fand, ist aus dem in Oldenburg vorhandenen Aktenbestand nicht mehr nachzuweisen. Aber wir vermuten nicht ohne Grund,⁴ daß es der scharfen und

¹ Corp. Const. Oldenburg Bd. 1, Nr. 17, S. 30.

² C. C. D. Bd. 1, Nr. 14, N. 36 ff. Siehe Anlage 1.

³ C. C. D. Bd. 1, Nr. 20, S. 43.

⁴ Vgl. den Vortrag des Verf. Kreissynodalprotok. von 1907, S. 99 ff.

schroffen lutherischen Pastoren nicht wenige gab, welche diesen die Missionsgegner scharfstreffenden Erlaß des auf oberliche Gewalt fußenden Pietismus mit innerem Widerstreben von der Kanzel verlasen. Waren die ersten Keime bald verdorrt, so erwies sich der Rationalismus, welcher gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Eintritt des Gottorper Hauses in die Regierung, sich rasch und radikal geltend machte, als nicht geeignet, die gehemmte Sache zu lösen oder neu zu befruchten. Gerade die Geschichte der Tamulenmission beweist es, daß jener seiner Zeit hochgepriesene Vernunftglaube nicht zur Förderung, sondern zur Zerstörung des christlichen Glaubens und Lebens und sonderlich eines kirchlichen Liebeswerkes wie die Mission auf dem Plane war.

Lange hat es gedauert, ehe der Oldenburgischen Landeskirche die Missionspflicht wieder zum Bewußtsein kam oder ihr auch nur von einzelnen Kreisen genügt wurde. Seit die Norddeutsche Missionsgesellschaft durch ihre Gründung in Hamburg (1836, April 11) und ihre später (1852) erfolgte Übersiedelung nach Bremen Oldenburgs Grenzen näher rückte,¹ schien sich die Sachlage zu ändern. Der Generalsuperintendent Böckel ließ durch Pastor Claussen, Oldenburg, im Jahre 1839 beantragen, den Generalpredigerverein, in dem sich seit seiner am 3. Oktober 1833 erfolgten Gründung² ein beträchtlicher Teil der Oldenburgischen Landesgeistlichkeit zusammensand, möge sich als Missionsverein konstituieren und jedes Mitglied, wenn irgend zugänglich, in seiner Gemeinde einen Ortsmissionsverein bilden. Mit wenigen Ausnahmen, zu ihnen gehörte der genannte Pastor Claussen, war die Geistlichkeit ebenso wie der Generalsuperintendent dem Rationalismus ergeben und doch ein solcher Beschluß! Vielleicht spielen hier alte Verbindungen und Beziehungen D. Böckels zu Hamburg und Bremen mit hinein. Er hatte an beiden Stellen ein Pfarramt bekleidet, ehe er 1836 nach Oldenburg berufen wurde. Aber die Macht des Oberhirten, so groß sie damals sein mochte, konnte zwar 40 Pastoren zur Fassung des großzügigen Beschlusses bewegen, aber in ihren Herzen nicht den Missionseifer zu seiner Ausführung schaffen.³ Nur in der Stadt Oldenburg und dem ihm

¹ Haccius, Hannov. Missionsgeschichte, II. Aufl. S. 365 ff.

² Kirchl. Beiträge, II. Jahrgang, S. 140 ff.

³ Vgl. Anlage 1. Bericht des Pastors Claussen, Oldenburg, an die Nordd. Mission. D. Predig. Oldenb., S. 157.

benachbarten Osternburg trat ein Missionsverein ins Leben, bei dem schon damals Pastor Claussen mit lebendigem Eifer im Vordergrund stand. Auch ein Missionsfest wurde abgehalten. Die Verhandlungen, welche 1843 darüber gepflogen wurden, geben einen denkwürdigen Einblick in die Stellung und Stimmung der leitenden Kreise gegenüber der Missionsfrage.¹ Der Generalpredigerverein, welcher die Anregung gab, wendete sich durch seinen Vorsitzenden, Pastor Trentepohl, Zwischenahn, an das Konsistorium. Das über die Einräumung der Lambertikirche gefragte Stadtministerium war „von der Angemessenheit und Wünschenswürdigkeit des beabsichtigten Missionsgottesdienstes vollkommen überzeugt, auch daß dadurch die Teilnahme an einer Angelegenheit“, die allen Christen ohne Ausnahme Herzenssache sein sollte, befördert werde. Es wurde dabei die Abhaltung einer Kollekte angeregt. Dazu aber war die Einwilligung des Großherzogs erforderlich. Bei dem Gesuch wurde betont, es wäre dabei die Absicht, eine solche Feierlichkeit, wie sie vielleicht in allen protestantischen Staaten Deutschlands begangen würde, jährlich zu wiederholen“ und empfahl der höchsten Stelle die Erteilung der Genehmigung auch zur Abhaltung einer Kollekte. Sie erfolgte. Die Veranstaltung der Sammlung wird durch Auslösung von Voten per Circulare weitläufig verhandelt. Man will sie durch einen Geistlichen abhalten lassen. Der eine beanstandet diese Nötigung, welche die Freiwilligkeit beeinträchtigt; die Not sei zu einer solch außergewöhnlichen Maßregel nicht groß genug. Dem andern empfiehlt sie sich der Einträglichkeit wegen. Ein Dritter betont, daß „im Publikum ein Interesse für die Missionsfrage nicht vorhanden sei und befürchtet das Anstößige eines solchen Verfahrens.“ Die Beckensammlung wurde beschlossen. Das Konsistorium erläßt am 7. September 1843 die Anzeige: „Mit Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Genehmigung wird am Donnerstag, den 28. September, in der St. Lambertikirche ein öffentlicher Gottesdienst zur Förderung des Missionswerkes gehalten werden, welcher morgens um 9 1/2 Uhr beginnen und mit einer Ausstellung von Becken zum besten der Mission verbunden werden wird. Was Haccius (II. Aufl. a. a. D. S. 348) von der Dänischen Mission schreibt, bestätigte sich auch hier: „eine fürstlich privilegierte Heidenmission kann nie eine christliche Volkssache werden.“ Das Fest hat keine

¹ Nach den Akten des Oberkirchenr.

Nachfolge gefunden. Der Beschluß,¹ dem von der Franckeschen Stiftung in Halle unter Dr. Niemeysers Leitung stehenden Missionswerke in Ostindien die ersten Gaben zu senden und damit die alte Verbindung Oldenburgs mit der Tamulenmission im Dänischen Ostindien wieder aufzunehmen, war verständig, aber die von dorthier erhoffte Anregung blieb aus. Man bemühte sich von Halle aus wenig um den jungen Verein, auch bewies er selber keine Anziehungskraft. Immer lässiger betrieben die ersten Vorsteher D. Böckel, Pastor Gröning und Herr v. Wedderkopp die Sache, zuletzt traten sie ausdrücklich oder stillschweigend aus. Dann, als nach wie vor jede namhafte Anregung von Halle ausblieb, ließ man die Gaben nach Barmen fließen, — es waren 1851 80 *fl.* Gold, 1852 85 *fl.* 1851 erhielt die Norddeutsche Mission in Bremen die erste Gabe von 79 *M.*, bis 1855 etwa 706 *M.* Man las die Norddeutschen Missionsblätter. Eine neue, aber bald sich verlaufende Anregung gab im Herbst 1850 Güßlaff durch einen Vortrag über seine Missionstätigkeit in China. Es trat übrigens nur eine geringe Anzahl von Männern und Frauen zu einem Verein für China zusammen, dabei, wie Carl Ramsauer bemerkt² Leute, die man nie in der Kirche sah. Geist wurde Vorsitzender, Carl Ramsauers Mutter erhielt die Leitung für die Frauen, aber man kam über die Abmachung eines Statuts nicht hinaus. Von vorne herein mehr humanistisch als christlich angelegt, entbehrte der Versuch der Lebenskraft und verendete.

Wer die Verhältnisse unserer Oldenburgischen Landeskirche kennt, ihre Loslösung von jeder Bekenntnisbindung im Jahre 1849 bedenkt, die erst 1853 durch die revidierte Verfassung wieder aufgenommen wurde, den kann das nicht wundern. Es gab freilich einige Geistliche von konfessioneller Entschiedenheit, die wie z. B. Pastor Friisius zu Tossens auf dem evangelischen Kirchentage die „kirchliche Revolution in Oldenburg“ offen bekämpften. Es waren Juristen da, die wenigstens aus konservativen Interessen die Loslösung der evangelischen Kirche von ihrem alten Rechtsboden beanstandeten. Aber diese Elemente genügten nicht, um schon jetzt die Verbindung der vorhandenen Missionskreise mit einer lutherischen Missionsgesellschaft zu betreiben. Selbst Carl Ramsauer, der bis 1854 Lehrer an

¹ Vgl. Anlage 2. Brief Carl Ramsauers v. 16. Febr. 1851.

² Anlage 2.

der Oldenburgischen Realschule blieb und ohne Zweifel schon damals das Recht und die Bedeutung des lutherischen Bekenntnisses für unsere Landeskirche erkannte, hielt die Zeit dazu für noch nicht reif. Er war froh, wenn er mit der Hilfe des tiefer angefaßten kleinen Kreises von evangelischen Christenmenschen, darunter Pastor Claussen und Pastor Gröning, der Direktor der Cäcilientöcherschule Dr. König, daneben auch das zur Brüdergemeinde gehörende und dahin steuernde kleine Häuflein, den Oldenburgischen Missionsverein durch die Wirren von 1848 hindurchretten und die Verbindung aufrecht erhalten konnte mit den wenigen Pastoren der Landeskirche, welche die Mission schätzten, Pastor Adalbert Meyer (Neuende), Pastor Meyer (Holle), Pastor Busse (Ovelgönne) und Pastor Schmidt (Großenmeer), die sich Missionschriften und Blätter senden ließen. Sie neigten aber nach Bremen und auch Carl Ramsauer hält die dahin seit 1850 angeknüpfte Beziehung fest, freilich mit der ehrlichen, brieflichen Erklärung an Treviranus, daß „ihm der Anschluß an eine lutherische Gesellschaft — es wird die Leipziger sein, an welche sich Mecklenburg seit dem 1. Mai 1850 angeschlossen hatte — lieber wäre.“ Es lag daher in derselben Linie, wenn Ramsauer 1853 in den Kirchlichen Beiträgen ausdrücklich auf Hermannsburg hinwies: hier wäre für unser lutherisches Land eine Gelegenheit geboten, an eine Missionsgesellschaft sich anzuschließen, wie wir sie nicht passender wünschen könnten, volkstümlich und kirchlich gemäß“. Vielleicht hätte diese Erwägung die Vorhand bekommen, wäre Carl Ramsauer in Oldenburg länger geblieben und der so warm für die Mission empfindende Kirchenrat Claussen durch sein Alter an tatkräftigem Eintreten nicht gehindert gewesen. Aber daß die örtlichen Missionsvereine in Holle, Tossens, Großenmeer und Dedesdorf ihre Gaben durch Ramsauers Hand noch 1853 nach Bremen dirigieren, zeigt den Mangel an einer Klärung. Offenbar war in Oldenburg die zum konfessionellen Missionsbetriebe im Gegensatz stehende Richtung seit Carl Ramsauers Eintritt in das Pfarramt zu Bardewisch (1854) im Wachsen. D. Nielsen, 1853 in den Oberkirchenrat berufen, tritt von nun an in den Vordergrund. Es wird die Frage aufgeworfen, mit welcher Missionsgesellschaft man sich verbinden oder ob ähnlich dem Ostfriesischen Missionsverein man seine Gaben unter verschiedene Gesellschaften verteilen wolle. Auch Oberkirchenrat Geist neigt nach Bremen. Als nunmehr diese beiden geistlichen Mitglieder des Oberkirchenrates sich

1854 neben den Geistlichen der Stadt Oldenburg und Osternburgs zum Vorstande des Oldenburg-Osternburger Missionsvereins wählen ließen, war der gliedliche Anschluß an Bremen nur noch vom Vereine zu genehmigen. Er ward am 28. Juni 1855 bei Gelegenheit des Bremer Missionsfestes vollzogen. Mallet begleitet den in Umlauf gesetzten Brief Nielßens, welcher den Anschluß erklärte, mit einem: „Gott sei Lob und Dank!“ Bis heute ist die Verbindung ununterbrochen bestehen geblieben.¹

Ohne Frage hängt auch mit diesem Verfahren, das auf die bisher mit dem Oldenburg-Osternburger Missionsverein in Zusammenhang gebliebenen konfessionell entschieden gerichteten Geistlichen keine Rücksicht mehr nehmen zu sollen glaubte, die Gründung eines evangelisch-lutherischen Pastoralverbandes im Jahre 1855 zusammen. Aber im Vordergrund stand ausgesprochenerweise der Gegensatz gegen die Kirchenverfassung, deren Revision (1853) das sogenannte Gemeindepinzip bestehen ließ, ohne genügenden Schutz gegen die Massenherrschaft zu bieten, noch mit der Predigerwahl völlig zu räumen. Auch die Landessynode von 1855 lehnte, gegen eine beträchtliche Minorität, darauf zielende Anträge ebenso ab, als die Ersatzpflicht für die den Geistlichen früher zustehende Abgabefreiheit und die Verluste infolge der Ablösungsgesetze. Der Verein setzte sich das Ziel „auf Grund des in den Bekenntnissen, namentlich, der Augustana ausgesprochenen Glaubens (Art. 1), sich selbst zu erbauen und zu erhalten (Art. 2), und diesen Glauben wie nach außen hin zu verteidigen, so nach innen hin ins Leben zu führen und in Gemäßheit ihres Bekenntnisses die Gestaltung der Landeskirche zu erstreben.“² Neben Pastor Greverus Oldenburg, der Vorsitzender wurde, und Carl Ramsauer treten Kemmers, Pastor zu Burhave, und vor allem Frisius, Pastor zu Tossens in den Vordergrund. Letzterer war eine wissenschaftlich tief gegründete, aber schroffe Kampfnatur, die von Opportunitätsrücksichten sich nicht bestimmen ließ. Auf der ersten Tagesordnung, 5. Dez. 1855, steht nicht bloß die Frage, in welcher Weise will der Verein an dem Gustav-Adolf-Verein und der Heidenmission mitarbeiten, sondern er stellt nach einmütigem Beschluß der Tagung jedem einzelnen Mitgliede die Aufgabe, einen Missionsverein zu sammeln und zwar mit dem Erfolge,

1855
Pastoral-
verband

¹ Anlage 14.

² Oldenb. Kirchenbl. 4. Jahrg. 1855, S. 271. Siehe auch Anlage 3.

daß schon 1856 eine Gabe von 152,80 *M* nach Leipzig abgeführt werden konnte.¹ Der am 3. Okt. 1855 versammelte Generalpredigerverein fühlte sich dadurch zur Gegenwehr berufen. Er will ebenfalls die Sache der Mission zu seiner eigenen machen, aber trägt Bedenken, sie sofort vor die Gemeinden zu bringen, um sie zur Gründung von Missionsvereinen zu veranlassen. Geh. Kirchenrat D. Niessfen, der referiert, streift in seinen Thesen nur die Bewegung des Pastoralverbandes, aber ohne Frage bildet diese den Hintergrund und daher kommt in der Annahme der Niessfenschen Thesen die konfessionell neutrale Haltung der Mehrheit unter den Geistlichen zum Ausdruck.² Wir lassen sie im Wortlaute folgen. „In Anerkennung, daß es für die Diener am Wort heilige Pflicht sei, sich selbst durch Schriftstudium und die Gemeinde durch Schriftauslegung immer mehr davon zu überzeugen, daß das Werk der Heidenmission eine Angelegenheit ist, die in dem Liebeswillen unsers Herrn und Meisters ihren Grund hat und daß es ebenfalls Pflicht ist, sich und die Gemeinde mit dem Gange des Missionswerkes nach dem Maße der Zeit und Kräfte immer mehr bekannt zu machen, beschließt der Generalpredigerverein darauf hinzuwirken, daß a) die Spezial-Prediger-Bereine Platz für fortgehenden Austausch über diese Sache finden, daß b) die Geistlichen ihren Gemeindegliedern durch Verbreitung von Missionschriften und Halten von Missions-Vorträgen in der Kirche oder in der Schule die nötige Kenntnis verschaffen und c) daß dieselben selbst fleißig seien zur notwendigen Liebeststeuer und auch Anderen dazu Gelegenheit geben.“

Wir sehen zunächst davon ab, welche Förderung die Interessen der Norddeutschen Missionsgesellschaft durch diesen mit Majorität angenommenen Niessfenschen Antrag erfuhren. Die Mitglieder des Pastoralverbandes³ hielten sich, ohne ihren Austritt zu erklären, von dem Generalpredigerverein fern und suchten ihren Missionsbestrebungen durch Anschluß an eine lutherische Missionsgesellschaft einen festeren Rückhalt zu geben. Carl Ramsauer erhält auf der Generalversammlung des lutherischen Missionsvereins zu Leipzig

¹ Vgl. Anlage 4.

² Kirchliche Beiträge zum Ausbau der evangelisch-lutherischen Kirche des Herzogtums Oldenburg auf dem Boden ihrer Verfassung. Bd. 1, 1855, S. 71 ff.

³ Wir verdanken diese Nachricht dem noch vorhandenen Aktenrest des Pastoralvereins, welcher aus dem Nachlasse des Pastors Carl Ramsauer stammt.

(1856) das Stimmrecht als Vertreter der konfessionell entschiedenen Missionsfreunde.

Einstweilen scheint der evangelisch-lutherische Pastoralverein als solcher die Zugehörigkeit zu einem lutherischen Missionsverein noch nicht festgelegt zu haben. Noch 1860, am 18. September, stellt Carl Ramsauer die Frage zur Tagesordnung: „Ist es wohlgetan, wenn wir unsere Missionsgaben und Kollekten dem Norddeutschen Missionsverein in Bremen zuwenden oder sollte uns nicht Hermannsburg und Leipzig näher liegen?“ Damit war aber die Gründung eines besonderen lutherischen Missionsverein in die Wege geleitet. 1861, Okt. 1. u. 2., ward dieselbe beschlossen, aber erst 1863 durch Feststellung eines Statuts abgeschlossen.¹ Der neue Verein stellte sich als evangelisch-lutherischer Missionsvereins im Herzogtum Oldenburg auf den Grund des Glaubens, wie er in den Bekenntnissen der evangelischen Kirche, namentlich in der Augsburgischen Konfession, ausgesprochen ist. Zum Zwecke setzte er sich die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden und zwar zunächst durch Unterstützung solcher Missionsgesellschaften, welche selbst auf dem Boden der evangelisch-lutherischen Kirche stehend, die Missionare auf das Bekenntnis dieser Kirche verpflichten und die durch ihre Predigt gewonnenen Heiden zu Gemeinden evangelisch-lutherischen Bekenntnisses sammeln und verbinden. Jedes Mitglied zahlte einen in sein Belieben gestellten Jahresbeitrag. Da die Statuten die Mitgliedschaft nicht auf die Vereinsmitglieder beschränkten, wollte man offenbar auch Nichtgeistlichen den Eintritt offen halten. Die vorhandenen Akten lassen nicht erkennen, daß es geschehen; sie nennen nur folgende 16 Pastoren, welche durch Unterschrift ihren Beitritt vollzogen. Es waren Pastor C. Ramsauer (Bardewisch), Rektor Orth (Delmenhorst), Pastor A. Barelmann (Wildeshausen), Pastor S. Barelmann (Großentneten), Pastor Müller (Ganderkesee), Pastor Claussen (Schönmoor), Pastor Rogge (Goldenstedt), Pastor Kuhlman (Hatten), Pastor Folte (Rastede), Pastor Meyer (Altenhunteorf), Pastor Hedderwig (Edwarden), Pastor Frisius (Tossens), Pastor Kemmers (Burhave), Pastor Büschelberger (Dedesdorf), Pastor Gramberg (Bockhorn) und Pastor Aren (Huntlosen).

In diesem lutherischen Missionsverein lebte der lutherische Pastoralverein fort, als er selber der Auflösung verfallen war.

¹ Vgl. Anlage 5.

Die Schuld trugen Mißhelligkeiten, welche sich in erster Linie durch den Gegensatz zu der von Pastor Frisius vertretenen Minderheit erklären, weil diese ein schrofferes, stürmisches Draufgehen gegen die in den seit 1855 erschienenen Kirchlichen Beiträgen hervortretende mittelparteiisch gezielte Richtung forderte. Die Oldenburger Art ist nicht darauf, sondern auf ein bedächtiges und auch im Ton maßvolles Vorgehen gestimmt, das an Carl Ramsauer seinen vorsichtigen und milden Vertreter fand. Schon 1857 berührt Ramsauer diese Gegensätze. In einem Anschreiben an die Mitglieder der Konferenz,¹ welche ihn zur Redaktion eines gegenüber den Kirchlichen Beiträgen geplanten lutherischen Kirchenblattes aufgefordert, bemerkt er: „Ich sehe vorher und habe bereits Vorschmack davon, daß ich hie und da dem Einen und dem Anderen bald als zu orthodox und konfessionell, auch als ein zu starker Gegner unserer ganzen Kirchenverfassung, bald wiederum als zu nachgiebig und latitudinär erscheinen werde. Ich werde streben, das Blatt möglichst konsequent und in einem Geiste zu erhalten — denn nur dann können wir auf Erfolg rechnen —, ich werde aber in Ton und Sprache vielleicht zuweilen als zu vorsichtig erscheinen, um nicht mehr zu sagen.“ Der Plan scheiterte. Die von Ramsauer beregten Gegensätze blieben, ohne anfangs das Einvernehmen zu stören. Noch 1861, als der Generalpredigerverein sich um eine Wiedervereinigung mit dem Pastoralverband bemühte, betonte C. Ramsauer, daß sie sich im Verbandsverhältnis durchaus wohl fühlten, auch eine gegenseitige Anregung gehabt, also keine Ursache hätten, in dem anders gerichteten Generalpredigerverein aufzugehen. Aber seit Ramsauer 1861 für den verstorbenen Pastor Greverus zum Vorsitzenden gewählt wurde und es blieb, lockerten Eifersüchteleien den Zusammenhang und damit Kraft und Bestehen des Vereins. Schon gegen Ende der sechziger Jahre war es mit dem Konferenzleben zu Ende gegangen. Nur der evangelisch-lutherische Missionsverein behielt seine Lebenskraft, und führte steigende Einnahmen nach Leipzig ab.²

Nicht nur in diesem konfessionell strenger gerichteten Kreise, auch bei den Vermittlungstheologen positiver Richtung bestand ein Gegensatz gegen das Gemeindeprinzip, vor allen gegen die Pfarrerwahl. Aber diese Bedenken traten in dem Anfang der sechziger

¹ Anlage 6.

² Anlage 4.

Jahre zurück. Nicht bloß bei den Laien, sondern auch bei den Geistlichen machte sich die Neigung zur Ruhe und die Abneigung vor Extravaganzen geltend. Was die Positiven von den Liberalen schied, schien vergessen zu sein. Die Wogen des Streites, welchen der Protestantenvereinliche Sturm seit 1865 in die deutschen Landeskirchen warf, erreichten zwar die Oldenburgische Landeskirche, aber dieser Strömung ein Bette zu graben in einem fest geschlossenen Verein und sie agitatorisch in die Laienkreise hinüber zu leiten, blieb doch einem Württemberger Theologen, dem seit 1869 in der Stadt Oldenburg zum ersten Pfarrer erwählten Pastor Spaeth vorbehalten. Er spielte eine Hauptrolle in dem evangelischen Predigerverein, der die Doppeltendenz des Protestantenvereins zu der seinigen machte, „auf dem Gemeindeprinzip eine deutsche Nationalkirche anzubahnen“ und „im Kampfe gegen die rückwärtsdrängenden Mächte das Christentum mit der gesamten Kulturentwicklung auszugleichen.“¹ Das agitatorische Vorgehen aber, welches den Streit in die Gemeinden trug, erregte nicht nur bei den konfessionell entschiedenen Pastoren, sondern auch bei solchen Geistlichen Befremden, welche bisher sich dem Vereinsleben gegenüber ablehnend verhalten, aber positiv gerichtet waren. So kam es zur Gründung eines evangelisch-lutherischen Predigervereins am 22. Oktober 1872. Der evangelisch-lutherische Pastoralverband wurde damit in die Ecke gedrückt. Pastor Frisius und seine Gesinnungsgenossen lehnten den Eintritt in den neuen Verein stillschweigend ab, während Carl Ramsauer und seine Freunde ihn vollzogen. Sie konnten es, ohne ihre bisherige Stellung der Kirchenverfassung gegenüber und namentlich zu dem Bekenntnisse zu verleugnen. Denn das Statut vermied die Spezifikation der kirchlichen Aufgaben, aber stellte ihre Norm durch die Bekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche unmißverständlich klar. Allen Geistlichen und Kandidaten des Predigtamtes stand, wenn ihre Meldung durch Wahl des Vereins angenommen und gegen Unterschrift der Statuten, aber auch Nichtgeistlichen unter gleichen Bedingungen der Eintritt frei.² Es vereinigten sich 26 Geistliche auf dieses Programm, zum Teil Angehörige des früheren Pastoralverbandes, aber auch neue, welche keinem der früheren Vereine angehört hatten.

¹ Gaie, Kirchengeschichte, IV. T., II. Abt., S. 633.

² Vgl. Anlage 7 u. 8.

Es ist charakteristisch für die zuwartende, um nicht zu sagen formlose Art des zum Vorsitzenden erwählten Carl Ramsauer, daß das heimische Missionswerk auch nach dem Eingehen des lutherischen Pastoralvereins von ihm weiter geführt, sowie das ihm vor dessen Gründung von der Generalversammlung in Leipzig verliehene Stimmrecht ausgeübt wurde. Bis 1877 befaßte sich der evangelisch-lutherische Predigerverein offiziell nicht mit der Missionsfrage. Von da an bildete sie einen ständigen Gegenstand der Beratung, namentlich auch die Abhaltung der Missionsfeste. Aber erst 1884, nach Ramsauer Tode (1883) konstituierte sich der evangelisch-lutherische Predigerverein statutarisch zugleich als Missionsverein, dem alle geistlichen Mitglieder angehörten, aber auch Nichtkonferenzgenossen gegen einen Jahresbeitrag beitreten konnten.¹ Mit dem Erlöschen des Pastoralverbandes hörte die offizielle Verbindung mit Hermannsburg auf. Der Zusammenhang mit Leipzig, welcher bis 1884 fortgeführt war, ward und zwar ausschließlich festgehalten und auf der Generalversammlung von dem jeweilig dazu Bestimmten das Stimmrecht, nicht selten aber durch Vertretung ausgeübt. Nur vorübergehend von 1896 bis 1901 ist die Judenmission mit einem Jahresbeitrage von 75 *M* unterstützt worden.

Wir sind der Entwicklung des Vereinslebens vorausgeeilt und kehren uns nunmehr zu seiner Auswirkung. Der Versuch des warm für die Mission interessierten Pastor Adelbert Meyer in Neuende, daselbst am 29. Juni 1856 einen außerordentlichen Gottesdienst zur Förderung der Heidenmission abzuhalten, scheint ebenso wenig als das erste 1843 abgehaltene Missionsfest weitere Nachfolge gefunden zu haben. Er ward zwar von 50 einheimischen und auswärtigen Missionsfreunden besucht und Meyer erbittet die Genehmigung, „wo möglich monatlich auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, er wird sie erhalten und ausgenutzt haben, aber was er gesät, fand nach seiner 1861 erfolgten Übersiedelung nach Holstein keine Pflege.“ So bleibt es das Verdienst des lutherischen Pastoralvereins, daß er mit der Veranstaltung von Missionsfesten energisch voranschritt. 1861 ward das erste in Ganderkesee gehalten. Es bedurfte dazu, weil ein außerordentlicher Gottesdienst gehalten wurde, einer Genehmigung des Oberkirchenrates. Sie erfolgte, auch dafür, daß die Liturgie (Reskr. vom 15. Dezember, 1885)

¹ Vgl. Anlage 9.

reicher als die bestehende ausgestaltet würde. Bei diesem ersten Missionsfeste hielt Pastor Frisius, Tossens, die Predigt, Carl Ramsauer den Missionsbericht, Rektor Drth (Delmenhorst) die Liturgie und bei Fortsetzung des Festes im Delmenhorster Tiergarten Louis Harms von Hermannsburg außer anderen Geistlichen eine Ansprache. Das Fest war gut besucht. Von Oldenburger Pastoren erschienen Barelmann von I und II, Folte, Frisius, Meyer (Neuende), Müller, Büschelberger, Ramsauer, Rogge, Drth, Meyer (Holle), Gramberg (Bockhorn) und Timmen, also nicht bloß Mitglieder des Pastoralvereins, und von den Kandidaten Focken, Kumpf, Dr. Koch. Der Oberkirchenrat ließ sich, wie erbeten und zugesagt, durch Geheimen Kirchenrat Nielsen vertreten.

Es folgten diesem ersten Missionsfeste eine bis auf heute fast ununterbrochene Reihe von Festen. Vereinsbeschluß war, die Feste jährlich einmal und wenn irgend möglich wenigstens zweimal hintereinander in derselben Gemeinde zu halten, um den Eindruck der Missionsfrage, welche ja den meisten Gemeinden neu war, zu verstärken. So weit die uns zur Verfügung stehenden Nachrichten reichen, öffnete sich Ganderkesee auch 1862 dem Feste und der Oberkirchenrat erteilte „gerne“ seine Genehmigung, dann folgte 1863 Rastede, 1865 Hatten, 1866 und 1867 Wildeshausen, wozu von der Norddeutschen Mission Missionar Knecht mit einem Vortrage und Johannes Büttner (Hannover) als Festprediger erschien, 1868 Huntlosen, wo Joh. Ruperti die Festpredigt und auch Nachmittags einen Vortrag hielt. Man hatte also die Bestimmung, daß nur inländische Pastoren die Festarbeit verrichten sollten, fallen lassen. Keinenfalls hatte das Auftreten von Louis Harms dazu Anlaß geboten, sondern etwa die Erwägung, daß die Oldenburger Pastoren sich dadurch fester und tiefer in die Missionsfrage einarbeiteten, auch die Oldenburger Art besser zu berücksichtigen wüßten, jedenfalls aber nicht geringe Reisekosten damit für die Missionskasse erspart würden. Aber fremde Namen ziehen besser und für eine unbekanntere Sache Festpredigten und Ansprachen zu halten ist eben nicht jedermanns Gabe.¹ Der Eindruck, den Louis Harms gemacht, war ein nachhaltiger. Die Verbindung mit Hermannsburg blieb seit 1861 erhalten, die Statuten des vom Pastoralverein gegründeten

¹ Wir verdanken diese Nachrichten Herrn Missionsdirektor D. Haccius für Hermannsburg.

evangelisch-lutherischen Missionsvereins¹ legten $\frac{1}{3}$ der Jahreseinnahme für Hermannsburg fest. Auch nach dem Erlöschen des Pastoralvereins hielten sich Missionstreife in den Gemeinden Großkneten (Althorn und Sage) und Dedesdorf, auch Private in Oldenburg zu Hermannsburg, und steuerten dahin jährlich bis heute etwa 180 M. Sie stellten aber zu den Oldenburger Missionsfesten sich stets als treue Besucher ein und der Großkneten Posaunenchor hat keine Opfer an Zeit und Kraft gescheut, um der Schönheit der Feste auch die musikalische Weihe und dem Gesange im Freien mehr Halt zu geben.

Im Anfang ward jährlich nur ein Fest veranstaltet, später als Carl Ramsauer 1865 nach Osternburg versetzt war, hielt dieser auch hier noch sein Jahresfest für die Leipziger Mission, worin ihm seine nächsten Nachfolger, vor allen Pastor GöUlrich nacheiferten.

Daß die Kenntnis der Missionsfrage durch Abhaltung regelmäßiger Missionsstunden zu fördern, sich nur in einigen wenigen Gemeinden ermöglichen ließ, ist eine beklagenswerte Tatsache, für die aber nicht allein die Pastoren verantwortlich zu machen sind. Es stehen die Missions- wie die Bibelstunden bei unserem Volke unter dem Vorurteile pietistischer Treiberei und werden, wo religiös angeregte kleine Kreise sich finden, nur aus diesen, sonst aber nur spärlich besucht. Leichter wurde es, durch Abhaltung von Missionsfesten sich Eingang zu verschaffen. Sie waren von Anfang nicht bloß Sammelpunkte der Missionsfreunde, sie wirkten und warben für die Mission als Pioniere. Es gelang dafür die Kirchenräte, namentlich in den Geestdistrikten, zu gewinnen, wo sich die kirchliche Sitte noch nicht so wie in den Marschen gelockert hatte. Den Bemühungen Roths, der seit 1896 Pralle als erster Pastor folgte, gelang es schon vorher, diesen zu bestimmen, daß er abwechselnd mit dem Gustav-Adolfsfeste die Abhaltung des Landesmissionsfestes in der Lambertikirche, einräumte.

Bis 1881 dagegen wagte man die Gemeinden im Zeverlande, bis 1889 die Gemeinden in Stad und Butjadingerland nicht darum anzufragen, ihre Kirchen den Missionsfesten zu öffnen. Das überraschende Gelingen des Festes in Schortens 1881 bewies, daß auch auf diesem Gebiete nur der fröhliche Glaubensmut vorwärts bringt.

¹ Vgl. Anlage 5.

Als auf Vorschlag des Verfassers — damals Pastor in Pakens — der Severländische Generalpredigerverein sich dafür entschied und Pastor Anton Doel den Schortenser Gemeindefkirchenrat dafür gewonnen hatte, ging die Sache ohne Anstand vorwärts. Schortens war geschickt gewählt, durch die Nähe von Ostfriesland die dort einheimische Festsitte in der Gemeinde nicht unbekannt. Der Ortspfarrer verstand es, die Leute dafür zu gewinnen und viele Hände zu beschäftigen; der Festplatz am Fuße der Klosterruinen zu Östringerfeld war für die Nachmittagsfeier wie geschaffen, die Ostfriesischen Nachbargemeinden hatten auf freundliche Bitten aus ihren Gemeinden regen Besuch versprochen, die Lokalpresse ihre Spalten für Agitation geöffnet. Das Jahr 1881 galt als die 1000 jährige Wiederkehr des Tages, wo im Borkeler Meer 881 Willehadus den ersten Heiden getauft haben sollte und diese Stätte lag in der Gemeinde Schortens — kurz, viele Umstände, treue Borarbeit und nicht zuletzt anhaltende Fürbitte trugen dazu bei, daß die große, stattliche Schortenser Kirche an einem Wochentage gedrängt gefüllt wurde und ebenso auf den kleinen Anhöhen um die Klosterruine ein reiches Festleben sich entwickelte. — Wenn seitdem, wie die Feste des Gustav-Adolfs-Vereins — wir kommen noch darauf zurück — die Missionsfeste ständigen Eingang in das Seerland fanden, so hatte das Schortenser Fest die Bahn dazu gebrochen.

Das Gleiche gilt für das am 7. August 1889 in Golzwarden zum Gedächtnis an die 1000 jährige Wiederkehr des Todesjahres von Willehadus gefeierte Fest. Dieser hatte in Butjardingen nachweislich gewirkt und war am 8. November 889 zu Blegen verstorben. Es gelang freundlicher Bitte des nach Golzwarden seit 1886 versetzten Verfassers, die Organe der Kirche, der Schule und der bürgerlichen Gemeinde zur Mithilfe bei den Vorbereitungen zum Feste zu gewinnen, und ebenso treue und bereite Hilfe für Festpredigt und Vorträge zu finden. Das Fest war gut besucht und 152 M. Kollekte für eine an das Geben für die Mission nicht über die Pfingstkollekte hinaus gewöhnte Gemeinde ein mit Dank aufzunehmendes Hoffnungszeichen, daß die Arbeit nicht vergeblich gewesen. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die für die Missionsarbeit willigen Gemeinden wie auf der Geest, so auf der Marsch. 1891 konnten schon 5 Feste, von 1892 an in jedem der 7 Synodalkreise je eins jährlich, oft noch mehr abgehalten werden. Die geistlichen Mitglieder des Oberkirchenrats Herr Geh. Kirchenrat D. Hansen

781
siehe die Ordner 100-107.
n. O. 114.

789



und Herr Geh. Kirchenrat Ramsauer halfen bereitwilligst mit Predigt oder Vortrag bei den Missionsfesten. So verloren unsere Gemeinden ja mehr und mehr die Vorurteile, welche ihnen von einer solcher Reichsgottesarbeit lange das Widerspiel haltenden Presse eingeimpft waren. Auch Geistliche, welche dem liberalen Predigervereine angehörten oder ihm doch zuneigten, gaben der örtlichen Kirchenvertretung Anlaß, die Kirchen der Mission zu öffnen, ja fanden sich vereinzelt willig, Predigten oder Vorträge auf den Festen zu halten.

Der evangelisch-lutherische Predigerverein, als er 1897 das Fest seines 25 jährigen Bestehens feierte unter dem Voritze Pastor Schauenburgs, des dritten Leiters, nachdem 1883 der hochverehrte, alte Streiter für die Mission gestorben und sein ebenso eifriger, als entschiedener Nachfolger im Präsidium, Pastor Roth-Oldenburg, davon wegen Überbürdung durch die provisorische Leitung des Diaconissenhauses zurücktrat, sollte freilich nicht ohne Sorge die Schwelle seiner 25 jährigen Wirksamkeit für die Mission überschreiten. Es war kein Geheimnis mehr, daß die Freunde der Norddeutschen Bremer Mission an eine straffere Organisation dachten und sie erfolgreich durchsetzten. Jüngere Mitglieder des lutherischen Predigervereins, die einer konfessionell exklusiven Richtung abhold, namentlich ein Hineintragen der Konfession in die Arbeit unter den Heiden für nicht geboten hielten, auch ältere, welche nach Bremen von früher Beziehungen unterhielten, zeigten sich den Plänen der Leitung der Norddeutschen Mission willfährig.

Die Arbeit des lutherischen Predigervereins für die Mission ward dadurch zwar nicht erleichtert, hat aber darüber nicht geruht. Wenn es vor der Jahrhundertwende noch nicht gelang, ein Netz von örtlichen Missionsvereinen über unsere Landeskirche zu ziehen, so gingen doch von den Festen und durch die kirchliche Presse Aufklärungen und Anregungen aus, so daß das Missionswerk gerechter, ja sympathischer beurteilt wurde. Die Haltung der politischen Presse spiegelt diesen Umschlag in den beiden letzten Jahrzehnten wieder. Als eine schöne Gabe dürfen wir das kleine, auf Kosten des Vereins herausgegebene Missionsliederbuch von Daniel Ramsauer, Pastor zu Dedesdorf, des Sohnes von Carl Ramsauer, nennen. In vier Missionsheften, die D. Schauenburg herausgab, und darin zum Zwecke der Mission gehaltene Vorträge niederlegte, ward der Versuch gemacht, das Interesse für die Mission durch geschichtliche

Überfichten zu gewinnen, indem sie die segensreichen Folgen der Missionierung des Oldenburgerlandes bis auf die Gegenwart beleuchteten.¹ Nicht minder willig und treu dienten die Oldenburger Ausgabe des „Nachbarn“, früher durch Pastor Schauenburg (Bakens und Holzwarden), jetzt durch Pastor Tönniesen (Esenshamm) besorgt und namentlich auch der von Pastor Wilkens (Oldenburg) mit großem Geschick redigierte „Kirchliche Anzeiger“. Ebenso stellten sich die ganze Zeit hindurch, wo von einem Oldenburger Missionsbetriebe die Rede sein kann, die verschiedenen Ausgaben des Oldenburger Kirchenblattes bis auf die letzte, von Pastor Iben-Bechta mit Umsicht redigiert, getreulich der Berichterstattung und der Werbearbeit für die Mission zur Verfügung.

Wir müssen noch schließlich der Gründung eines Oldenburgischen Frauenvereins zur Evangelisierung der Tamulen als des jüngsten lutherischen Missionstriebes gedenken. Veranlassung bot dazu ein Vortrag, den Missions-Dir. D. v. Schwarz aus Leipzig 1895 auf dem Oldenburger Feste für Innere und Äußere Mission über das Elend der Tamulischen Frauenwelt und die Bestrebungen christlicher Frauen im Dienste der Leipziger lutherischen Mission zu ihrer Linderung, die sog. Senanamission gehalten hatte. Es gelang der ebenso warmen als geschickten Werbearbeit des Fräulein Julie Gramberg (Oldenburg), die Zahl der weiblichen Mitglieder des am 23. September 1895 gestifteten Vereins auf 118 zu bringen, die sich in der Folgezeit 1899/1900—1904/5 auf 138 hob, 1905/6 aber durch Sterbefall, Wegzug und vereinzelt Austritte auf 121 minderte. Die Leitung führte ein Vorstand von fünf Mitgliedern. Eine rege Tätigkeit entfaltete namentlich Fräulein Gramberg, sie hielt in einem ihr von der Direktion zur Verfügung gestellten Saale der Thalenschule an jedem ersten Montage des Monats eine Missionsstunde, wo in der Regel von jener, als der erwählten Vorsteherin Mitteilungen aus der Missionsgeschichte gemacht wurden. Die Büchsenansammlungen erbrachten im ersten Jahre 45 *M.*, wovon Kleiderstoff für die Tamulischen Frauen und -mädchen angeschafft und verarbeitet wurde. Das Streben, außer der Stadt Oldenburg ähnliche Vereine zu gründen, hatte an nur einigen Stellen Erfolg. Wer das Widerstreben unserer ländlichen Gemeinden, sich mit Jahresbeiträgen zu binden und eine regelmäßige Vereinsstätigkeit zu entfalten, kennt, der

¹ Vgl. die in den folgenden Kapiteln abgedruckten Vorträge.

wird es begreifen, wenn auch bedauern. Aber es liefen doch namentlich aus den städtisch zusammengeschlossenen Orten Gaben ein, aus Wildeshausen durch Pastor Rodiek 81,60 *M* für 1895, 31,75 *M* für 1896, aus Westerstede durch Frau Pastor Barelmann 12,50 *M*, aber auch aus Dedesdorf durch Frau Pastor Ramsauer 1896 13,50 *M*, ferner durch Frau Pastor Aven, Ederwecht, 1895 18 *M*, durch Frau Pastor Conze 3 *M*, aus Langwarden 1896 6 *M*, aus Bardewisch 6 *M*, aus Barel 3 *M*. — Die Beiträge aus Westerstede, Wildeshausen, Dedesdorf und Langwarden erbrachten 1897 73,45 *M*. Dann scheinen sie, von Westerstede und Dedesdorf abgesehen, aufgehört zu haben. Auch in Oldenburg blieb trotz der rührigen Arbeit des Vorstandes der Besuch der Missionsstunden nicht so rege als anfangs, während der Ertrag des Jahreseinkommens sich seit 1897 durchschnittlich zwischen 500 und 600 *M* erhielt. 1895 waren es 316 *M*, 1896 682 *M* (darunter aus dem Nachlaß einer Verstorbenen 100 *M* und 300 *M* von einem Schwesternpaar), 1897 532 *M*, 1898 570 *M*, 1899 550 *M*, 1900 476 *M*, 1901 520 *M*, 1902 476 *M*, 1903 544 *M*, 1904 495 *M*, 1905 540 *M*. Der Verein ist 1906 dem Frauenmissionshilfsverein der Norddeutschen Missionsgesellschaft beigetreten, wodurch die gemeinsame Mitgliederzahl auf 163, die Einnahme auf 578 *M* stieg, die nun zu gleichen Teilen nach Leipzig und Bremen abgeführt wird. Schon früher veranstaltete dieser Oldenburger Frauenmissionshilfsverein jährlich eine Verlosung, der seit 1873 $\frac{1}{3}$ des Ertrages für Leipzig bestimmte, während von nun an auch dieser Posten unter Bremen und Leipzig nachbargleich geteilt wird. Wir kommen noch auf diesen Zusammenschluß der beiden Missionsbestrebungen zurück,¹ um uns zunächst der Arbeit wieder zuzuwenden, welcher der Bremer Norddeutschen Mission sich zuwendete.

Die Verbindung dieses Missionskreises mit der Bremer Leitung bestand schon seit 1851, nahm aber erst seit 1855 einen regulären Charakter an.² Bei der weiteren Entwicklung stehen zwei Männer im Vordergrund, welche ihren Einfluß als geistliche Mitglieder des Oberkirchenrates für das Bremer Missionswerk in die Waagschale werfen, Geh. Kirchenrat Nielsen und Oberkirchenrat Geist. Schon kirchenpolitisch als überzeugte Vertreter der von dem lutherischen

¹ S. 41.

² Vgl. S. 7.

Pastoralverbände bekämpften revidierten Verfassung von 1853 standen sie in einem prinzipiellen Gegensatz zu dieser Gruppe entschieden lutherisch gerichteten Männer. Es hätte die Anerkennung der konfessionellen Grundlagen, wie sie Art. I u. II der Verfassung aussprechen, eine Brücke bauen können, wenn nicht Nielsen wie Geist als Vermittlungstheologen einem Latitudinarismus gehuldigt hätten, dem Gleichgültigkeit gegenüber konfessionellen Verschiedenheiten als Geistesfreiheit und die Anerkennung vollster Gleichberechtigung der Richtungen als kirchenregimentliche Pflicht der Toleranz erschien. In Hermannsburg sowohl als in Leipzig wehte ein anderer Geist. So war es gegeben, daß sie mit den leitenden Kreisen der Norddeutschen Mission sympathisierten. Zwar war auf der Generalversammlung zu Hamburg im Jahre 1844, noch statutarisch festgesetzt, daß „die Gesellschaft bei ihrer gemeinsamen Missionstätigkeit die auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 übergebene Konfession — es ist die sog. *confessio Augustana invariata* — zugrunde lege,¹“ aber damit war, wie die weitere Entwicklung lehrt, wenig gewonnen. In Bremen bestand nach wie vor die Überzeugung, daß zwischen den positiven Elementen, sei's lutherischer oder reformierter Herkunft, nur Unionsbetrieb sich ermögliche und diese Richtung der heimatlichen Leiter wirkte naturgemäß auf den Missionsbetrieb dort draußen ein. Um so mehr gilt dies, als die Missionare ihre Bildung im Baseler Missionshause empfangen. Basel steht mit dem einen Fuße in dem evangelisch-lutherischen Württemberg, mit dem andern in der reformierten Schweiz. Hier galt der konfessionelle Missionsbetrieb für Beschränktheit. Aber Unzuträglichkeiten daheim wie draußen konnten nicht ausbleiben. So war der zweite Paragraph mit seiner *confessio invariata* zu einer unstimmen Signatur geworden, und die Entfernung dieses Bekenntnisses ein Gebot der Realpolitik. Reformierte und Lutheraner gehören zur Gesellschaft; — und jedenfalls dient dieser Charakter einer gemischten Mission nicht zur Erleichterung ihrer Aufgabe.

Wer aber wollte und dürfte das warme, evangelische Leben verkennen, welches die Norddeutsche Mission von Anfang an und namentlich dann durchflutete, als ihre Arbeit unter dem Ehevolk fruchtlos zu sein schien. Die Ausdauer, mit welcher man trotzdem, auch über den Gräbern der dem mörderischen Klima erliegenden

¹ Haccius, Hann. Missionsgesch. I. Teil, S. 371.

Missionare das Werk hochhielt und unter des Herrn sichtbarem Segen hochbrachte, verdient die aufrichtigste Bewunderung, — ein niedersächsisch geprägtes „numquam retrorsum“, dessen Metall aus den Tiefen der Gottesgnade gehoben ist. War es zu verwundern, daß solche Wärme dauernd auf die positiven Elemente der Oldenburgischen Landesgeistlichkeit Anziehungskraft ausübte? Was hier an evangelischem Leben sich regte, war abgesehen von dem entschiedener zum Bekenntnis sich haltenden mittelparteilich bestimmt und eher geneigt, dem Liberalismus als dem Konfessionalismus Raum zu geben. Die Gleichberechtigung nicht nur der Konfessionen, sondern der positiven und liberalen Richtungen bestimmte das Milieu der Landeskirche und bewirkte, daß Anhänger der letzteren, wenn sie sich nicht ablehnend verhielten, eher nach Bremen als nach Hermannsburg oder Leipzig sich neigten. Dazu und das wurde mit Recht immer wieder betont und in seinen Folgen erklärlicherweise auch ersichtlich, fiel die Nähe Bremens ins Gewicht. Von dorthier waren die Anregungen leichter zu geben und weniger kostspielig zu holen als von Hermannsburg oder Leipzig. Nach dorthin gab es persönliche Beziehungen mit hervorragenden Kräften wie Treviranus und Mallet, Vietor und Zahn. Dort besuchte man die Missionsfeste, von dort kamen je und je Missionare, besonders aber Missionsinspektor Zahn zur Abhaltung von Missionsvorträgen herüber; so außer dem nach Oldenburg verzogenen Missionar Bultmann 1861 der Missionar Steinemann nach Oldenburg, 1863 jener nach Zetel und Missionar Knecht nach Oldenburg, Zetel und Kastebe, Missionar Längle 1890 nach Oldenburg, 1891 Missionar Däuble, sowie Missionar Bintsch auch 1895 nach Oldenburg. Am 19. April 1860 wurde der Bremer Missionskandidat Johann Hermann Konrad Weyhe, 1833 am 2. Juni in Oldenburg als Sohn des Maurers Weyhe geboren und in Basel (1855 bis 1860) vorgebildet, in der Oldenburger Stadtkirche vom Geh. Oberkirchenrat Nielsen unter Assistenz der Pastoren Greverus, Bralle und Ibbecken ordiniert, weil „er lieber in der lutherischen Kirche Oldenburgs als in der Bremer reformierten die Amtsweihe erhalten“ wollte. Im Ordinationseide versprach er, „das Wort Gottes nach dem Inhalte der heiligen Schrift und nach Anleitung der Augsburgischen Konfession, die Sakramente nach göttlicher Ordnung der heiligen Schrift und jener Konfession gemäß zu verwalten.“ Diese erste Ordination eines Missionars war durch den Großherzog genehmigt. Es heiße zwar,

— schreibt Nielsen: „ne quis ordinetur sine titulo“, aber man dürfe die Mission selbst als genügenden Ordinationstitel ansehen (Richter, Kirchenr. ed V, S. 425, Böhmer, jus eccl. lib. I, tit. 11, Nr. 26.) und sei dies nach dem Vorgange der Königlich Dänischen Missionsbestrebungen geschehen, welche auch in der Oldenburgischen Landeskirche seinerzeit zur Anwendung gekommen. (C. C. O. I, Nr. 19, S. 36). — Weyhe ist der erste Oldenburger, welcher aus unsrer Landeskirche sich zum Missionsdienst entschloß, — soviel wir wissen, sind ihm darin nur ein zweiter, namens Georg aus Neuenburg, der in Hermannsburg vorgebildet war, und ein dritter, Renken aus Frieschenmoor, der in Barmen seine Ausbildung erhielt, nachgefolgt.

Einen weiteren Fortschritt für die Missionsfrage bedeutet ohne Frage der Beschluß der VI. ordentlichen Landessynode (1859)¹, in den Gemeinden (alljährlich) am Pfingstfeste eine Kollekte zum Besten der Heidenmission zu veranstalten. Verschiedene Kreisynoden, voran diejenigen von Wilbeshausen und Delmenhorst, wozu, wie wir gesehen, Mitglieder des lutherischen Pastoralverbandes gehörten, hatten die Anregung dazu gegeben. Ihre Erwartung, daß dieser Beschluß insonderheit auch der lutherischen Mission zugute kommen möchte, blieb unerfüllt. Der Oberkirchenrat entschied sich anders; zu sehr, wenn auch nicht einstimmig die Tragweite der Pfingstkollekte, zu wenig die treue und durch die Verfassung legitimierte Arbeit der Freunde der Leipziger Mission wertend, denn unter den Pastoren, welche damals wirklich die Mission förderten, bildeten sie entschieden die Mehrheit. Nichts stellt dies klarer als das Ausschreiben des Oberkirchenrats, welches am 6. Juli 1864 an die Kirchenräte erlassen wurde. Geist ist der Verfasser. Seinen Verfassungsoptimismus teilten alle Glieder des Oberkirchenrats, seiner Logik, die für den rein kirchlichen Missionsbetrieb plädierte, widersprach nur Nielsen, hier einmal mehr Realpolitiker als Geist, sofern er die dafür erforderliche Reife der Oldenburger Volkskirche insonderheit bezweifelte und darauf hinwies, daß die Mission bisher eine Sache von darin lebenden Sondervereinen gewesen sei und voraussichtlich noch lange werde bleiben müssen. Schon die Tendenz des Ausschreibens, welches noch um das Missionsinteresse der Kirchen-

¹ Vgl. Gedr. Berh. der VI. L.-S. S. 34. 10. Sitzung v. 25. Aug. 1859, auch Gezeßbl. II. Stück 30, Nr. 39, sub IX, 2, Stück 32, Nr. 44.

räte zu werben hatte, bewies es. Nichtsdestoweniger verdient es noch heute einen Abdruck an dieser Stelle.

„Nach der Bekanntmachung vom 5. Mai 1860 wegen einer jährlich am Pfingstfeste zum Besten der Heidenmission abzuhalten- den Kirchenkollekte (vgl. K.Ges. Bl. II, Stück 32, Nr. 44; VI. ordentl. Landessynode, 10. Sitzung v. 25. Aug. 1859; gedr. Verh. S. 34; Synodalabsch. K.Ges. Bl. II, Stück 30, Nr. 39, sub IX, 2) und nach den Vorgängen, auf welchen die gedachte Anordnung (Synodalbeschl. u. -absch.) beruht, kann es nicht zweifelhaft sein, daß unsere Landes- kirche eine regelmäßige Mitwirkung an der Sache der Heidenmission unter ihre Einzelzwecke aufgenommen hat.

Gehört nun überhaupt die Wahrung und Fortbildung der ge- samten kirchlichen Ordnung nach Maßgabe der Verfassung und der Kirchengesetze als erste Aufgabe in den Wirkungskreis des Ober- kirchenrats (Kirchenverf. Ges. Art. III, 31), so wird auch die Missions- angelegenheiten auf seine Fürsorge und Förderung Anspruch haben.

Synodalabschluß, Synodalabschied und oberkirchenrätliche An- ordnung haben zwar zunächst einen Weg zum Ziele vorgezeichnet, es mag aber zur Frage kommen, einesteils ob dieses bestimmte Einzelmittel bereits seine volle, gebührlige Anwendung gefunden hat, andernteils ob der gesetzte Zweck nicht um seiner selbst willen und unter den obwaltenden, besonderen Umständen noch anderweitige Maßnahmen empfehlenswert erscheinen läßt.

Wenn unsere Landeskirche (— die Gesamtheit — die Landes- gemeinde des Kirchenverfassungsgesetzes —) sich durch ihre ver- fassungsmäßigen Organe als zur Mitwirkung an der Missionsfache verpflichtet bekannt hat, so folgt notwendig, daß sie diese Verpflichtung als jedem einzelnen Gemeindegossen obliegend (natürlich innerhalb seines Vermögens und unbeschadet seiner persönlichen Willensfreiheit), hat aussprechen wollen, und dieser Schluß tritt um so klarer ins Auge, als eben jährlich eine allgemeine Kirchenkollekte die Art ist, in welcher sich die Mitwirkung an den Tag legen soll.

Bei einem Organismus, wie wir ihn haben, muß aber weiter gefolgert werden, daß ein Gegenstand, der ausdrücklich unter die Akte des kirchlichen Gemeindelebens aufgenommen ist, auch in den Erwägungskreis der Kreissynoden gehört (Art. 48 des Kirchen- verfassungsgesetzes), und gewiß ist derselbe reich an Momenten, welche

hier je nach der Besonderheit der Verhältnisse zu Beleuchtung und Erörterungen Veranlassung geben.

Am unmittelbarsten erscheint jedoch der Kirchenrat nach Art. 30, 1 u. 3 des Kirchenverfassungsgesetzes an einer Lebensäußerung beteiligt, die nicht nur ohne allen Zweifel überhaupt als geistlich, sondern jetzt unter uns als kirchenordnungsmäßig bezeichnet werden muß, und wird daher von ihm wiederholt in Beratung zu nehmen sein, wie er auch nach dieser Seite hin eine pflegende und aufrecht erhaltende Tätigkeit werde erweisen können.

Als eine Einzelheit für Ihr fragliches Verfahren heben wir hier hervor, wie wir eben bei der Stellung der Missionsfrage in unserer Landeskirche es wünschenswert erachten müssen, daß sämtliche Gaben aus der Gemeinde für die Heidenmission zunächst in die Hand des Kirchenrates niedergelegt werden, und daß Sie sich darum Ihren Gemeindegliedern als ein solcher Empfänger und vorläufiger Depositär mit Ihnen angemessen erscheinender Aufforderung erboten wollen. Was Ihnen auf diese Weise — außer der vorgeschriebenen Jahreskollekte — zufließt, würden Sie einstweilen bei sich aufzubewahren und dann zugleich mit der Jahreskollekte — jedoch unter getrennter Angabe — an den Oberkirchenrat einzusenden haben. Hinsichtlich der außerordentlichen Gaben bleibt den Gebern das Recht, Bestimmung zu treffen, an welche Mission der Beitrag abgegeben werden soll; ist dagegen eine solche nähere Bestimmung nicht beigefügt, so verfährt der Oberkirchenrat wie mit den ordentlichen Kollektengeldern.

Oldenburg, 6. Juli 1864, Oberkirchenr. Kunde/Zipfius.

An den Kirchenrat N. N."

Der Oberkirchenrat legte damit die Hand auf die ganze Kollekte. Bisher war der Ertrag vom Oberkirchenrate dem Komitee des Oldenburg-Osternburgischen Missionsvereines bzw. dem Kassensführer desselben zu weiterer Behändigung an die Kasse des Norddeutschen Missionsvereines in Bremen übergeben. Es war „für diesen Zwischenakt kein genügender Grund vorhanden. Warum konnte hier nicht gerade so wie mit den kleinen ausdrücklich für die Hermannsburger und Leipziger Missionsanstalt bestimmten Gaben verfahren und der Ertrag direkt vom Sekretariate des Oberkirchen-

rates an die bezügliche Stelle in Bremen übermittelt werden? Es wäre dadurch auch nach außen klarer zur Erscheinung gekommen, daß in Oldenburg die Missionsache von der Gesamtkirche in die Hand genommen sei, geleitet und vertreten werde."

Man war in der Leitung der Ansicht, daß lediglich dem Oberkirchenrate die Disposition über die Pfingstkollekte zustehet, weil ihn keine andere Bedingung binde, als sie zugunsten der Heidenmission zu verwenden. Sonderwünsche einzelner Pfarrer, auch wenn man sie bisher berücksichtigt, sollten nur dann Beachtung finden, wenn ein Antrag des betreffenden Kirchenrates vorliege. Die Oberbehörde legte also ihren Einfluß einseitig für Bremen in die Waagschale und nicht etwa Nielsen, wie bisher angenommen, sondern Geist hat diese Entscheidung hervorgerufen, freilich ohne daß ein Mitglied dagegen Einspruch erhob. Eine solche Regulierung kam Bremen nicht nur finanziell zugute. Wenn durch die Freunde der Leipziger Mission wiederholt der Antrag an die Landessynode gebracht wurde, doch wenigstens zwischen Bremen und Leipzig zu teilen, so fiel er durch, weil die Oberbehörde ihn bekämpfte und die Mehrheit der Landessynode für eine Änderung nach konfessionellen Gesichtspunkten kein Verständnis zeigte. Zwar hat der Oberkirchenrat die Quote für Leipzig nach und nach um etwas erhöht, aber es entsprach dies keineswegs dem Verhältnis der Arbeit oder dem verfaßlichen Charakter der Landeskirche, wenn bei der Verteilung die lutherische Mission Leipzigs hinter der unierten von Bremen zurückstehen mußte.

Werfen wir zur Vergleichung einen Blick auf die Arbeitserträge der beiden Arbeitsgruppen. Nach den Übersichten der Einnahmen, welche uns zur Verfügung standen¹ und seit dem Jahre 1856 einen Vergleich ermöglichen, zeigten die beiderseitige Einnahmen aus dem Herzogtum Oldenburg zwar durchgehends eine Steigerung, aber bis zum Jahre 1881 bleiben die Einnahmen Leipzigs hinter denen Bremens bedeutend zurück. Aber die Differenz mindert sich zugunsten Leipzigs. In den letzten Jahren vor 1882 beträgt sie nur noch das zweifache, 1882 hat Leipzig mit 2576 *M* Bremens Jahreseinnahmen von 2394 *M* überholt. Aber nur zweimal nach 1884 tritt dieses Resultat mit 4913 *M* für Leipzig und 2428 *M* für Bremen, 1894 mit 3644 *M* für Leipzig und 3091 *M* für

¹ Anlage 4 u. 11.

Bremen in die Erscheinung, in der Regel und namentlich seit der 1897 einsetzenden Konkurrenz des Bremer Hilfsvereins behält Bremen den Vorrang. Während die Schwankungen sich aus etwa einfallenden Legaten oder außerordentlichen Beiträgen zur Tilgung des Defizits und namentlich aus der wechselnden Zahl der abgehaltenen Missionsfeste erklären, ist der Vorrang selber namentlich durch die höhere Quote, welche Bremen noch dauernd aus der Pfingstkollekte bezieht, bedingt.

Die Freunde der Bremer Mission haben vor ihre korporativen Zusammenfassung im Jahre 1897, welche uns noch später beschäftigen wird, das Gewicht mehr auf den Gewinn ständiger Einzelbeiträge und namentlich auf die Arbeit in den Missionsstunden gelegt. Aber dauernd wurden dieselben nur in der Oldenburger Lambertikirche, zuweilen auch im Lehrerseminar gehalten und ein- bis zweimal jährlich durch Missionspredigten, welche Missionsinspektor Zahn dort und auch in der Garnisonkirche hielt, ersetzt, Am meisten tritt dabei der emeritierte Missionar Bultmann hervor, einzeln beteiligt sich auch Geh. Kirchenrat Nielsen (z. B. 1859). Die Gaben, welche der Osternburg-Oldenburger Missionsverein erbrachte, sind nicht unbedeutend. Es steckt seit 1859 der Jahresbeitrag des Großherzogs mit 300 *M* darin, welcher seit 1866 auf 450 *M* erhöht wurde. Ein Zeichen des wachsenden Interesses für die Mission sind Legate. Als das erste fielen der Norddeutschen Mission 195 *M* zu aus dem Nachlasse des Kaufmannes Renken zu Tever, einer frommen, stillen Seele, die lieber selber darbt, um nur andern helfen zu können. Außerdem noch 60 *M* von anderer Hand. 1871 vermachte Fräulein Becker aus Oldenburg 300 Taler Gold für die Ausbildung zweier junger Neger zu Lehrern oder Predigern, und 50 *M* Gold zum Freikaufe einer Sklavin. Fräulein Becker gehörte zu dem Frauenverein, welcher unter dem Vorsitze der Frau Geh. Kirchenrat Nielsen alljährlich zum Besten der Norddeutschen Mission aus Geschenken einen Missionsverkauf veranstaltete. 1866 z. B. wurden 352 *M*, 1867 321 *M*, 1868 270 *M* gelöst. Als 1873 beschlossen wurde, $\frac{1}{3}$ des Ertrages nach Leipzig zu senden, tritt Frau Geh. Kirchenrat Nielsen aus dem Vorstande aus, ein deutliches Zeichen, wie ausschließlich man im Nielsenschen Hause nach Bremen neigte. Neben diesem Kreise bestand noch ein Missionsnäheverein, welcher sich wöchentlich einmal in der zweiten Pastorei zusammenschloß. Der Freundeskreis der Norddeutschen Mission beschränkte

sich übrigens nicht bloß auf die Stadt Oldenburg; auch aus anderen Gemeinden flossen Jahresbeiträge, so aus Neuende, Holle, Alkum (reformiert), Wiefelstede, Altenesch, Wardenburg, Ovelgönne, Ganderfese, Esenshamm, Warfleth, Sengwarden, Dedesdorf und Zetel, vereinzelt auch von Konfirmanden nach Bremen. Der Severländische Generalpredigerverein hielt bei seiner Jahresversammlung eine Kollekte für Bremen, die aber nur wenig erbrachte. Mit ungleichem Erfolge durchzieht seit 1886 ein Kolporteur mit Missionschriften das evangelische Herzogtum. In den Marschen und auf der friesischen Wehde hat er wenig Absatz und macht dabei die traurige Erfahrung, daß auch Pastoren der Sache entgegenstehen.

Als Geschäftsführer fungiert bis 1888 der bereits genannte Missionar Bultmann, welcher, seit er seine Arbeit an der Afrikanischen Sklavenküste von Sierra-Leone hatte einstellen müssen, nach Oldenburg übergesiedelt und immer bereit war, mit dem Reste seiner Kräfte der Sache der Bremer Mission durch Wort und Schrift zu dienen, aber auch ebenso willig dort eintrat, wo Freunde der Leipziger Mission seine Hilfe in Anspruch nahmen.

Nach Bultmanns Tode 1888 wird Pastor emerit. Tönniesen Geschäftsführer, der ein treuer Freund Bremens war und blieb, aber freilich offen gesteht, daß, so wenig ihm die Leipziger Konkurrenz gefalle, das unierte Bremen doch das lutherische Oldenburgerland nicht als seine ausschließliche Provinz betrachten dürfe. Er setzt die Missionslesezirkel fort, sammelt die Reste einer früheren Missionsbibliothek und ist überall geschäftig, um Missionsinspektor Zahn oder Bremer Missionaren Gelegenheit zu Missionsvorträgen und Predigten zu geben.

Bis zum Jahre 1890 hatten die Freunde Bremens darauf verzichtet, volkstümlich gestaltete Missionsfeste zum Besten der Norddeutschen Mission zu veranstalten. Ein dahingehender Versuch des Pastor emerit. Tönniesen, im Westgebiete eine solche Feier zu begeben, scheiterte ebenso, wie derjenige des Pastor Goens, Kloppenburg, der in Essen ein Fest plante. Wieder aufgenommen wurde die Sache, als Herr Geh. Kirchenrat Ramsauer 1894 auf der Kreisynode Oldenburg beantragte, „in regelmäßigem Wechsel ein Gustav-Adolfs-Fest oder ein Missionsfest in den einzelnen Gemeinden des Kreises zu halten und ihre Veranstaltung dem Vorstand der Kreisynode als den Männern zugewiesen sehen wollte, welchen die Ausführung naturgemäß zufalle.“ Pastor Roth, Oldenburg, forderte zu viel,

wenn er den Vorstand des lutherischen Missionsvereins als das gegebene Organ ausrief. Pastor A. Bultman, Rastede, betonte dringend die Beteiligung der Norddeutschen Mission an diesen Missionskreisfesten und erreichte die Führung für den Kirchenrat der betreffenden Gemeinde. Rastede war dann 1896 die erste Gemeinde, wo im Kreise Oldenburg ein Missionsfest ausschließlich für Bremen zustande kam und außer dem Missionar Spieth sich zwei Bremer Pastoren, Zauleck und Thiesmeyer, in die Festarbeit teilten. Bei dem 1896 durch Pastor Otto Ramsauer in Friedrichsfehn veranstalteten Missionsfeste war ebenfalls Bremen beteiligt. — Soviel dem Verfasser bekannt, ist nach dem Beschlusse der Kreissynode Oldenburg von 1894 fernerhin nicht verfahren worden. Daß aber Bremens Freunde ihre Arbeit nicht aufgaben, wird nicht so sehr durch die Einnahmen von 1894, welche neben einem Legat von 12 000 *M* noch 3554 *M* betrug, als durch den auf Erhöhung seiner Bezüge aus der Oldenburgischen Landeskirche im Jahre 1896 unternommenen Vorstoß bewiesen.

Schon 1894 tauschte man mit den Oldenburger Freunden Erwägungen aus, wie der finanziellen Enge der Norddeutschen Mission abgeholfen werden könne. Es war vom Bremer Standpunkte aus zu verstehen, wenn für den Missionsinspektor Zahn „der Konfessionalismus in der Mission als ein großes Übel galt.“ — Aber konnte man damit die gegenteilige ehrliche Überzeugung aus den Angeln heben, daß in einer genuin und verfaßlich evangelisch-lutherischen Landeskirche das Interesse nach einer lutherischen Missionsgesellschaft zu gravitieren habe, namentlich wenn seit 1856 redlich und mit steigendem Erfolge in dieser Richtung gearbeitet war? Hatten solche unrecht, welche den Plan zur „Gesundung des Oldenburger Missionslebens alles in Bremen zu konzentrieren“ als eine Anmaßung empfanden? War es nicht selbstverständlich, daß das Unternehmen, die ganze Arbeit für die Mission in einem einheitlichen Landesmissionsverein zusammenzufassen, auch wenn dabei die Einnahmen auf zwei verschieden gerichtete Missionsgesellschaften verteilt werden sollten — für einen evangelisch-lutherischen Missionsverein unvollziehbar erschien? Es bedrohte den Frieden und den Bestand des evangelisch-lutherischen Predigervereins, mit dem sich tatsächlich der evangelisch-lutherische Missionsverein deckt. So wird man verstehen, daß diejenigen, welche seither die Förderung der Arbeit für die Leipziger lutherische Mission aus prinzipiellen

Gründen betrieben hatten, schmerzlich davon berührt wurden, als sich am 12. Mai 1897 ein Oldenburger Hilfsverein für die Norddeutsche Missionsgesellschaft konstituierte, dem neben 10 liberal und 11 mittelparteilich gerichteten Pastoren, 19 Mitglieder der lutherischen Konferenz, also mehr als $\frac{1}{3}$ ihres Bestandes beitraten?

Nach mehrfacher Änderung kam die bis heute gültige Satzung des Hilfsvereins¹ zum Abschluß. Er stellte sich die Aufgabe, „im Gehorsam gegen den Befehl unsers Herrn Jesu Christi (Math. 28, 18—20) die evangelische Mission unter den Heidenvölkern zu befördern, stehend auf dem Bekenntnisgrund der evangelisch-lutherischen Kirche des Herzogtums Oldenburg (Art. 1.). Als Hilfsverein der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen überwies er an diese seine Einnahme (Art. 2.).

Wenn auch in der Fassung des Vereinsstatuts das Bestreben offenbar wird, mit dem Vereinsstatut des evangelisch-lutherischen Missionsvereins in prinzipiellem Einklang zu bleiben, so war doch nicht bloß auf Seiten des Hilfsvereins, sondern auch des lutherischen Missionsvereins viel Vorsicht nötig, um ein friedliches Nebeneinanderarbeiten zu ermöglichen. Denn faktisch bestanden Reibungsflächen, deren Gefahren nur durch ernste gegenseitige Nachsicht zu überwinden waren. Die Leitsätze, welche der Vorsitzende, Kirchenrat Schauenburg (Golzwarden) für einen modus vivendi hinstellte, lassen das deutlich erkennen. Sie lauten, wie folgt:

1. Den Schwierigkeiten gegenüber, welche für unsere Konferenz und den lutherischen Missionsverein leider dadurch entstanden sind, daß Glieder desselben sich dem Bremer Hilfsverein angeschlossen haben, ist es noch nicht an der Zeit, den lutherischen Missionsverein von dem lutherischen Predigerverein zu scheiden, weil die hier durchschlagenden prinzipiellen Fragen noch nicht genügend zum Austrage gebracht sind.

2. Um die Kontroversen über den kirchlichen Charakter der Norddeutschen Missionsgesellschaft wie über das Recht und die Pflicht eines kirchlich konfessionellen Missionsbetriebes zum gründlichen und brüderlichen Austrag zu bringen, ist dieselbe für die nächsten Konferenzen auf die Tagesordnung zu stellen.

¹ Vgl. Anlage 10.

3. Beide Vereine legen sich die Reserve auf
- a) daß sie etwaige Kontroversen nicht in den Tagesblättern, sondern falls es nötig sein sollte, in dem Kirchenblatte verhandeln, und
 - b) daß sie sich auf den Missionsfesten nicht öffentlich befehlen.

4. Die Vorstände beider Vereine benehmen sich jährlich über die Veranstaltung von Missionsfesten.

5. Jeder Verein führt da, wo er Feste veranstaltet; die Kollekte in seine Kasse.

Zu einer Scheidung des evangelisch-lutherischen Missionsvereins vom evangelisch-lutherischen Predigerverein ist es ebenso wenig gekommen, als man die oben (zu 2) genannten Kontroversen zum Aus-
trag brachte. Aber die loyale Einhaltung der zu 3 und 4 genannten Abmachungen haben den friedlichen Nebeneinanderbestand beider Vereine ermöglicht und sind dadurch zu einer Vorstufe und Vor-
schule geworden für die später erfolgte Kooperation bei Bewahrung ihrer korporativen Selbständigkeit. Ehe diese Form der Missions-
arbeit ins Leben treten konnte, mußte es vorher zu einer Klärung über die Divergenzen zwischen der positiven und der liberalen Partei kommen, welche in der Landeskirche vorhanden waren.

Wir erwähnten bereits,¹ wie das agitatorische Vorgehen des unter der Leitung des Pastoren Spaeth stehenden evangelischen Predigervereins 1872 zur Gründung eines evangelisch-lutherischen Predigervereins führte. Eine Schärfung der Gegensätze konnte nicht ausbleiben. Trotz des Bestrebens, sie sachlich auszutragen, fehlte es nicht an Entgleisungen auf das Gebiet des Persönlichen. Die Broschüren und die Kirchenblätter jener Zeit von 1870 an be-
weisen das. Der Generalpredigerverein versuchte dadurch, daß er sich auf praktische Fragen beschränkte, und das Eingehen auf die prinzipiellen Grundlagen und Grundfragen vermied den Friedens-
sinn zu pflegen. Es sei ferne, daß wir seine Wirksamkeit unter-
werten dürften, aber prinzipielle Gegensätze werden nicht dadurch aus der Welt gebracht, daß man sie ignoriert, oder sie als gleich-
wertig und gleichberechtigt hinstellt. Die Erfahrungen, welche man machte, als die Lutherfeier 1883 auf eine evangelische Belebung hoffen ließ, und die Parole auslöste, „die Waffen auf den Fecht-

¹ S. 13.

boden zu legen" — bestätigten dies. Der Weg, bei Vereinigung zu praktischer Arbeit die Gegensätze auszugleichen, öffnete der liberalen Seite die Pforten der Inneren Mission, — schützte aber nicht vor Entgleisungen. Offene Angriffe auf das Apostolikum, welche eine entschiedene Abwehr hervorrufen mußte, zeigten jedem, der die Augen aufmachte, — die unüberbrückbaren Gegensätze der Richtungen. Es war ein bedenkliches Symptom, wenn 1900 aus Opportunitätsrücksichten auf den „Frieden der Landeskirche" — der Ausschluß selbst eines fakultativen Gebrauchs des Apostolikums bei einer Bereicherung der Liturgie von der Landessynode für nötig gehalten wurde. Eine solche Übung der Gleichberechtigung der Richtungen lähmt geradezu den Fortschritt. Sollte und konnte man das Werk der Heidenmission damit beschweren? — Es ist lehrreich, daß gerade von diesem Boden aus Klärungen kamen, die zu einer praktischen Entscheidung der Frage führten, ob bei der Heidenmission ein Zusammengehen der positiven und der liberalen Parteien sich ermögliche. Dies führt uns auf die Gründung eines allgemeinen evangelisch, protestantischen Missionsvereins und die Bildung der Hanseatisch-Oldenburger Missionskonferenz.

Der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein besteht schon seit dem 11. April 1883.¹ Für die Haupt-eigentümlichkeit dieses von Prof. Franz Nippold als eines der wichtigsten kirchengeschichtlichen Ereignisse des 19. Jahrhunderts begrüßten Missionsvereins mußten ihm aus dem Kreise der Anhänger liberaler Theologie Sympathien erwachsen. Er stellte sich auf die breiteste Grundlage des evangelisch-protestantischen Bewußtseins, die Anerkennung jeder aufrichtigen christlichen Überzeugung, aber „mit dieser prinzipiellen Weitherzigkeit gegenüber den verschiedenen geschichtlichen Gestaltungen des evangelischen Christentums"² trat er in Gegensatz zu den materialen und formalen Prinzipien der Reformation und nicht nur „zu der einseitig orthodox-pietistischen Richtung, die ein Hauptgrund für die auch unter ernstern Christen weit verbreiteten Abneigung gegen die Heidenmission" sei. Es war ein Absenker der alten Ideen und Ideale des Protestantenvereins, welcher hier an seinem Teile ohne die kirchengeschichtlich festgelegte Unfruchtbarkeit solcher Arbeit sich zur Lehre zu nehmen, zur Über-

¹ 25 Jahre Allgem. evang.-protest. Missionsvereins v. Pfarrer Lizentiat Lüken zu Frankfurt a. M. 1908.

² Lüken, a. a. O. S. 3.

windung der konfessionellen Zerklüftung und zur Überbrückung der Gegensätze unter den Richtungen helfen wollte.

Bekannt ist, daß die allgemeine kontinentale Missionskonferenz sich gegen den Eintritt des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins erklärt hat. Zu jener gehörte auch die Bremer Norddeutsche Missionsgesellschaft. Es war nicht anders zu erwarten, als daß diejenigen, welche Glieder des protestantischen Missionsvereins waren oder seinen Anschauungen zuneigten, schon damit, noch vielmehr aber dadurch sich verletzt fühlten, daß die Norddeutsche Missionsgesellschaft auf die Ladung zu der in Bremen 1891 stattfindenden Tagung des evangelisch-protestantischen Missionsvereins weder Antwort gab, noch sich vertreten ließ. Aber durfte die Norddeutsche Mission nach ihren entschieden positiven Grundlagen und bei dem schroffen Gegensatz, welcher in Bremen zwischen den liberalen und positiven Geistlichen besteht, anders handeln.

Schon 1884 schlossen sich einige Geistliche unserer Landeskirche auf Anregung des Pastors Drost (jetzt zu Middoge) zu Dvelgönne dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereine an und zu einem Zweigverein desselben zusammen. Sie unterstellten sich den allgemeinen Vereinsstatuten, ohne bis heute zur Aufstellung von Sonderfassungen zu schreiten. Bis 1894 war Pastor Drost Leiter des Vereins, dann Kirchenrat August Gramberg, Pfarrer in Elsfleth und Abbehausen bis 1906. Nachdem Lizentiat Lüken, Pfarrer in Bardewisch ihm gefolgt, aber schon im selben Jahre nach Frankfurt a./M. übersiedelte, wurde seit dem 1. Oktober 1907 dem Pastor Bultmann, Oldenburg, der Vorsitz übertragen. Die Zahl der Mitglieder betrug 1885 : 12. Sie blieb mit einigen Schwankungen bis 1906 unter 20. Ende 1906 waren es 19. Im Jahre 1907 stieg die Zahl auf 34; 1908 waren es 35, darunter 23 Pastoren.

Die Jahresbeiträge der Mitglieder blieben bis 1906 unter 100 *M*, 1907 waren es 107 *M* und 1908 : 113 *M*. Wesentlich wuchsen die Beiträge, seitdem 1904 das erste Missionsfest in Abbehausen gefeiert wurde, dem andere Feste folgten 1905 in Bardensfleth, 1906 in Barel, 1907 in Hasbergen und Osternburg, 1908 in Bardewisch. Die an die Vereinskasse des Hauptvereins abgeführten Beiträge erbrachten 1900/1 : 153 *M*, 1901/2 : 120 *M*, 1902/3 : 191 *M*, 1903/4 : 297 *M*, 1904/5 : 249 *M*, 1905 (für 1905 von April bis Dezember gerechnet, da das Rechnungsjahr auf das Kalenderjahr verlegt wurde): 860, 1906 : 713 *M*, 1907 :



1419 *M* und 1908 : 1092 *M*. Die verhältnismäßig hohe Steigerung der Jahresbeträge in 1905, 1907 erklärt sich aus Sondergaben zur Deckung eines Defizits und einer 1907 gesammelten Festgabe, die zum 25 jährigen Jubiläum in Osnabrück überreicht wurde. Auch wurde bei der 1907 vom Oberkirchenrate empfohlenen Kollekte für die Mission in China in verschiedenen Gemeinden zum Besten des in Kiautschau tätigen Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins gesammelt und ein Betrag von 209 *M* in Charlottenburg übergeben. Schon seit 1906 ist dahin aus denselben Gemeinden die Pfingstkollekte auf Antrag der betreffenden Kirchenräte durch den Oberkirchenrat abgeführt worden, 1906 : 210 *M*, 1907 : 250 *M*, 1908 : 289 *M*.

An Rührigkeit fehlt es sichtlich dem Vereine nicht. Auch Missionsstunden hat Lizentiat Lüken in Bardewisch von 1904 bis 1907 jährlich im Januar gehalten. Pastor August Gramberg, Abbehausen, hielt schon, als er in Elsfleth stand, bis 1894 wiederholt an Gemeindeabenden Missionsvorträge, Pastor Lüken 1904 und 1905 in Bardewisch und in 8 andern Gemeinden Missionsvorträge mit Lichtbildern, zugleich Missionsinspektor Fobbe 1905 in 7 Gemeinden und 1907 an mehreren Orten Vorträge. Außer den Genannten entfaltet Pastor Lübben in Hasbergen und Hollje in Bardensleth eine besonders rege Tätigkeit.¹

Ohne Frage hat die Gründung der Hanseatisch-Oldenburgischen Konferenz jene Auslösung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins dann weiter gefördert. Die Anregung dazu wurde von dem rührigen Nachfolger des Inspektor Zahn, Missionsdirektor Schreiber in Bremen gegeben. Dieser hatte in erster Linie ein Interesse an dem Gelingen des Planes. Es mußte der Norddeutschen Missionsgesellschaft daran liegen, ihre Freundeskreise in Hamburg und Lübeck, wie im Oldenburgerlande, also auf lutherischen Gebieten, wo lutherische Missionsgesellschaften wie die Breklumer, Hermannsbürger und Leipziger oder doch verwandte nach andern Zentren wie Herrnhut oder Barmen neigende Kreise mit Bremen konkurrierten, zu stärken. Stimmen wurden laut, daß lutherische Missionsbestrebungen in Nordwestdeutschland, das ja seit der Trennung von Rom lutherisch gewesen und diesen Typus

¹ Wir verdanken diese Angaben der erbetenen Mitteilung des Pastor A. Bultmann, Oldenburg.

nicht nur kirchenpolitisch sich bewahrt habe, die Vorhand hätten und zu behalten beanspruchen könnten.

Aber tatsächlich hatte im Oldenburgerlande wie im Hamburger und Lübecker Gebiet die Bremer Mission eine intensive Werbekraft bewiesen. In diesen drei hervorragenden Mittelpunkten unseres deutschen Überseehandels fehlte gerade in den Handelskreisen ein volles Verständnis für die Mission. Hier war daher die Aufgabe dringend, durch Verbreitung und Vertiefung der Missionskenntnis und durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu einer gerechteren Wertung und tatkräftigeren Unterstützung der Mission als des mächtigsten Kulturfaktors für eine dauernd gesegnete Entwicklung der heidnischen Völker beizutragen. Eine weitere Schwierigkeit lag darin, daß man den bekenntnismäßig differenzierten Kreisen die Anteilnahme ermöglichen mußte, ohne ihnen eine Verleugnung ihrer Grundlagen und Überzeugungen zuzumuten. Mußte man daher von der Fassung eines Konsensusparagraphen absehen, so durfte man andererseits die entschiedene Ausschließung des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins aus der auf dem festen und vollen Grunde des biblischen Christentums fußenden kontinentalen Missionskonferenz nicht etwa außer acht lassen, um solchen, welche liberalen Anschauungen, wie sie der protestantische Missionsverein vertrat, in Laien- und Lehrerkreisen huldigten, den Anschluß zu erleichtern. Der Ausweg wurde darin gefunden, daß man und zwar auf das Verlangen von entschieden konfessionell lutherischer Seite jede konfessionelle Zielung der Missionskonferenz ausschaltete, und ihre Arbeit nach § 1 der Satzung¹ „in den Dienst der Missionsgesellschaften in Barmen, Breklum, Bremen, Hermannsburg, Herrnhut und Leipzig stellte und das als ihre Aufgabe bestimmte (§ 2), nicht direkt einer dieser Missionsgesellschaften zu dienen, sondern im allgemeinen das Verständnis und die Teilnahme für die Mission zu wecken und zu vertiefen. Das von den Vorbereitern nach gründlicher und ehrlicher Aussprache aufgestellte Statut wurde auf der von 67 Teilnehmern besuchten Versammlung am 23. Juni 1903 einstimmig angenommen.

Die nunmehr nötige Werbearbeit führte trotz der im „Alten Glauben“ erhobenen ungerechten Beurteilung eines Ungenannten zu dem erfreulichen Ergebnisse, daß bald das erste Hundert überschritten

¹ Vgl. Anlage 12.



wurde. Der von der ersten Tagung angenommene Plan, die Konferenz zu einer niedersächsischen zu erweitern, war verfrüht und sein Scheitern auch nicht zu beklagen. Leider ermöglichte sich nicht der Anschluß des Hermannsburger Kreises in Hamburg, während die Freunde der Leipziger Mission hier sich ebenso gewinnen ließen als die in dem Oldenburgischen lutherischen Prediger- und Missionsverein gesammelten Mitglieder und die Glieder des Bremer Hilfsvereins ihren Anschluß ohne Ausnahme erklärten. Man mußte die Erinnerung der Schleswig-Holsteinschen Missionskonferenz, im Interesse einer klaren Scheidung die Gründung einer Altonaer Ortsgruppe aufzugeben, ebenso beachten, als auf den gehofften und erbetenen Anschluß des Gutiner Landesvereins verzichteten, da derselbe vorerst seine Selbständigkeit behaupten und sich nur auf ein freundschaftliches Verhältnis beschränken zu sollen glaubte. (Der Gutiner Verein ist jetzt beigetreten. Die letzte Tagung der Konferenz 1912 war in Gutin.) Die zweite Tagung in Hamburg 1904 zeigte, wie schwer es halte, auf dem Boden einer Handelsbörse Boden zu gewinnen, aber auch in Lübeck und namentlich in Bremen ist der Anschluß nicht so zahlreich erfolgt als zu wünschen wäre. Aber das gibt keinen Grund zur Entmutigung für die bereits über das dritte Hundert der Mitglieder hinausgewachsene Konferenz, vielmehr einen Ansporn, auf der beschrittenen Bahn fortzustreben. Die Wahl der auf den bisherigen 6 Tagungen verhandelten und meistens auch in Flugblättern veröffentlichten Gegenstände beweist, daß man nicht bloß für die allgemein orientierenden, sondern auch für die aktuellen Fragen der Mission auf der Warte steht. Die anerkennenden Besprechungen in der Presse trugen neben einer Reihe von Flugblättern der Konferenz die Kunde der Mission über die zunächst interessierten kirchlichen Kreise hinaus. Die Begrüßung, welche in Oldenburg, Bremen und Lübeck der Konferenz durch von Behörden der Kirche, Schule und des Staats abgesandte Vertreter zuteil wurde, ist als eine der Heidenmission bezeugte Ehrung dankbar zu werten. Die uns zunächst angehenden Oldenburger Tagungen im Jahre 1905 und 1909 verliefen dank der umsichtigen Vorbereitung durch die Oldenburger Ortsgruppe unter örtlicher Leitung des Pastoren Wilkens, Oldenburg, erfreulich. Die Gottesdienste, welche die Tagung einleiteten, waren ebenso besucht als die volkstümlich gestalteten Abendversammlungen, und die am nächstfolgenden Morgen abgehaltenen, auch dem Publikum zugänglichen Konferenzen. Das

Schullehrerseminar wie der Kirchenchor und andere Chorvereine halfen das Fest verschönern. Beitrittserklärungen erfolgten und führten zu dem Resultate, daß die Oldenburger Gruppe die übrigen an Mitgliedern und Beiträgen überragt und dadurch Mittel gewann, ihren Mitgliedern den Besuch der Hamburger, Bremer und Lübecker Tagung und gleichfalls der Herrnhuter Festwoche zu ermöglichen.

Damit können wir diese Gründung verlassen. Der Anteil, welchen die Oldenburger Missionskreise daran gehabt, und die Anregungen, welche die Missionsfrage dadurch in unsrer Landeskirche empfing, konnte gezeichnet werden. Aber bedeutet es nicht eine Einschränkung ihrer Werbearbeit, wenn der statutenmäßige Ausschluß der allgemeinen protestantischen Mission von dieser Arbeit dazu geführt hat, daß ihre Vertreter und Freunde die neutrale Haltung, die sie bisher wenigstens der Norddeutschen Mission gegenüber einnahmen, aufgegeben und ihre Einnahmen statt nach Bremen, nach Charlottenburg abgeführt haben? Wer darf verkennen, daß sie zu dieser Abtrennung allen Anlaß hatten? Nichtsdestoweniger werden wir es nicht als eine Schädigung, sondern vielmehr als eine der Wahrheit dienliche Scheidung betrachten müssen, wenn grade solche Geistliche, welche sonst durch reges Missionsinteresse sich auszeichneten, — die Konsequenzen ihrer liberalen Richtung und ihrer Zugehörigkeit zu dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein vollzogen, indem sie offenkundlich von den übrigen im Lande tätigen Missionskreisen abrückten. Wir nennen nur Kirchenrat A. Gramberg, Pastor emeritus, früher in Abbehausen, dann Pastor Arthur Bultmann, Oldenburg, und Lizentiat Lüken, früher Pfarrer in Bardewisch, jetzt in Frankfurt a. M. Gramberg betonte schon 1906 in einer Abteilungsitzung der Landessynode, als Verfasser für eine nachbargleiche Teilung der Pfingstkollekte plädierte, daß auch die Freunde des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins einen Anspruch auf einen entsprechenden Teil der Kollekte erheben würden. Daß dieser Anspruch unter dem Einverständnis der betreffenden Kirchenräte und mit Genehmigung des Oberkirchenrats durchgesetzt wurde, haben wir berichten können. Am 19. Juni 1904 feierte Gramberg ein Missionsfest zum Besten des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, bei dem Pastor Baars aus Begejaak mitwirkte. Daß die Erträge der Missionsfeste, welche am 16. Juli 1905 durch Pastor Hollje in Bardenfleth, und am 16. Sep-

tember 1906 durch Pastor Gießelmann in Barel und am 2. Juni 1907 durch Pastor Lübben in Haßbergen, endlich im Jahre 1908 in Bardewisch durch Pastor Thorade veranstaltet wurden, ausschließlich der Allgemeinen evangelisch-protestantischen Mission zugute kamen, ist anzunehmen. Aber Wardenburg, wo Pastor Rodenbrook für jene ein Fest feierte, wendete auch Bremen einen Teil der Einnahme zu. Abgesehen von Bardenfleth sind es Gemeinden, die früher, als dort positive Pastoren im Amte waren, ausschließlich für Leipzig oder Bremen arbeiteten. Pastor Arthur Bultmann stand seinerzeit bei der Gründung des Bremer Hilfsvereins im Vordergrunde und gehörte zum Vorstande der Hanseatisch-Oldenburger Konferenz. Er hatte aus seinem Gegensatz gegen den konfessionellen Betrieb der Leipziger Mission nie ein Hehl gemacht, aber ebensowenig aus seiner in liberale Bahnen ausmündenden theologischen Entwicklung. Daß sie ihn im Gegensatz zu den prinzipiellen Grundlagen der norddeutschen Bremer Mission, wie des Bremer Hilfsvereins und ebenso der Hanseatisch-Oldenburger Missionskonferenz gebracht, konnte ihm kaum entgehen. So ist er auch aus seinen leitenden Stellungen in jenen Vereinen 1906 ausgeschieden und steht augenblicklich an der Spitze der zum Allgemeinen protestantischen Missionsvereins sich haltenden Gruppe. Auch Lizentiat Lüken, Pfarrer zu Bardewisch, hat dieselben Konsequenzen gezogen. Noch 1903 hatte er von der Kollekte eines durch ihn in Bardewisch veranstalteten Missionsfestes 53 *M* der Norddeutschen Missionsgesellschaft und nur 40 *M* dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereine zugeführt. Aber durch die einstimmig, also auch von der Bremer Norddeutschen Missionsgesellschaft angenommenen Erklärung der kontinentalen Missions-Konferenz gegen die „planmäßige Verbreitung der modernen Theologie“ durch den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein, wodurch die Missionsarbeit draußen und daheim gestört und erschwert werde“, — und nicht weniger durch eine abfällige Äußerung, welche zu Oldenburg in dem Bremer Hilfsverein am 5. Juli 1905 wider die liberale Theologie als gegen eine Hauptgefahr der Mission gefallen, — mußte sich begreiflicherweise ein liberaler Geistlicher beschwert fühlen. Als nun von Bremen an sämtliche Gemeinden ein Aufruf zur Tilgung des Bremer Defizits erging, kündigte Lüken dem Bremer Hilfsverein seine Mitgliedschaft. Es wäre unseres Erachtens richtiger gewesen, ausgesprochen liberale Geistliche mit dem Aufrufe zu ver-

schonen. Seine verletzende Wirkung mußte um so mehr empfunden werden, als auf liberaler Seite das Verständnis dafür fehlt, daß es sich bei dem Gegensatze zwischen positiver und liberaler Theologie, nicht um dogmatische „Nebendinge“, oder weitabliegende theologische Hilfslinien, sondern um den Eckstein aller evangelischen Theologie und jeder christlichen Kirche, — um den lebendigen Heiland des Neuen Testaments handelt. Wenn hierüber Klarheit geschaffen wird, so kann daran der heimische Missionsbetrieb nur gesunden und ein daraus etwa entstehender finanzieller Ausfall oder eine Abnahme der Mitglieder mit gutem Gewissen verschmerzt werden.

Im Severlande ist man solchen Konsequenzen dadurch entgangen, daß seit langem die Mission als eine Aufgabe der Kreissynode behandelt wurde. Abwechselnd mit dem Gustav-Adolf-Verein wurden alle zwei Jahre ein oder zwei gut besuchte Missionsfeste abgehalten, in der letzten Zeit ausschließlich zum Besten der Norddeutschen Mission, so daß es schwer hält, bei aller Bereitwilligkeit einzelner Gemeinden, wie namentlich Severs, für die Leipziger Mission Raum mit Festen oder Gottesdiensten zu finden. Ein Versuch des Pastor Schwarting, Eckwarden, auch im Stad- und Butjadingerlande die Mission durch die Kreissynode zu betreiben, wurde dadurch vereitelt, daß auf das Referat des Pastor Ramsauer, Dedesdorf (1909), welcher davon kaum Förderung, sondern eine Hinderung der Missionsarbeit erwartete, der Antragsteller dankenswerterweise seinen Plan durch Zurücknahme des Antrags, aufgab.

Wir erkannten aus dem Entwicklungsgang, welchen die Arbeit für die Heidenmission im Herzogtum Oldenburg nahm, daß sich zwar Gegensätze herausbildeten zwischen den Interessentengruppen der Leipziger und Bremer Missionsgesellschaften, aber sich dennoch eine Annäherung anbahnte, und zwar nicht etwa ausschließlich durch den gemeinsamen Gegensatz zu der von der liberalen Richtung vertretenen neuentstandenen Allgemeinen evangelisch-protestantischen Mission, sondern vor allem durch vereintes Ringen, die bestehenden Reibungen zu glätten. Der Verfasser dieser geschichtlichen Übersicht will kein Fehl daraus machen, daß er dieser Entwicklung nur zögernd gefolgt ist. Er hält es für das naturgemäß Gegebene, wenn in einer ihrer Entstehung und ihrer Verfassung nach evangelisch-lutherischen Landeskirche ausschließlich um das Interesse für einen lutherischen Missionsbetrieb geworben würde. Aber

die Mission ist nicht, wie seinerzeit Herr Geh. Kirchenrat Geist wünschte, von der Landeskirche und allein durch ihre Organe, sondern von Anfang an durch verschiedene Vereine, wie sie sich aus den verschiedensten Richtungen, namentlich der Geistlichkeit, ergaben, gepflegt worden. Durch die Enge des Gebietes ward ein solches Nebeneinander- und Durcheinander-Arbeiten lästig. Daß es nicht die Züge eines unfriedfertigen Wettbetriebes trug, haben wir feststellen können.

Wir gaben bereits Übersichten über die Erträge der beiden Arbeitsgruppen. Bei den für die Norddeutsche Mission erzielten Einnahmen haben wir aber die Zeit von 1897 an noch nicht durchlaufen. Eine angespannte Tätigkeit entfaltete Bremen. Überall stellte es seine Kräfte zur Verfügung. Auf dem Rasteder Missionsfest (6. Aug. 1897) erscheint Inspektor Zahn mit drei Ewengern aus dem Togolande. So etwas zieht. Der hohe Ertrag der Kollekte von 203,19 *M* beweist es. Daneben erbrachten dort Missionsstunden 57,50 *M*. Missionar Ewald spricht 1898 in Dötlingen und Rastede, Missionar Gorrs 1899 in Stuhr. 1899 erbringen die 7 Missionsfeste einen Kollektenertrag von 740 *M*. Aus den sog. „Missionsnegern“ (es sind Sparbüchsen in Negerform) kamen 600 *M* und durch den Oberkirchenrat aus der Pfingstkollekte 1303,94 *M*. Während Bremen 1898 aus der evangelisch-lutherischen Landeskirche Oldenburgs 4016 *M* und Leipzig nur 1587 *M* zuflossen, verschob sich 1899 das Resultat zugunsten Leipzigs, das mit 3644 *M* Bremens Einnahme von 3091 *M* überholte. Dagegen stand 1900 Bremen mit 2488 *M*, Leipzig mit 2052 *M* gegenüber, für den Lebensabend des treuen, frommen und als Theologe hervorragenden Missionsinspektor Zahn eine Freude. Im Jahre 1900 rief ihn der Herr aus seiner Arbeit, deren sieg- und segensreichen Aufschwung draußen auf dem Togoer Missionsfelde er noch erleben sollte.

In seine Fußstapfen trat eine jüngere Kraft, Inspektor Schreiber, der mit seltenem Eifer und Geschick verstand, der Werbearbeit für Bremen einen verstärkten Schwung zu geben. Daß es ihm gelang, eine Hanseatisch-Oldenburgische Missionskonferenz ins Leben zu rufen und kräftig zu fördern, haben wir bereits erwähnt. Die früheren Bahnen und Mittel, das Missionsinteresse zu wecken und zu erhalten, und zwar durch Flug- und Missionsblätter, Nutzung der Tagespresse und der Sonntagsblätter, durch Grottenkollekte und Sammelbüchsen, sowie durch Missionsstunden und -feste erschienen

ihm als unzureichend. Sein Plan ging darauf hinaus, die Gemeinden unsrer Landeskirche in einen organischen, dauernden und womöglich ausschließlichen Zusammenhang mit Bremen zu bringen, sie als Glieder dem Norddeutschen Missionsprengel zu verbinden. Durch den Vorsitzenden der evangelisch-lutherischen Konferenz wurden ernste Bedenken dagegen zum Ausdruck gebracht. Sie fanden in Bremen so weit Beachtung, daß der Plan zurückgestellt wurde. Um so intensiver ward der Norddeutsche Hilfsverein unterstützt. Bremens Kräfte standen ihm örtlich nahe und reichlich zur Verfügung. Er erreichte bis 1906 eine Mitgliederzahl von 74. Waren Missionare in der Heimat, so halfen sie auf den Missionsfesten. 1902 trat Missionar Diehl, 1903 Missionar Schosser, 1904 Missionar Flottmeier in Aktion. Die Beiträge erreichten von 1903 bis 1907 eine Durchschnittshöhe von 4400 *M*, worüber sich nur das Jahr 1902 auf 5609 *M*, darunter 1000 *M* als Legat des Fr. L. Focken aus Golzwarden und das Jahr 1904 durch das aus Apen stammende Legat der Therese Bonmund auf 5168 *M* erhob.

Vergleicht man damit die Einnahmen Leipzigs¹ (1903 2263 *M*, 1904 1862 *M*, 1905 2315 *M*, 1906 1973 *M*, 1907 2468 *M*, 1908 2761 *M*), so ist es zu verstehen, daß auch die Freunde Leipzigs sich nach Erhöhung ihrer Leistungen umtaten. Die lutherische Konferenz beriet über den Plan, in den Gemeinden Oldenburgs Ortsvereine für Leipzig zu gründen. Er wurde zurückgestellt, hinter einen anderen Plan, gemeinsam mit dem Bremer Hilfsverein das Ziel der Stärkung des Missionsinteresses zu verfolgen. In Oldenburg hatten sich bereits die beiden Frauenvereine, von denen der eine für die lutherische, namentlich unter der tamulischen Frauenwelt arbeitende Leipziger Mission,² der andre als Glied der Oldenburg-Osternburger Ortsgruppe namentlich durch eine Verlosung eine beträchtliche Jahreseinnahme erzielte, welche je zur Hälfte nach Bremen und Leipzig abgeführt wurde — zu einer Korperation zusammengeschlossen.

Der lutherische Missionsverein zeigte Bedenken, seine korporative Selbständigkeit aufzugeben, aber wohl Bereitwilligkeit mit dem Bremer Hilfsverein in eine Arbeitsvereinigung zu treten. Sie entschlossen sich, nun nicht mehr wie bisher scheidlich, friedlich neben-

¹ Siehe S. 26 ff.

² Siehe S. 19 ff.

einander je für die Bremer Norddeutsche oder für die Leipziger lutherische Mission zu werben und zu wirken, sondern fortan auf Grund eines Arbeitsprogrammes Hand in Hand dieses Ziel zu verfolgen. Alle Missionsgaben, welche einlaufen, sollten zu gleichen Teilen an die beiden Gesellschaften fallen, nur Gaben mit besonderer Bestimmung demgemäß ihre Verwendung finden. Der Vorsitz solle alle drei Jahre zwischen den Vorständen der genannten Vereine wechseln. Ein Geschäftsführer, welcher zugleich Kassenwart, sollte die Arbeiten nach dem Plane, den die beiden Jahresversammlungen aufmachten, leiten, die Ausführung durch die für jeden Synodalkreis — Severland ausgenommen — gewählten Pfleger besorgt und geregelt werden. Besonders aber sei die Gründung von Ortsvereinen zu erstreben. Auf Grund eines 1908 geschaffenen Statuts¹ traten die bisherigen Missionsvereine zu einer Kooperation bei Wahrung ihrer korporativen Selbständigkeit zusammen. Mit dem Anfang des Jahres 1909 wurde die Tätigkeit begonnen durch eine Kundgebung,² welche an solche Gemeinden gesandt wurde, von deren Leitung man ein Einvernehmen erwarten konnte. Dem Zuge, welcher durch unser gesamtes kirchliches Leben geht, das, was auseinanderging, aber im Grunde zusammengehört, für die Arbeit des einen Gottesreiches zusammenzuschließen, sind die beiden Gruppen gefolgt. Die kontinentale Missionskonferenz, wie die Herrnhuter Festwoche, darf ich als Vorbilder nennen. Kein künstliches, gewaltames Zusammenfügen, sondern durch gemeinsame Arbeit zu gegenseitigem Verständnis und gemeinsamer Abwehr bei Wahrung der Selbständigkeit Fühlung zu suchen und zu wahren, das die Losung. Wir verhehlen uns nicht die Schwierigkeit der Durchführung, einer solchen Arbeitsgemeinschaft, halten uns auch darauf gefaßt, nicht nur, daß sie manchem Auge als eine concordia discors erscheinen will, sondern auch daß Reibungen kommen werden, aber je ehrlicher sie zum Austrage kommen, nach dem Grundsatz: einer trage des andern Last, desto sicherer wird das Missionsinteresse gefördert, und desto mehr das kirchliche Gemeindeleben daran gestärkt werden können.

Damit sind wir ans Ende der geschichtlichen Übersicht gelangt. Sie konnte freilich nicht viel mehr als über Ansätze zu dem Ziele

¹ Vgl. Anlage 15.

² Vgl. Anlage 16.

berichten. Die Ausblicke in die Geschichte und die Zustände unserer Landeskirche geben die Erklärung: Wer vor seiner eignen Türe zu kehren versteht, der wird sein Teil Schuld in dem Bekenntnisse kund geben, daß noch viel eifriger, viel inniger, viel gläubiger und getroster die Arbeit hätte angefaßt werden sollen und müssen. Wird das geschehen und mehr Erfolge als bisher zeitigen? Wird das Ringen mit dem Rationalismus die Missionsarbeit weiter begleiten? Bei dem Wiederaufleben des Missionsinteresses um die Mitte des 19. Jahrhunderts stand der Bulgärrationalismus im Vordergrund, um bald zu erlahmen. Im Anfang des 20. Jahrhunderts tritt er in neuer religionsgeschichtlich fundierter Gestalt auf den Plan und fordert für die missionarische Verbreitung seiner kritischen Arbeitserträge volle Gleichberechtigung. Wir hörten, daß diese Forderung abgewiesen und daß dieser Abweis verstimmt. Aber hinter dem Abweis steht eine, im Glauben an das volle Evangelium sich zusammenfassende Arbeitsgemeinschaft der beiden positiven Missionsgruppen. Möge das Wiederzusammenfließen derselben, das noch neu ist und sich erst bewähren muß — der Mission zum Segen gereichen! Das walte Gott!

Anhang.

Anlage 1.

Aus D. th. G. Haccius; Hann. Miss. Gesch. I. Teil 2. Auflage 1909, S. 349 f.

Pastor Claußen zu Oldenburg (dort von 1824—45 im Amt hielt in jener Versammlung die einleitende Ansprache. Seinem Bericht, welchen er darüber an die Norddeutsche Mission erstattete, entnehmen wir folgendes:

„Mir war der Auftrag geworden, die Verhandlungen dieser ersten Missionsversammlung einzuleiten; ich eröffnete sie daher mit einer Anrede, in welcher ich die gerechte Freude aussprach, endlich die Hoffnungen erfüllt zu sehen, in welcher so lange schon christliche Gemüter zusammengetroffen waren: auch Oldenburgs Namen in dem Verzeichnis der Heerlager zu finden, von denen aus der heilige Krieg gegen den Götzendienst geführt werde. Es werde nun, da im ganzen Lande die Sache aufgehört habe eine unbekannte zu sein,

da infolge der Verbreitung obgedachter Missionschrift (— eines Aufrufs für die Heidenmission —) die Sache allerorten kund geworden und besprochen sei, vom Worte zur Tat kommen müssen. Mit dem Gebete, zu welchem wir uns schon oft veranlaßt gefunden, wird nun auch die Arbeit verbunden werden und zu dieser alle Missionsfreunde zusammenwirken müssen; weil wir aber weder selbst an der Heidenbefehrung arbeiten, noch selbständig Arbeiter zu diesem Werke aussenden könnten, so werde uns nichts übrig bleiben, als durch zweckmäßig zu verwendende Geldbeiträge die Vermehrung dieser Arbeiter, deren es auf dem großen Erntefelde so sehr bedürfe, möglich zu machen."

Anlage 2.

Oldenburg, den 16. Febr. 1851.

Hochgeehrter Herr Pastor!

Ihre freundliche Zuschrift mit dem Aufruf: für die Norddeutsche Missionsgesellschaft traf mich in einer besonders arbeitsreichen, unruhigen Zeit; ich würde Ihnen sonst schon früher geantwortet und für dieselbe gedankt haben. Erlauben Sie mir zunächst, den Stand der Missionsfache in unserm Lande und meine eigne Stellung zu ihr kurz darzulegen.

Sie wissen, durch Dr. Böckel war der Oldenb. Missionsverein gewissermaßen gegründet; er knüpfte ihn an Dr. Niemeyer in Halle und an die dortige Stiftung an. Zugleich sollte er nicht das Werk eines Häufleins gläubiger Christen, sondern das der ganzen (bei uns so verweltlichten) Kirche sein. Dadurch war die Sache gleich anfangs gehemmt, und statt von einem Senfkorn zum Baum zu erwachsen, wurde aus dem Baum — ich wollte, ich könnte nur sagen: ein Senfkorn; denn dann wäre Hoffnung da, auch wieder zum Baum zu gelangen. — Nach und nach taten die ersten Vorsteher (Dr. Böckel selbst, Pastor Gröning, H. v. Wedderkop gar nichts mehr dafür, ja sie sind ausdrücklich oder stillschweigend ausgetreten. — Von Halle erfolgte natürlich keine Anregung, als die Berichte über Borneo, die Vielen mehr Anstoß als Freude gaben. — Da drohten die Meisten auszutreten oder doch wegzubleiben, wenn man sich nicht einer andern Gesellschaft anschließe, und man wählte Barmen. Ich gestehe, mir fehlte das rechte Zutrauen zur Hamburgischen Stiftung und ich habe diesen Beschluß hauptsächlich veranlaßt. Doch

haben wir kein Versprechen gegeben und nur von Zeit zu Zeit etwas Geld hingeschickt, auch Berichte usw. von da empfangen. (Es war einmal 100 *M* Gold, das andere Mal 80—90 *Tr.*)

Seit dem Jahre 1848 wurde der Verein immer schwächer; andere Interessen zogen die Leute ab, und die große Schwachheit des sonst so treuen K. K. Clausen, des Einzigen, der immer ein Herz für die Sache behielt, machte, daß auch die öffentlichen Missionsstunden einschliefen. Doch haben wir noch immer Missionschriften zirkulieren lassen, von einigen Pastoren und von einer Gemeinde (der des Pastors Meyer in Holle) Beiträge erhalten, und wenigstens in unserm Hause wieder angefangen, mit einigen Freunden wöchentlich einmal Berichte zu lesen und in einer Hausbüchse zu sammeln. — Leider fehlte mir Kraft, Mut und Geschick, auf eigene Hand und ohne alle Unterstützung die Missionsstunden wieder anzufangen, zumal da doch nur immer eine äußerst geringe Anzahl Leute kam, und zwar immer solche, von denen man sich sagen konnte, diese bedürfen der Versammlungen am wenigsten. Das Häuflein, das zur Brüdergemeinde gehört, hat dazu natürlich seine eigne Mission.

So stehen die Sachen jetzt. Im Herbst (1850) war Glückhoff da und bewog durch seinen Vortrag eine übrigens doch nur geringe Anzahl von Männern und Frauen zu einem Verein für China. Es waren Leute dabei, die man nie in der Kirche sieht, und es mußte mir gleich klar sein, daß das Kind ein totgebornes sei oder doch vor seiner Taufe sterben werde. Pfarrer Geist wurde Vorstand (meine Mutter für die Frauen); aber es kam nur zu einigen Statuten, die in einer Privatgesellschaft gemacht wurden, eine Versammlung ist nie gehalten. Die Sache war gleich mehr humanistisch, als christlich angelegt und konnte, wenn sie auch zur Ausführung gekommen wäre, niemanden befriedigen.

Sie sehen, es würde umsonst sein, wenn Sie Dr. Böckel oder Pastor Gröning (auch Wallroth, wie ich glaube) ihre Blätter schicken wollten. H. K. K. Clausen ist jetzt eben krank, sonst hätte ich ihm die Sache mitgeteilt; jedenfalls bedarf es für ihn keiner besonderen Sendung; er würde sie nur mir wieder übergeben. An Pastor Adalbert Meyer (in Neuende im Seeverland) sende ich auch sonst Missionschriften und andere Blätter; er hat sich, wie es am natürlichsten war, zunächst an die Ostfriesischen Freunde angeschlossen. Pastor Meyer in Holle habe ich schon davon geschrieben; Pastor

Busse in Dvelgönne, der aber auch nur einen Jahresbeitrag von ihm selbst einsendet, und Pastor Schmidt in Großenmeer, der auch weiter nichts für die Sache „tun kann“, werden durch mich Ihre Aufforderung erhalten. In Oldenburg selbst werde ich den Mitgliedern, die nicht schon bei unsern wöchentlichen Leseabenden sind, die Sache mitteilen. Ich selbst bin bereit, (im Namen des Herrn) für einen Anschluß an Bremen zu sprechen, und zwar besonders, weil ich hoffe, so am leichtesten wieder etwas Leben in die hiesige Missionsfache zu bringen. Sie müssen nur für's erste nichts Bedeutendes erwarten. — Übrigens darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich, wenn es möglich wäre, noch lieber zur Lutherischen Gesellschaft gehörte, zu der die Mecklenburger übergegangen sind,¹ und sonach nur aus einer Art, wie soll ich sagen? — Klugheit oder Eigennutz, um Anregung für unser Land zu bekommen, den Schritt tun kann. Übrigens versteht es sich, daß mit meiner und auch mit des R. R. Claußens Beistimmung nicht Alles getan ist, ja daß der Letztere vielleicht wünschen könnte, bei Barmen zu bleiben. — Leider ist Pastor Greverus schon lange krank, der würde vielleicht etwas dafür tun können. Scheint es Ihnen der Mühe wert, so möchte ich freilich raten, an R. R. Claußen, Greverus und Geist, ja auch an Wallroth zu schreiben, wenigstens an den Erstgenannten. Vielleicht käme so die Sache in Gang. Am besten wäre es freilich, Sie kämen selbst einmal, und man beriefe eine öffentliche Versammlung, die dann nur früh genug ausgeschrieben und bekannt gemacht werden müßte.

Verzeihen Sie, lieber Herr Pastor, daß der Brief so lang geworden ist; indem ich ihn überlese, kommt er mir selbst sehr anmaßend vor. Und doch mußte ich einmal Alles beleuchten und auch von mir selbst reden, wenn von dieser Sache die Rede sein sollte. Ich bekenne Ihnen, daß ich selbst viel Schuld habe, wenn die Sache bei uns so elend dasteht; aber es ging über meine Kräfte, sie allein zu halten, wo Alle sich zurückzogen. Gott, der Herr gebe, daß die Wüste wieder blühen möge!

Von Herzen der Ihrige.

Carl Ramsauer.

¹ Es ist die Leipziger, geschah 1850, Mai 1. Vgl. Haccius, Hannov. Missionsgeschichte.

Anlage 3.

Statuten

des Evangelisch-lutherischen Pastoralvereins im
Herzogtum Oldenburg. d. d. 1855, Aug. 14.

1. Der Evangelisch-lutherische Pastoralverein im Herzogtum Oldenburg will zuerst sich selbst auf dem Grunde des Glaubens, wie er in den Bekenntnissen der evangelisch-lutherischen Kirche, namentlich der Augsburger Konfession ausgesprochen ist, zu erbauen und zu stärken suchen.

2. Derselbe will den so erkannten Glauben nach Außen hin verteidigen und nach Innen hin immer mehr ins Leben zuführen und in Gemäßheit des Bekenntnisses und der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche die Verfassung unserer Landeskirche zu gestalten suchen.

Zu dem Ende will er mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln wirken:

a) für Beseitigung alles dessen, was der Wirksamkeit des geistlichen Amtes und dem Gedeihen des kirchlichen Lebens hemmend im Wege steht, z. B. die Massenherrschaft, Predigerwahlen, Beeinträchtigung des Kirchengutes durch Abgaben und Ablösungen;

b) für Förderung christlichen Glaubens und Lebens durch Einführung und Verbreitung echt kirchlicher Bücher in Kirche, Schule und Haus, namentlich für Lehre und Kultus.

3. Mitglied des Vereins wird man durch Unterschrift der Statuten. Wer dem Verein beitreten will, hat sich beim Präsidenten zu melden und muß von drei Mitgliedern empfohlen sein.

Es treten bei:

Ibbeken, Kemmers, Heddewig, Kicklefs, Frisius, Siewerßen, Ramsauer, Folte, Barelmann I, Schröder, Maes, Müller, Renken, Meyer (Neuende) (14).

Anlage 4.

Einnahmen

der Leipziger evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft aus dem Herzogtum Oldenburg, also Lübeck und Birkenfeld ausgeschlossen, von 1856 bis 1908.

1856	<i>M</i>	152,80	1883	<i>M</i>	1480,88
1857	"	118,52	1884	"	4913,11
1858	"	274,60	1885	"	2003,—
1859	"	281,12	1886	"	1743,—
1860	"	216,—	1887	"	1956,—
1861	"	251,82	1888	"	1614,—
1862	"	311,43	1889	"	1763,50
1863	"	423,—	1890	"	1858,40
1864	"	555,76	1891	"	1797,—
1865	"	684,—	1892	"	1722,70
1866	"	690,—	1893	"	2071,80
1867	"	879,43	1894	"	1959,78
1868	"	1038,—	1895	"	1439,86
1869	"	965,—	1896	"	2288,02
1870	"	741,—	1897	"	2166,28
1872	"	510,—	1898	"	1587,40
1873	"	876,—	1899	"	3644,06
1874	"	856,35	1900	"	2052,26
1875	"	897,—	1901	"	1878,62
1876	"	1042,—	1902	"	3966,25
1877	"	1281,—	1903	"	2263,22
1878	"	1180,—	1904	"	1862,26
1879 a	"	1316,—	1905	"	2315,42
b	"	495,63	1906	"	1973,04
1880	"	1464,17	1907	"	2468,34
1881	"	1370,—	1908	"	2760,60
1882	"	2576,40			

Anlage 5.

Statuten

des Evangelisch-lutherischen Missionsvereins im
Herzogtum Oldenburg. d. a. 1863.

§ 1. Der Evangelisch-lutherische Missionsverein des Herzogtums Oldenburg steht auf dem Grunde des Glaubens, wie er in den Bekenntnissen der evangelischen Kirche, namentlich in der Augsburger Konfession ausgesprochen ist.

§ 2. Sein Zweck ist die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden und zwar zunächst durch Unterstützung solcher Missionsgesellschaften, welche selbst auf dem Boden unsrer evangelisch-lutherischen Kirche stehend, die Missionare auf das Bekenntnis dieser Kirche verpflichten und die durch ihre Predigt gewonnenen Heiden zu Gemeinden evangelisch-lutherischen Bekenntnisses sammeln und verbinden.

§ 3. Jedes Mitglied des Vereins verpflichtet sich zu einem jährlichen, von ihm selbst zu bestimmenden Beitrag, welcher 4 Wochen vor Abschluß der Jahresrechnung entrichtet werden muß.

§ 4. Die dem Verein übersandten, ohne Bestimmung versehenen Gaben fließen in die Leipziger und Hermannsbürger Missionsgesellschaft, und zwar zu $\frac{2}{3}$ in die erste, zu $\frac{1}{3}$ in die letzte.

§ 5. Diejenigen Mitglieder des Pastoralvereins, welche dem Missionsvereine angehören, wählen zum ersten Male den aus 3 Mitgliedern bestehenden Vorstand des Missionsvereins. Von diesen tritt jährlich der Reihe nach ein Mitglied aus, für welches der Vorstand ein anderes aus den Mitgliedern des Missionsvereins wählt. In den beiden ersten Jahren entscheidet über den Austritt das Los.

Auf Grund obiger Statuten wollen zu einem Evangelisch-lutherischen Missionsverein im Herzogtum Oldenburg zusammentreten:

1. C. Ramsauer. 2. Orth. 3. A. Barelmann. 4. H. Barelmann.
5. Müller. 6. Claussen. 7. Rogge. 8. Kuhlmann. 9. Folte.
10. Meyer (Altenh.). 11. Heddwig. 12. Frisius. 13. Kemmers.
14. Büschelberger. 15. Gramberg (Bockh.). 16. Aven.

Schauenburg, Am Segensstrom des Evangeliums.

Anlage 6.

1857, Oct. 1.

Aus dem promemoria C. Ramsauers bezüglich der ihm angetragenen Redaktion eines Blattes im Gegensatz zu dem neuen, von Hellwag redigierten: Kirchliche Beiträge auf dem Grunde der Verfassung.

Aus den nachfolgenden Stichproben tritt uns die volle kirchliche und kirchenpolitische Eigenart des lieben Br. Ramsauer entgegen.

1. Das neue Kirchenblatt muß ein Blatt unsres evangelisch-lutherischen Vereins sein, und wenn es auch weder dessen Statuten zu veröffentlichen, noch dessen Namen an seiner Stirn zu tragen braucht, da es vielleicht besser ist, wenn ich als der allem verantwortliche Redakteur dastehe, so muß doch der Geist und Zweck unserer Verbindung sein Geist und Zweck sein. Es muß also a) vor allen Dingen auf evangelisch-lutherischem Grunde stehen und mit demselben wirklich Ernst machen, seine Forderungen und kirchlichen Konsequenzen vertreten und mit seinem Maßstab alle Dinge messen und beurteilen; es muß insonderheit uns selbst in diesem Standpunkt immer mehr zu befestigen und zu begründen suchen und daher mitunter selbst dogmatische Besprechungen und Kämpfe nicht scheuen, natürlich in dem Maß und Ton, wie er allein unserm Lande entsprechend und förderlich sein kann, mit Vorsicht und Milde;

2. muß unser Blatt, was eine Folge des vorigen ist, den Zusatz der Oberkirchenrätlichen Beiträge: „auf dem Grunde unserer Verfassung“ unsere evangelisch-lutherische Landeskirche bauen zu wollen, nicht allein stillschweigend weglassen, sondern, wenn auch natürlich nicht auf dem Titel, so doch in seinem ganzen Inhalt fort und fort bekämpfen. Es muß nachweisen, daß diese Verfassung ihrem Grund und Wesen nach in Widerspruch stehe mit dem Grund und Wesen unserer evangelisch-lutherischen Kirche, und so entweder eine allmähliche, oder wenn es die Umstände unter des Herrn Leitung ergeben, eine mit einem Male zu vollziehende Revision unserer Kirchenverfassung anbahnen, indem wir darin sowohl die falschen Prinzipien unserer Verfassung aufdecken, als auch auf die Fehler und Mängel in ihrer Ausführung aufmerksam machen.

Dabei darf aber das Blatt keineswegs ausschließlich polemisch oder kirchenpolitisch sein, nicht einmal es zur Hauptsache machen;

vielmehr müssen wir vor allem uns selbst im evangelisch-lutherischen Glauben und in unserer Pastoralität stärken und gründen und daß ich so sage, uns selbst predigen. Es muß also aus dem Blatte zu erkennen sein, daß wir nicht das Unsere suchen, sondern das, was des Herrn und seiner Kirche ist und daß wir selber uns nicht achten, als die es schon ergriffen haben oder vollkommen sind, wir wollen ihm aber nachjagen, daß wir es ergreifen.

NB. Noch ein Wort über mein Verhältnis zu den Mitarbeitern. Ich sehe vorher und habe bereits Vorschmack davon, daß ich hier und da dem Einen und dem Andern bald als zu orthodox und konfessionell, auch als ein zu starker Gegner unserer ganzen Kirchenverfassung, bald wiederum als zu nachgiebig und latitudinarisch erscheinen werde. Ich werde streben, dasselbe möglichst konsequent und in einem Geiste zu erhalten — denn nur dann können wir auf Erfolg rechnen —, ich werde aber in Ton und Sprache vielleicht zuweilen als zu vorsichtig erscheinen, um nicht mehr zu sagen. Da bitte ich denn nun um Ihr Vertrauen und Ihre Nachsicht, aber auch um das Recht und die Erlaubnis, meiner Überzeugung zu folgen; ich kann nicht steuern, wenn ich nicht Herr des Schiffes bin.

Anlage 7.

Statuten

des evangelisch-lutherischen Predigervereins.

1. Der evangelisch-lutherische Predigerverein steht auf dem Grunde der Bekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche.
2. Mitglied des Vereins ist jeder Geistliche und Kandidat des Predigtamtes, der diesen Statuten durch seine Unterschrift zustimmt. Nichtgeistliche, die dem Vereine beizutreten wünschen, können aufgenommen werden.
3. Der Verein hält in der Regel jährlich zwei Konferenzen zwischen Oldenburg und einem andern von der Versammlung zu bestimmenden Orte abwechselnd, wobei auch von Mitgliedern eingeführte Gäste zugelassen werden können.
4. Ein engerer Vorstand von 3 Mitgliedern und ein weiterer von 6 Mitgliedern, die möglichst aus den verschiedenen Synodalkreisen zu entnehmen sind, leiten den Verein.

5. Der engere Vorstand besteht aus einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten und einem Schriftführer.

6. Der engere und weitere Vorstand wird auf 3 Jahre durch Stimmenmehrheit der in der betreffenden Konferenz anwesenden Vereinsmitglieder gewählt.

7. Die Mitglieder haben einen Beitrag von 10 Groschen zu zahlen.

8. (Seit 1884, 9. Juni.) In jeder Konferenz bilden die Angelegenheiten des evangelisch-lutherischen Missionsvereins einen stehenden Gegenstand der Tagesordnung.

Es unterschrieben:

C. Ramsauer (Osternburg), Folte (Rastede), Roth (Oldenburg), Meyer (Zetel), Hattenbach (Neuenhundert), Schauenburg II (Bakens), Barelmann (Gr. Aneten), Siwersen (Schwey), J. Carstens (Elsfleth), Schauenburg I (Sande), Graap (Barel), Rumpf (Hohenkirchen), Kleinert (Neuenhundert), A. Koch (Huntlosen), Toel (Hasbergen), A. Senfel (Holle), Büschelberger (Bardewisch), Orth (Wardenburg), Heinzen (Oldenburg), Müller (Edewecht), Harms (Wüppels), Eckardt (Minsen), Ruhlmann (Burhave), v. Wicht (Hatten), Focken (Westerstede).

Anlage 8.

Satzung

des evangelisch-lutherischen Predigervereins des
Herzogtums Oldenburg.

(Ergebnis der 1901, 12. Dez., vollzogenen Revision.)

§ 1. Zweck des Vereins. Der oldenburgische evangelisch-lutherische Predigerverein hat den Zweck geistlicher und wissenschaftlicher gegenseitiger Förderung seiner Mitglieder und der Pflege des kirchlichen Lebens auf der Grundlage der Bekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche.

§ 2. Sitz des Vereins. Der Verein hat seinen Sitz in der Stadt Oldenburg und wird seine Eintragung bei dem Amtsgericht Oldenburg beantragen.

§ 3. Eintritt und Austritt der Mitglieder des Vereins. Mitglied des Vereins wird jeder Geistliche und ordinierte Kandidat des Predigtamts innerhalb der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Herzogtums Oldenburg, der sich zum Eintritt in den Verein

bei dem Vereinsvorstand meldet, von der Vereinsversammlung mit $\frac{2}{3}$ der anwesenden Mitglieder aufgenommen wird und sich zum Zweck des Vereins (§ 1) durch Unterzeichnung der Urschrift der Satzung bekennt.

Der Austritt aus dem Verein steht jedem Mitglied jederzeit frei und erfolgt durch Abmeldung beim Vereinsvorstand. Der Vereinsvorstand soll die Tilgung der Namensunterschrift des Ausgetretenen unter der Urschrift der Satzung vollziehen.

§ 4. Vereinsbeitrag. In jedem Jahr ist bei der ersten Vereinsversammlung ein jährlicher Beitrag von 3 M durch die Mitglieder zu entrichten. Nicht eingekommene Beiträge sollen am Ende eines Kalenderjahres von dem rechnungsführenden Mitgliede des Vereinsvorstandes durch Postauftrag eingezogen werden.

§ 5. Vereinsvorstand. Der Vereinsvorstand hat den Verein nach allen Richtungen hin zu vertreten. Er besteht aus einem Vorsitzenden, einem Stellvertreter desselben und einem Schriftführer, der zugleich Rechnungsführer ist. Der Vereinsvorstand wird auf drei Jahre in der Vereinsversammlung gewählt. Die Wahl erfolgt durch Stimmenmehrheit oder durch allgemeinen Zuzuf, wenn gegen diese letztere Wahlart kein Widerspruch erfolgt.

Eine Ablehnung der Wahl ist zulässig.

Scheidet ein Mitglied des Vereinsvorstandes aus, so findet bei der nächsten Vereinsversammlung für den Rest der dreijährigen Wahlperiode eine Neuwahl statt. Bis dahin üben die vorhandenen Mitglieder des Vereinsvorstandes dessen Befugnisse aus.

§ 6. Ausschuf des Vereins. Außer dem Vereinsvorstand wird noch ein Ausschuf von 6 Mitgliedern, die möglichst aus den verschiedenen Synodalkreisen zu nehmen sind, in gleicher Weise, wie der Vereinsvorstand, gewählt.

Der Vereinsausschuf ist vom Vereinsvorstand nach dessen Ermessen zur Vorbereitung von Vorlagen für die Vereinsversammlung und in sonst erforderlichen Fällen zu berufen.

§ 7. Vereinsversammlungen. Ordentliche Vereinsversammlungen finden zweimal im Jahre, und zwar in der Regel im Frühjahr und Herbst statt. Die Berufung erfolgt durch schriftliche, die Tagesordnung enthaltende, Mitteilung seitens des Vereinsvorstandes an die Mitglieder. Außerordentliche Vereinsversammlungen kann der Vereinsvorstand jederzeit in derselben Form berufen, wenn das Interesse des Vereins es erfordert.

Die Berufung einer solchen hat außerdem zu geschehen, wenn 12 Mitglieder des Vereins dies beim Vereinsvorstand beantragen.

Im übrigen gelten die Bestimmungen des § 37 des Bürgerlichen Gesetzbuches.

Jede Vereinsversammlung ist beschlußfähig bei Anwesenheit von wenigstens 9 Vereinsmitgliedern, die Vereinsvorstandsmitglieder eingeschlossen.

Über die Beschlüsse der Vereinsversammlung wird von einem Vereinsvorstandsmitgliede ein Protokoll aufgenommen, welches von der Vereinsversammlung festgestellt und von dem Vereinsvorstand unterschrieben wird.

§ 8. Auflösung des Vereins. Der Verein kann durch den Beschluß von zwei aufeinanderfolgenden und ordnungsmäßig berufenen Vereinsversammlungen seiner Mitglieder aufgelöst werden. Zwischen der ersten und der zweiten Vereinsversammlung muß ein Zeitraum von 14 Tagen verfließen sein.

Zu dem Beschluß der Auflösung ist eine Mehrheit von $\frac{3}{4}$ der erschienenen Vereinsmitglieder erforderlich.

Bei der Auflösung des Vereins oder der Entziehung der Rechtsfähigkeit bestimmt die Vereinsmitgliederversammlung, wem das Vereinsvermögen zuzuweisen ist.

§ 9. Änderung der Vereinsatzung und des Vereinsvorstands. Hinsichtlich der Änderung der Vereinsatzung sowie des Vereinsvorstands gelten §§ 33 Abs. 1, § 67 und § 71 des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

Geschehen

Oldenburg, den 12. Dezember 1901.

Schauenburg,
d. z. 1. Vorsitzender.

Johs. Bultmann,
d. z. 2. Vorsitzender.

Toenniesen,
d. z. Schriftführer.

Der Verein: „Evangelisch-Lutherischer Predigerverein des Herzogtums Oldenburg“ ist in das Vereinsregister des Großherzoglichen Amtsgerichts Oldenburg unter Nr. 10 eingetragen.

Oldenburg, den 25. Januar 1902.

Sander, Gerichtsaktuar,
als Gerichtsschreiber des Großherzoglichen Amtsgerichts.

Anlage 9.

Satzungen

des evangelisch-lutherischen Missionsvereins.

§ 1. Zweck des Vereins. Der Oldenburgische evangelisch-lutherische Missionsverein unterstützt die äußere Mission und berücksichtigt in erster Linie die evangelisch-lutherische Mission in Leipzig.

§ 2. Bekenntnis. Der alleinige Grund, auf welchem der evangelisch-lutherische Missionsverein steht und arbeitet, ist das Wort Gottes nach dem Bekenntnis unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche.

§ 3. Mitgliedschaft. Mitglied des Vereins ist jeder, welcher die gegenwärtigen Grundbestimmungen anerkennt und für die evangelisch-lutherische Mission, sei es zur Vereinskasse oder zur Kollekte seinen Beitrag zahlt.

§ 4. Vorstand. Den Vorstand des Vereins bildet das jedesmalige Präsidium des evangelisch-lutherischen Predigervereins. Diesem als dem Organe der gesamten Vereinstätigkeit liegt die Leitung, Verwaltung und Vertretung des Ganzen ob.

§ 5. Arbeitsprogramm. Um einen werktätigen Eifer für die Mission zu fördern, ist a) das Missionswerk durch Predigt, Kinderlehre und Konfirmandenunterricht, durch die Schulen, durch Missionsvorträge, durch Schriftenverbreitung und die Tagespresse zur Kenntnis und durch Haus- und Kirchenbüchsen in Erinnerung zu bringen;

sind b) ein jährliches Hauptmissionsfest, nach Möglichkeit auch Kreis- und Gemeindefeste im Einvernehmen resp. unter Leitung des örtlichen Kirchenrates abzuhalten;

ist c) auf die Gründung einer Vereinsbibliothek von Missionswerken hinzuwirken und

d) über die abzuhaltenden Missionsfeste in der Herbstkonferenz, event. in der folgenden Frühjahrskonferenz Vereinbarung zu treffen.

§ 6. Kasseführung. Die Missionsgaben sind an das mit der Kasseführung betraute Vorstandsmitglied einzusenden; falls sie direkt nach Leipzig oder einer andern evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft eingeliefert werden, ist darüber an den Kasseführer zu berichten.

Die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Vereinsjahres (Jan. bis Dez.) wird jährlich in der folgenden Semesterkonferenz abgelegt. Der Rechnung ist eine Liste der Vereinsmitglieder resp. der besteuernden Gemeinden und Kreise anzulegen und ein Auszug der Rechnung im Nachbaren zu veröffentlichen.

Festgestellt am 8. November 1893.

Anlage 10.

Satzung

des Oldenburgischen Hilfsvereins für die
Norddeutsche Missionsgesellschaft.

§ 1. Zweck und Sitz des Vereins. Der Oldenburgische Hilfsverein für die Norddeutsche Missionsgesellschaft bezweckt im Gehorsam gegen den Befehl unsres Herrn Jesu Christi Mathäus 28, 18—20 die Beförderung der evangelischen Mission unter Heidenvölkern und steht auf dem Bekenntnisgrunde der evangelisch-lutherischen Kirche des Herzogtums Oldenburg.

§ 2. Der Verein ist ein Hilfsverein der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen, an welche er seine Einnahmen überweist.

§ 3. Der Verein hat seinen Sitz in Oldenburg im Großherzogtum und ist in das Vereinsregister des Amtsgerichts zu Oldenburg einzutragen.

Das Geschäftsjahr entspricht dem Kalenderjahr.

§ 4. Mittel des Vereins. Der Verein sucht seinen Zweck zu erreichen:

1. durch Weckung und Förderung der Teilnahme für die evangelische Mission, insbesondere für die Bestrebungen der Norddeutschen Mission, durch Wort und Schrift;

2. durch regelmäßige Beiträge der Mitglieder und sonstige Zuwendungen von Missionsfreunden.

§ 5. Mitgliedschaft. Mitglied des Vereins ist jeder evangelische Christ im Herzogtum Oldenburg, der einen Jahresbeitrag von 1 *M* zahlt.

§ 6. Die Mitgliedschaft erlischt durch Nichtzahlung des Jahresbeitrags trotz erfolgter Aufforderung oder durch Austrittserklärung gegenüber dem Vorstand.

§ 7. Organe des Vereins. Die Organe des Vereins sind:

Der Vorstand.

Die Mitgliederversammlung.

§ 8. Der Vorstand. Den engeren Vorstand bildet der Vorsitzende allein. Derselbe wird von der Mitgliederversammlung gewählt und hat den Verein gerichtlich und außergerichtlich zu vertreten. Er ist befugt, sich aus dem weiteren Vorstande (§ 9) einen Stellvertreter zu wählen.

§ 9. Für alle inneren Angelegenheiten des Vereins wird ein weiterer Vorstand gebildet. Derselbe besteht außer dem Vorsitzenden (§ 8) aus vier bis acht männlichen Vereinsmitgliedern. Seine erste Bestellung erfolgt durch Beschluß der Mitgliederversammlung; entstehende Lücken ergänzt er selber durch Zuwahl — abgesehen von dem Vorsitzenden, der nach § 8 stets von der Mitgliederversammlung zu wählen ist.

Der weitere Vorstand wählt aus seiner Mitte einen Schriftführer und einen Rechnungsführer.

§ 10. Die Mitgliederversammlung. Eine ordentliche Mitgliederversammlung findet in jedem Jahre spätestens bis zum 30. Juni statt. Außerordentliche Mitgliederversammlungen werden einberufen, wenn der Vorstand es für erforderlich hält, oder wenn der zehnte Teil der Mitglieder dies unter Angabe des Zweckes und der Gründe schriftlich beantragt.

§ 11. Die Berufung einer Mitgliederversammlung erfolgt unter Angabe von Ort, Zeit und Tagesordnung durch den Vorstand mindestens acht Tage zuvor durch einmalige Bekanntmachung in den Oldenburgischen Anzeigen.

§ 12. Die ordentliche Mitgliederversammlung steht unter Leitung des Vorsitzenden und ist beschlußfähig, wenn mindestens 7 Mitglieder anwesend sind. Ihre Befugnisse sind folgende:

1. Wahl des engeren Vorstandes (Vorsitzenden § 8) und erste Bestellung des weiteren Vorstandes (§ 9).

2. Entgegennahme eines Jahresberichtes des Vorstandes über seine Tätigkeit, sowie über die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

3. Entgegennahme des Rechnungsberichtes. Die Richtigkeit der Rechnung ist vorher durch ein vom Vorstande zu bestimmendes Vereinsmitglied zu prüfen.

4. Beschlußfassung über Anträge des Vorstandes und der Mitglieder.

5. Die Wahl der vom Vorstand vorzuschlagenden Vertreter des Vereins für die Mitgliederversammlungen der Norddeutschen Missionsgesellschaft nach deren Satzung.

6. Beschlußfassung über Änderung der Satzung und Auflösung des Vereins (§§ 13 und 14).

§ 13. Alle Beschlüsse erfolgen mit einfacher Mehrheit. Bei Satzungsänderungen ist eine Mehrheit von $\frac{3}{4}$ der erschienenen Mitglieder erforderlich.

Die Beschlüsse jeder Mitgliederversammlung sind zu protokollieren und zur Beurkundung von dem Vorsitzenden und Schriftführer zu unterzeichnen.

§ 14. Auflösung des Vereins. Die Auflösung des Vereins erfolgt, wenn dieselbe von einer Mitgliederversammlung mit $\frac{3}{4}$ sämtlicher Mitglieder oder, falls nicht so viele Mitglieder zugegen waren, von einer zweiten Mitgliederversammlung mit $\frac{3}{4}$ der erschienenen Mitglieder beschloffen wird.

§ 15. Das bei Auflösung des Vereins vorhandene Vermögen fällt an die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen.

§ 16. Für den Fall einer Auflösung der Norddeutschen Missionsgesellschaft ist über den Anschluß des Vereins bzw. Auslieferung des Vermögens an eine andere evangelische Missionsgesellschaft zu beschließen.

Errichtet am 28. Mai 1902.

Anmerkung 1. Der Verein ist in das Vereinsregister unter Nr. 13 eingetragen.

Anmerkung 2. Die Mitgliederversammlung erklärte am 28. Mai 1902, daß in den §§ 10—12 unter „Vorstand“ überall der weitere Vorstand (§ 9) zu verstehen ist.

Anlage 11.

Übersicht
der Einnahmen aus Oldenburg.

Jahrgang	Betrag		Jahrgang	Betrag	
	Bremen	Leipzig		Bremen	Leipzig
1851—1852			1876	2368	1042
1./9. 51—31./8. 52	79	—	1877	2339	1281
1852—1853			1878	2258	1180
1./9. 52—31./8. 53	86	—	1879	2363	1812
1854	53	—	1880	2549	1464
1855	706	—	1881	2436	1370
1856	663	153	1882	2394	2576
1857	1703	119	1883	2516	1481
1858	1737	275	1884	2428	4913
1859	2426	281	1885	2487	2003
1860	2112	216	1886	2577	1743
1861	1610	252	1887	2795	1956
1862	1284	311	1888	2455	1614
1863	980	423	1889	2321	1764
1864	1959	556	1890	2725	1858
1865	2396	684	1891	2675	1797
1866	2323	690	1892	3546	1723
1867	2393	879	1893	2578	2072
1868	2066	1038	1894	15554	1960
1869	2518	965	1895	3209	1440
1870	2171	741	1896	3306	2288
1871	3340	2	1897	4292	2166
1872	2542	510	1898	4016	1587
1873	2424	876	1899	3091	3644
1874	2181	856	1900	2488	2052
1875	2800	897	1901	3856	1879

Jahrgang	Bremen			Summa	Leipzig
	Allgemeine	Grotenkollekte	Defizit		
1902	5609,05	227,79	13,20	5939,04	3966
1903	4065,59	170,26	35,40	4281,25	2263
1904	5083,94	84,60	—	5168,54	1862
1905	3584,09	177,15	974,56	4735,80	2415
1906	3961,11	186,40	531,61	4679,12	1973
1907	4163,33	222,51	63,82	4449,66	2468
1908	—	—	—	—	2761

Anlage 12.

Satzung

der Hanseatisch-Oldenburgischen Missions-Konferenz.

§ 1. Die Hanseatisch-Oldenburgische Missions-Konferenz stellt ihre Arbeit in den Hansestädten Hamburg mit Altona, Lübeck und Bremen, sowie im Herzogtum Oldenburg und im Fürstentum Lübeck in den Dienst der Missionsgesellschaften in Barmen, Breklum, Bremen, Hermannsburg, Herrnhut und Leipzig.

§ 2. Die Missions-Konferenz will nicht direkt einer dieser Missions-Gesellschaften dienen oder Beiträge für den Missionsbetrieb sammeln, sondern im allgemeinen das Verständnis und die Teilnahme für die Mission wecken und vertiefen.

§ 3. Die Missions-Konferenz sucht ihren Zweck zu erreichen:

- a) durch eine jährliche Tagung mit Vorträgen aus der Theorie und Praxis des Missionslebens. Die Tagung findet als Wanderversammlung in Bremen, Oldenburg, Hamburg, Altona, Lübeck möglichst im Anschluß an eine schon bestehende Konferenz oder an ein Missionsfest statt;
- b) durch Vertretung der Mission in der Lokalpresse;
- c) durch Verbreitung wissenschaftlicher Missionszeitschriften zu ermäßigten Preisen;
- d) durch Darreichung von Missionsreisestipendien und Veranstaltung von Missionstursen.

§ 4. Die Leitung der Missions-Konferenz liegt in der Hand des Vorstandes, in welchen die in Altona, Bremen, Hamburg, Lübeck und Oldenburg bestehenden Ortsausschüsse je zwei von der Konferenz für fünf Jahre zu bestätigende Vertreter entsenden. Die Ortsausschüsse zählen 3—9 Mitglieder; in erster Linie Vertreter der an den einzelnen Orten vorhandenen Hilfsvereine der Missionsgesellschaften, welche das Recht der Zuwahl haben. Der Vorstand hat sich über die Gestaltung der Wanderversammlung mit dem betreffenden Ortsauschuß ins Einvernehmen zu setzen und auf der jährlichen Tagung einen Tätigkeits- und Rechnungsbericht abzulegen.

§ 5. Mitglied der Missions-Konferenz ist jeder evangelische Missionsfreund, der mit der Satzung einverstanden ist und einen Jahresbeitrag vom mindestens 1 M zu zahlen sich verpflichtet, dessen Einziehung durch die Ortsausschüsse erfolgt.

§ 6. Im Falle der Auflösung der Missions-Konferenz fällt ihr Vermögen zu gleichen Teilen den Missions-Gesellschaften zu Barmen, Breklum, Bremen, Hermannsburg, Herrnhut und Leipzig zu.

Anlage 13.

Flugschriften

der Hanseatisch-Oldenburgischen Missions-Konferenz.

1. Der Einfluß der Mission auf die deutsche Kolonial-Politik. Von F. K. Vietor, Mitglied des Kolonialrates. 10 *Pf.*

2. Die Mission als Erzieherin der Eingeborenen in unseren Kolonien. Von Pastor Paul, Schriftführer der Sächsischen Missions-Konferenz. 10 *Pf.*

3. Hamburg, die Missionsmetropole des Nordens im Mittelalter. Von Konsistorialrat Professor D. von Schubert, Kiel. 20 *Pf.*

4. Oldenburgischer Aberglaube im Spiegel unserer heidnischen Vorzeit. Von Kirchenrat D. Schauenburg, Pfarrer in Golzwarden. 20 *Pf.*

5. Welchen Segen bringt die Heidenmission der Heimat-gemeinde? Von Pastor Cordes, Hamburg. 10 *Pf.*

6. Die Absolutheit des Christentums und die Mission. Von Lic. H. von Walter, Privatdozent in Göttingen. 20 *Pf.* Vergriffen.

7. Zum Kampf um die Negerseele. Von Missions-Direktor P. D. Hennig, Herrnhut. 20 *Pf.*

8. Die Negerseele und ihr Gott. Von Missions-Direktor A. W. Schreiber, Bremen. 10 *Pf.*

9. Die Übersetzung der Bibel in die Sprache eines westafrikanischen Naturvolkes. Von Missionar Jakob Spieth, Präses der evangelischen Logomission. 10 *Pf.*

10. Was man erlebt, wenn man den Vorurteilen und Vorwürfen gegen die Mission nachgeht. Von Marinepfarrer R. F. Müller, Wilhelmshaven. 20 *Pf.*

11. Bete und arbeite! Wie ev. Missionare schon vor 150 Jahren die Neger zur Arbeit erzogen haben. Von Marinepfarrer R. F. Müller. 10 *Pf.*

12. Handel und Mission. Von Johs. Schröder, Präses der Norddeutschen Missionsgesellschaft, Bremen. 10 *Pf.*

Die Flugschriften sind in Kommission bei J. Morgenbesser, Bremen, erschienen und können auch durch das Sekretariat der Konferenz, Bremen, Ellhornstraße 12, bezogen werden.

Anlage 14.

Vom 28. Mai 1855 macht im Namen des Missionsvereins in Oldenburg Herr Geh. Kirchenrat D. Nielsen die Mitteilung, daß nach beendigtem Gottesdienst bei einer Zusammenkunft des Oldenburger Missionsvereins beschlossen sei:

1. der Oldenburger Missionsverein schließt sich der Norddeutschen Missionsgesellschaft als Mitglied an und wünscht als solches anerkannt zu werden.

2. Der Kasseführer, Herr Oberkirchenrat Geist, Hofprediger, ist ermächtigt, die sämtlichen zurzeit disponiblen Gelder (p. p. 150 Taler) als ersten Jahresbeitrag von hier aus nach Bremen zu übermachen.

3. Derselbe, wenn seine Zeit es gestattet, und Herr Rektor Dr. König, sonst der letztere, werden beauftragt, den Anschluß unseres Vereins an die Norddeutsche Gesellschaft soweit nötig, persönlich am 1. Juni in Vollzug zu setzen, den genannten Beitrag zu überbringen und als Abgeordneter des Vereins denselben auf der Versammlung in Bremen zu vertreten.

Pastor Mallet schreibt mit Bleistift an den Rand:

Gott sei Lob und Dank!

Anlage 15.

Vereinbarung

zwischen dem evangelisch-lutherischen Missionsverein und dem Oldenburger Hilfsverein für die Norddeutsche Missionsgesellschaft.

1. Der Vorstand des evangelisch-lutherischen Missionsvereins und der Vorstand des Hilfsvereins für die Norddeutsche Missionsgesellschaft arbeiten Hand in Hand für die Leipziger und für die Norddeutsche Missionsgesellschaft.

2. Die gemeinsame Arbeit wird in folgender Weise betrieben: Beide Vorstände suchen mit gegenseitiger Unterstützung die Kenntnis des Missionswerkes und die Liebe zu demselben auf jede Weise zu fördern, insbesondere durch Gründung und Pflege von örtlichen Missionsvereinen in den einzelnen Gemeinden, Veranstaltung von Missionsfesten und Vorträgen und Verbreitung von Missionschriften. Die Arbeit der örtlichen Missionsvereine geschieht nach der anliegenden Missionsfakung.

3. Beide Vorstände oder ihre Vorsteher treten mindestens zweimal im Jahre zusammen, insbesondere zur Feststellung des Arbeitsplanes für das jedesmalige Geschäftsjahr, welches mit dem Kalenderjahr zusammenfällt.

4. Der Vorsitz wechselt alle drei Jahre zwischen den beiden Vereinen. Für die erste Geschäftsperiode fiel der Vorsitz durch Los dem Vorstand des Oldenburger Hilfsvereins für die Norddeutsche Missionsgesellschaft zu.

5. Beide Vorstände bestellen zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse auf drei Jahre einen gemeinsamen Geschäftsführer und für jeden Synodalkreis einen Pfleger, welcher für Ausführung des seinen Kreis betreffenden Arbeitsplanes zu sorgen hat.

6. Der Geschäftsführer ist zugleich gemeinsamer Kasseführer. Derselbe führt die Erträge vierteljährlich nach Abzug der Geschäftskosten zu gleichen Teilen an die Vorstände der beiden Vereine ab.

7. Sämtliche Missionsgaben, welche ohne besondere Bestimmung eingehen, insbesondere die Mitgliederbeiträge der Missionsvereine und die Sammlungen an Missionsfesten, werden nach Abzug der Unkosten zur Hälfte für den evangelisch-lutherischen Missionsverein und zur Hälfte für den Oldenburger Hilfsverein für die Norddeutsche Missionsgesellschaft bestimmt und gehen an den Kasseführer.

Gaben mit besonderer Bestimmung gehen ebenfalls an den Kasseführer.

8. Jedem der beiden Vorstände steht es frei, außerordentliche Sammlungen für Leipzig und Bremen zu veranstalten, wenn eine dieser Gesellschaften sich in einer besonderen Notlage befindet; doch hat derselbe dem Vorstande des anderen Vereins vorher Mitteilung hiervon zu machen.

9. Unter Zustimmung der beiden Vorstände können von jedem der beiden Missionsvereine Vortrags-(Predigt-)Reisen veranstaltet werden, deren Ertrag dem veranstaltenden Verein zufällt, aber zur Kunde des Kasseführers zu bringen ist.

Zur Feststellung der Sonderfassung für die örtlichen Missionsvereine wird eine weitere Zusammenkunft am 30. November, nachmittags 3 Uhr beschlossen.

Sondersatzung

für die örtlichen Missionsvereine.

§ 1. Der Missionsverein hat den Zweck, für die Leipziger und Norddeutsche Missionsgesellschaft Teilnahme zu erwecken, zu erhalten und zu fördern.

Anm.: Es bleibt den Mitgliedern überlassen, welcher der beiden Missionsgesellschaften sie ihr spezielles Interesse zuwenden wollen. Jedoch werden die im Verein gesammelten Beiträge und Gaben je zur Hälfte an die genannten Gesellschaften verteilt.

§ 2. Der Verein sucht seinen Zweck zu erreichen:

1. Durch Verbreitung von Missionsblättern und Schriften;
2. Durch Veranstaltung von Missionsstunden, Missionsfesten und Vorträgen, womöglich auch durch Einrichtung von Missionsnähvereinen.

§ 3. 1. Mitglied des Vereins ist jeder, der sich durch Einzeichnung in die Mitgliederliste zu einem bestimmten Jahresbeitrag in beliebiger Höhe verpflichtet.

2. Mitglieder, welche mindestens 2 *M* Jahresbeitrag leisten, erhalten die Blätter einer dieser Missionsgesellschaften nach freier Wahl umsonst und portofrei geliefert. Außerdem haben sie Sitz und Stimme in den Mitgliederversammlungen desjenigen Landesmissionsvereins, dessen Vatt sie lesen.

3. Die Mitgliedschaft erlischt durch Nichtzahlung des Jahresbeitrages oder durch Austrittserklärung.

§ 4. Die Mitgliederbeiträge und die sonstigen Einnahmen ohne besondere Bestimmung werden nach Abzug der Vereinsunkosten an den gemeinsamen Kassführer des evangelisch-lutherischen Missionsvereins und des Oldenburger Hilfsvereins für die Norddeutsche Missionsgesellschaft abgeliefert, und zwar vierteljährlich.

§ 5. 1. Der Vorstand wird auf drei Jahre gewählt und besteht aus dem Vorsitzenden und zwei Beisitzern.

2. Er beruft und leitet die Mitgliederversammlungen und besorgt die gesamte Geschäftsführung des Vereins, insbesondere hat er der Mitgliederversammlung über das abgelaufene Geschäftsjahr, welches mit dem 1. Oktober abschließt, einen Jahresbericht und Rechnungsbericht vorzulegen.

§ 6. 1. Eine ordentliche Mitgliederversammlung, die möglichst mit einem Missionsvortrag zu verbinden ist, findet in jedem Jahre, spätestens am 1. Dezember, statt.

2. Außerordentliche Versammlungen werden berufen, wenn der Vorstand es für erforderlich hält, oder wenn der zehnte Teil der Mitglieder dies unter Angabe des Zweckes und der Gründe beim Vorstande schriftlich beantragt.

3. Die Versammlungen werden vom Vorsitzenden berufen und geleitet, und sind beschlußfähig, wenn mindestens 5 Mitglieder anwesend sind.

§ 7. Ihre Befugnisse sind:

1. Die Wahl des Vorstandes, welche alle drei Jahre erfolgt.

2. Entgegennahme des Jahres- und Rechnungsberichts.

3. Beschlußfassung über Anträge des Vorstandes und der Mitglieder.

4. Beschlußfassung über Änderung der Satzung und Auflösung des Vereins.

§ 8. Alle Beschlüsse werden mit einfacher Mehrheit gefaßt. Bei Satzungsänderungen ist eine Mehrheit von $\frac{3}{4}$ der erschienenen Mitglieder erforderlich.

§ 9. Die Auflösung des Vereins erfolgt, wenn sie von einer Versammlung mit $\frac{3}{4}$ sämtlicher Mitglieder, oder, falls nicht so viele zugegen waren, von einer zweiten Versammlung mit $\frac{3}{4}$ der erschienenen Mitglieder beschlossen wird.

§ 10. Etwaige bei der Auflösung des Vereins vorhandene Kassenbestände oder sonstiges Eigentum fallen je zur Hälfte dem evangelisch-lutherischen Missionsverein und dem Hilfsverein für die Norddeutsche Mission zu.



Anlage 16.

Aufruf und Bitte

an die Gemeinden unserer Landeskirche um Mithilfe am Werk der Heidenmission.

Es ist Missionszeit heute! Nachdem die Christenzeit Jahrhunderte lang wenig zur Ausbreitung des Reiches Gottes getan, ist seit reichlich 100 Jahren in allen christlichen Kirchen ein neuer Eifer erwacht, den Heiden das Evangelium zu bringen.

Das ist vom Herrn geschehen. Gott, der alle Dinge regiert, hat es gefügt, daß die früher verschlossenen, fast unbekanntes Heidenländer durch den entstandenen Weltverkehr uns nahe gerückt und zugänglich geworden sind, und zugleich hat der Herr der Kirche in der Christenheit ein neues Leben geweckt und durch seinen Geist viele an den lange vergessenen Missionsbefehl erinnert: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ So ist es gekommen, daß in unseren Tagen das Wort Gottes so schnell läuft, wie nie zuvor, daß man jetzt in Wahrheit von einer Weltmission sprechen kann. Die Zahl der evangelischen Missionare beträgt zurzeit 8537, nämlich 5735 Ordinierte und 2802 Laienbrüder, außerdem 4387 unverheiratete Schwestern und 5575 Missionsfrauen, zusammen 18499 Missionsleute, welche in fast allen Ländern der Welt in der Arbeit stehen; 95876 eingeborene Helfer stehen ihnen zur Seite; sie haben an getauften Christen aus der Heidenwelt 4357138 gesammelt, abgesehen von etwa 7500000 christlichen Negern in Amerika. Aber noch immer und mehr als sonst gilt das Wort unseres Herrn: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ Diesem Wort möchten wir gehorsam werden. Wir wissen aber, daß unsere Bitten nur dann Gott wohlgefällig und erhört sind, wenn wir seine Gebote halten und tun, was ihm gefällig ist. Wenn wir Gott bitten, Arbeiter in seine Ernte zu senden, dann müssen wir auch tun, was wir können, um Arbeiter zu gewinnen. Jeder Christ kann und soll ein Arbeiter im Weinberg Gottes werden und auch ein Mithelfer am Werk der Mission. Es soll sein wie bei der Erntearbeit auf unseren Feldern. Da helfen ja alle Glieder des Hauses: die Schnitter ziehen hinaus und stehen in heißer Arbeit, Knechte und Mägde folgen nach, die Garben zu

sammeln, zu binden und einzufahren, die Hausfrau aber steht am Herd, die stärkende Speise zu bereiten, und auch die Kinder greifen mit an und dienen im Haus und auf dem Felde. Sie alle sind Erntearbeiter, denn sie helfen alle, den Segen, den Gott beschert hat, in die Scheunen zu sammeln. So sind auch in der Mission, dieser Erntearbeit Gottes, mancherlei Arbeiter nötig. Die Missionare tun die Hauptarbeit, sie sind wie die Schnitter. Aber Hunderte von Helfern sind nötig, um die Arbeit eines Missionars zu ermöglichen, und Tausende müssen zusammenstehen, damit die neu gewonnenen Christen mit Wort und Sakrament bedient und in der Herberge Gottes gepflegt werden können, wie es recht ist.

Gott sei Dank, wir haben schon in unseren Gemeinden in Stadt und Land Männer und Frauen, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, die mit Freude von den Taten Gottes hören, die er unter den Heiden tut, und die dem Herrn willig opfern in heiligem Schmuck. Aber wer es weiß, wie hin und her in der Heidenwelt das Verlangen nach der frohen Botschaft wächst, dem legt sich die Bitte aufs Herz: „O, Herr der Ernte, siehe doch darein! Die Ernt' ist groß, die Zahl der Knechte klein.“ Gott muß sie geben, wir können nichts tun ohne ihn. Aber wir wissen sie werben, er will es nicht tun ohne uns. So lassen wir denn in Gottes Namen die Bitte ausgehen: Kommt und helft!

Dabei liegt es uns vor allem am Herzen, Mithelfer zu werben für die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen und für die Leipziger Missionsgesellschaft.

Was von Missionsleben in unserem Lande ist, das ist zum größten Teil durch diese beiden Missionsgesellschaften geweckt und gepflegt, ihnen vor allem sind wir zu Dank verpflichtet und darum auch zur Mithilfe verbunden. Beide sind im Jahre 1836 gegründet und haben von Anfang an Freunde und Mithelfer in unserem Lande gehabt. Die erste Anregung zur Pflege des Missionsfinns in Oldenburg gab der General-Predigerverein, der im Jahre 1839 beschloß, sich selbst als Missionsverein zu konstituieren und wo möglich in jedem Kirchspiel einen Spezialverein zu bilden. Solch ein Verein bildete sich aber nur in der Hauptstadt und ihrer Nachbargemeinde. Am 23. Februar 1840 fand im Lehrerseminar die erste Missionsversammlung statt, die zur Gründung des „Missionsvereins von Oldenburg und Osternburg“ führte, unter dem Vorsitz von



Geh. Kirchenrat D. Böckel, Kirchenrat Claußen, Pastor Gröning und Seminarinspektor Gieschen. Man beschloß, der von den Franckeschen Stiftungen in Halle geleiteten Mission in Trankebar sein Interesse zuzuwenden, dieser ältesten evangelischen Mission, die unter Beihilfe des frommen August Hermann Francke schon 1705 von dem König Friedrich von Dänemark, damals auch Landesherr von Oldenburg ins Leben gerufen war. Der junge Verein wurde aber von Halle aus wenig gepflegt und fand auch in Oldenburg wenig Boden. Vorübergehend schickte man die gesammelten Gaben an die Rheinische Mission in Barmen. Am 23. Mai 1855 trat der Oldenburg-Osternburger Verein, an dessen Spitze die Oberkirchenräte Nielsen und Geist standen, der Norddeutschen Mission in Bremen als Mitglied bei, während die Freunde der Leipziger Mission, unter denen besonders der Pastor Carl Ramsauer zu nennen ist, im gleichen Jahr einen lutherischen Missionsverein bildeten. Dem letztgenannten Verein gebührt das Verdienst, daß er zuerst der Missionsfrage einen kräftigeren Anstoß gegeben hat, insbesondere durch Veranstaltung von Missionsfesten, welche seit 1861 gehalten wurden, anfangs einmal im Jahre für das ganze Land, allmählich in wachsender Anzahl. Die Anzahl der mit Bremen verbundenen Missionsfreunde war mit der Zeit auch gewachsen. Im Feberlande bilden sie einen Unterstützungsverein, der mit dem Bezirk der Kreissynode zusammenfällt und für sich tätig ist, in den anderen Landesteilen haben sie sich im Jahre 1897 enger zusammengeschlossen zu einem besonderen Hilfsverein für die Norddeutsche Missionsgesellschaft. Die Mitglieder dieser beiden Kreise von Missionsfreunden haben sich immer schon gelegentlich in ihrer Arbeit unterstützt, jetzt aber ist ein schon lange erwogener Plan zur Tat geworden: der evangelisch-lutherische Missionsverein und der Oldenburgische Hilfsverein für die Norddeutsche Missionsgesellschaft haben eine Vereinbarung geschlossen, deren Wortlaut nachstehend veröffentlicht wird und deren kurzer Inhalt folgender ist: Die beiden Vereine bewahren ihre Selbständigkeit, arbeiten aber fortan Hand in Hand für die Norddeutsche und die Leipziger Missionsgesellschaft. Alle Missionsgaben, welche uns anvertraut werden, sollen diesen beiden Gesellschaften je zur Hälfte zugute kommen. Gaben mit besonderer Bestimmung werden, wie sich von selbst versteht, derjenigen Missionsgesellschaft, wie sie heißen mag, übersandt, für welche der Geber sie bestimmt hat.

Die Gemeinsamkeit unserer Arbeit kommt auch darin zum Ausdruck, daß ein gemeinsamer Geschäftsführer bestellt ist, welcher die Beschlüsse der Vereinsvorstände zur Ausführung zu bringen hat und zugleich der gemeinsame Kasseführer ist. Als solcher ist Pastor Schauenburg in Neuenhunteorf gewählt und hat die Wahl angenommen. Ihm zur Seite stehen folgende Pastoren, welche das Amt eines Pflegers der Missionsinteressen übernommen haben:

Kreis Oldenburg: P. Ramsauer-Dfen.

Kreis Barel: P. Töpken-Apen.

Kreis Stad- und Butjadingerland: P. Toenieffen-Esenshamm.

Kreis Elsfleth: P. Bultmann-Hammelwarden.

Kreis Delmenhorst: P. Ahlrichs-Delmenhorst.

Kreis Wildeshausen: P. Müller-Detlingen.

Unser Wunsch geht vor allem dahin, die Gründung und Pflege örtlicher Missionsvereine in den einzelnen Gemeinden zu fördern. Wie ihre Arbeit gedacht ist, ergibt sich aus dem nachstehend veröffentlichten Entwurf einer Satzung für Ortsvereine. Der Eintritt sollte möglichst erleichtert werden, damit wirklich alle sich beteiligen können, daher wird empfohlen, die Höhe des Mitgliedsbeitrages dem Belieben jedes einzelnen zu überlassen. Am sichersten gewinnt derjenige Kenntnis, Verständnis und Teilnahme für die Arbeit, die Freuden und Leiden der Missionsgemeinde daheim und in der Heidenwelt, welcher die Blätter mit den regelmäßigen Nachrichten vom Arbeitsfeld liest. Der Bezug dieser Blätter ist für die Mitglieder der Vereine so leicht wie möglich gemacht.

Und nun bitten wir herzlich alle, die mit uns denselben teuren Glauben überkommen haben: Seid eingedenk, wie reich Gott uns gemacht hat an allen Stücken, reich an Trost, an Friede und Freude und seliger Hoffnung durch die Freudenbotschaft, die jetzt aufs neue unter uns erschallt: Euch ist der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr! Seid eingedenk, daß diese Freude allem Volk widerfahren soll, und helft mit, dieselbe auszubreiten in der ganzen Welt.

Die Aufgabe ist groß, unsere Zeit ist kurz, das Werk hat seinen Lohn und der Sieg ist gewiß, denn der Mund

des Herrn hat es geredet: „Ich habe dich zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende!“

Im Jahre des Heils 1908, in der Weihnachtszeit.

Der Vorstand des Oldenburgischen Hilfsvereins für die Norddeutsche
Missionsgesellschaft:

Pastor Bultmann-Huntlosen, Vorsitzender. — Pastor Wilkens-
Oldenburg, stellvertretender Vorsitzender. — Pastor Ramsauer-Ofen,
Schriftführer.

Der Vorstand des evangelisch-lutherischen Missionsvereins:
Kirchenrat D. Schauenburg-Golzwarden, Vorsitzender. — Pastor
Bultmann-Hammelwarden, stellvertretender Vorsitzender. — Pastor
Loeniessen-Esenshamm, Schriftführer.

Pastor Schauenburg-Neuerhunteorf, gemeinsamer Geschäftsführer und
Kassführer. — Pastor Ramsauer-Ofen, Pastor Töpken-Alpen,
Pastor Loeniessen-Esenshamm, Pastor Bultmann-Hammelwarden,
Pastor Ahlrichs-Delmenhorst, Pastor Müller-Dötlingen, Pfleger.

Zweites Kapitel.

Oldenburgischer Aberglaube, ein Spiegel unsrer heidnischen Vorzeit.

Vortrag, gehalten auf der Hanseatisch-Oldenburgischen Konferenz 18. Mai 1905.

Auf den ersten Blick mag es befremden, daß der Aberglaube als ein Spiegel zur Erkenntnis unsrer heidnischen Vorzeit benutzt werden soll. Ist er klar genug, reicht er weit genug, so fragt man. Denn, was ihn empfiehlt, seine Fassung von und in der Gegenwart, macht ihn verdächtig. Auch zugegeben, daß wir es beim Aberglauben mit bigloven, also mit heidnischen Resten zu tun haben, die sich trotz und nach Einführung des Christentums bis auf den heutigen Tag erhielten, unmöglich können die Jahrhunderte spurlos an ihm vorübergegangen sein. So ist der Spiegel also nicht intakt. Er zeigt Staub und Flecken, Brüche und Löcher, Schäden auf der Oberfläche und Schäden auf der Rückseite. Von einer wissenschaftlich unanfechtbaren Benutzung kann also nicht die Rede sein. Diese Schwierigkeiten lassen sich nicht bestreiten. Die größte Vorsicht wird erforderlich sein. Aber schon die Tatsache mag zur Beruhigung dienen, daß bei aller Differenzierung der Aberglaube der indogermanischen Völker, noch mehr aber der germanischen Stämme in den Grundzügen sich gleich bleibt, eine Erscheinung, welche nicht nur auf den gemeinsamen Ursprung, sondern auch auf die Zähigkeit des Aberglaubens, mit der er sich trotz der Wanderungen und Wandelungen erhielt, ein helles Licht wirft. Es ermöglicht sich also eine Kontrolle, um Ursprüngliches von späterem heterogenem Zuwachs zu unterscheiden, eine Kontrolle, welche an den Ergebnissen der mythologischen, archäologischen und religions-kirchengeschichtlichen Forschungen nicht unwesentliche Stützen erhält.

Das Gebiet der alten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, einschließlich der Kreise Wilbeshausen und Zeven, auf welche sich unsere Untersuchung beschränken wird, gehört der aus Diluvial- und Alluvialboden gebildeten Tiefebene an. Daß die Geest eher als die Marsch bewohnbar ist, ist selbstverständlich. Seit wann es die Marsch war, entzieht sich genaueren Bestimmungen. Wir übergehen die Vermutungen über die Entstehung der unter der Marsch gelagerten Moorschichten, welche eine Besiedelung erst seit der Zeit gestatteten, als sich eine feste Marschschicht darüber abgelagert hatte. Es ist wenig wahrscheinlich, daß vor dem 9. Jahrhundert nach Christi Geburt, wo die Christianisierung beginnt, schon eine Eindeichung unternommen wurde. So ermöglichte sich für die Heidenzeit eine feste Besiedelung nur auf den natürlichen oder künstlichen Erhebungen der ältesten Marschstriche. In dieser Form tritt uns die Marsch aus der bekannten Schilderung des Plinius entgegen. Nach den durch Schucht¹ angestellten geologischen Untersuchungen lassen sich nach dem Grade der Entkalkung des Marschbodens Streifen älterer Kulturböden von jüngeren Alluvien unterscheiden. Gerade diese älteren Striche von Stedingen aufwärts an der Weser entlang über Elsfleth, Brake, Rodenkirchen, Nordenhamm, Altes, dann Landwührden, Butjadingen oberhalb der Hete mit der durch Eckwarden, Burhave, Waddens und Blexen gezogenen Nordgrenze, ferner im Sverlande, die Gebiete von Heppens, Neuende und Sande, die Schortenser Marsch und das von Zeven, Wiefels, Lettens, Oldorf bis Pakens nordwestlich, von Sengwarden, Fedderwarden und Accum südöstlich begrenzte halbkreisförmige Stück, bezeichnen die von den Sturmfluten übrig gebliebenen Reste, welche nach Schucht zum Beginn unsrer christlichen Zeitrechnung bereits bestanden. Es fragt sich, ob diese Berechnung völlig gesichert ist, da die archäologischen Funde auch aus diesen Gegenden bis in die früher zurückgehende Steinzeit hinaufreichen. Wir müssen unsrerseits die Frage offen lassen. Jedenfalls gibt es zu denken, wenn die Stätten der archäologischen Funde, die wir namentlich den Forschungen v. Altes, und des Aberglaubens, die wir den Erhebungen Ludwig Strackerjans verdanken, sich nicht selten decken. Aber auch hieraus läßt sich nicht mehr als daß der Aberglaube dem Zuge der Besiedelungen folgte und keinesfalls auf seine Urständigkeit schließen, da ein Aus-

¹ Beitrag zur Geologie der Wesermarschen. Von Dr. F. Schucht.

tausch idealer Güter grade auf dem religiösen Gebiete auch für jene ferne Zeit anzunehmen ist.

Dasselbe gilt für die Geeststriche, die wir als die ältesten Kulturstätten für unsere Frage in Anspruch nehmen. Nach von Alten zeigen die Steindenkmäler dieselbe Richtung wie die Bronze- funde.¹ Sie werden die zuerst bewohnten Teile und den Handelszug andeuten.² Da wir das Gebiet des Münsterlandes für unsere Unter- suchung ausschließen, so bildet die Gemeinde Großenkneten die Süd- grenze. Der Zug folgt dem Laufe der Hunte bis Oldenburg und wendet sich dann nordwärts bis Barel und Dangast, nordöstlich von Kirchhatten über Ganderfese und Delmenhorst bis zur Weser und folgt von Schiffstedt ab ihrem linken Ufer. Daß das Ammer- land von gleichzeitiger Besiedelung nicht ausgeschlossen, machen Funde in den Gemeinden desselben wahrscheinlich, wenn auch die Alters- grenze sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt.

Auf diesem großen Gebiete nun begegnen wir den Spuren menschlicher Bewohner aus allen Perioden, welche die Archäo- logie unterscheidet, aus der ältesten, der sogenannten Steinzeit so- wohl als aus der Bronzezeit und der Eisenzeit. Die sprechendsten Zeugen dafür sind die meist überirdischen Grabstätten aus Findling- steinen mit ihren mehr oder weniger reichen Beigaben für die Ver- storbenen, nach welchen man den Kulturzustand ihrer Erbauer ab- stuft, je nachdem die Geräte und Waffen aus Feuerstein, oder aus Bronze, oder aus Eisen hergestellt sind. Nach von Alten, was freilich neuerlich bezweifelt worden,³ datiert selbst auf der Marsch die Besiedelung nach den Befunden der Kreisgruben bis in die Steinzeit zurück, wie er sie an den Küsten der Jade, wie auf den Watten des Hoheweges und der Oberahnschen Felder, auch bei Waddens entdeckte, und mit diesen auch die unbestrittenen Funde in den Dargsschichten bei Haddien usw. zusammenrechnet. — Wäre die Annahme v. Altens⁴ begründet, daß sie einer Zeit entstammten, wo die Marsch noch nicht entstanden, sondern statt dessen ein, wenn auch von vielen Wasseradern durchzogenes Binnenland war, so

¹ Bericht des Oldenburg. Landesvereins für Altertumskunde Bd. 8.

² Bau- und Kunstdenkmäler des Kr. Wildeshausen. I. Band, S. 62 f., 72 f., 81 f., 124 f.

³ Schütte, Oldenb. Jahresbericht XIII, S. 149 ff.

⁴ v. Alten, Mitteilungen über die in fries. Landen der Hypt. Olberb. vorf. Altert. vorchristl. Zeit. S. 40 f.

müßten wir sie auf die Periode zurückdatieren, wo der Durchbruch des Kanals zwischen England und Frankreich noch nicht erfolgt und das Niveau unsrer Küsten höher und diese viel weiter in die Einbuchtung der Nordsee hineingeragt. Bedenken erregt diese Annahme dadurch, daß v. Alten Urnenreste, als Spuren von Leichenbrand in den Kreisgruben deutet, eine Sitte, die sonst nicht in die Steinzeit zurückreicht, sondern sich erst um etwa 1000 vor Christus, also in der Bronzezeit nachweisen läßt. Nach v. Altens Annahme sind die Kreisgruben Spuren einer frühesten Besiedelung der Marsch, durch eine Bevölkerung, welche nicht nur eine kleine Rindviehtrasse, die Torfkuh, Schweine, Schafe, Hunde, Hühner, sondern auch Getreide — es fanden sich Gerstenkörner — kannte und Holz z. B. zu Wagenrädern ohne Eisengerät zu bearbeiten verstand. Auch in der untersten bis auf den Darg hinabreichenden Schicht des Haddier Boieberges fanden sich ähnliche Spuren, in Upjever eine Art aus Kieselstein, ebenso viele Reste von Feuersteingeräten und Waffen, auf den hohen Rängen zwischen Lichtenberg und Elsfleth, wo vielleicht eine Werkstätte bestand, wie ohne Frage zwischen Glane und Wildeshausen, wo ein ganzer Haufe mißglückter Messerchen, Nadelspitzen und Pfriemen gefunden wurden, ferner bei Halsstede ein Gräberfeld neben Resten von Leichenbrand, vereinzelte Gegenstände von Feuerstein in Huntebrück, bei Eckwarden, auf dem Langwarder Riesenkirchhofe neben einem Skelett eine rudimentäre Pfeilspitze und ein Handschläger von schwarzem Feuerstein.

Auf dem Hohentwege bei Fedderwardersiel wird die früheste Bronzezeit (ca. 1500 vor Christus) durch den Fund eines gegossenen Schmuckgegenstandes angezeigt aus einer Zeit, wo die Kunst, Metalle zu legieren, noch auf höchst unvollkommener Stufe stand. Ferner fanden sich im Boieberge bei Haddien Waffenreste und Schmucksachen von Bronze, bei Hajenschlot eine Bronzegußform aus christlicher Zeit. Den Höhenzügen und Flüssen folgend stieß man auf der Hohengeest auf Bronzesachen, so in den großen Steingräbern bei Großenkneten, Wildeshausen und Dötlingen, auch bei Huntelosen auf ein Bronzeschwert, bei Spasche auf ein kurzes Dolchschwert, bei Segghorn in dem Mönkeberge auf Haarzängelchen, desgleichen Messer, Ringe, Nadeln, bei Neuenburg auf den Bronzegriff eines Dolches oder Opferrmessers in der Ffisgestalt und einen ähnlichen Messergriff in einem Hügelgrabe bei Wildeshausen.

Daß uns aus der Eisenzeit eiserne Geräte seltener begegnen,

hängt mit der leichteren Zerstörbarkeit dieses Metalles zusammen. Ebenfowenig kann es auffallen, Spuren von Eisengerät neben Funden von Stein und Bronze anzutreffen. Die Perioden gehen ineinander über, oder die Sachen aus ihnen sind durch späteren Wiedergebrauch der Grabstätten oder einen anderen Eingriff durcheinander geworfen.

Es kam nicht unsere Aufgabe sein, die Funde in zeitlich genau geordneter Folge zu registrieren; wir nannten nur Gegenstände zur Charakterisierung der drei bekannten Perioden. Daneben fanden sich außer andern Schmuckgegenständen Perlen von Ton oder Glas auf feinem Kupferdraht, Bruchstücke von Spangen, Ohrgehängen, ein sehr zartes Ringkettchen, alles aus Kupfer, Geräte für den Fischfang, Senksteine, auch Reste von Fischkörben, und ganz besonders neben vielen Scherbenresten wohlerhaltene Urnen, bei denen sich offenbar ein Fortschritt in der Bearbeitung, von freihändiger bis zur kunstmäßigen auf der Drehscheibe, von ungereinigten bis feinsten, von an der Luft getrockneten und gebrannten, wie gefärbten Ton, von Ornamentierung einfachsten Art bis zu kunstvollen Formen findet.

Wir schauen an der Hand dieser Funde in Zeiten der Kultur zurück, die sehr wahrscheinlich über das erste Jahrtausend vor Christus hinaufreichen, reich genug für ein Volk, das man sich als ein hungerleidendes Fischervolk gedacht, bei dem sich aber neben den Früchten des Arbeitsbetriebes in Wiese und Wald, auf See und Acker bereits ein Kunsttrieb regte, nicht nur zur Befriedigung weiblicher Eitelkeit oder trügerischen Prunks oder pietätvoller Ausstattung der Toten, sondern auch bis in Küche und Stall hinein und zum Handgeschick fleißiger Frauen mit Spindelstein und Nadel.

Aber welcher Klasse gehörten die Bewohner an? Die untersuchten Schädel stammen in erster Linie von den Haddierfunden und zwar aus der Übergangsperiode zwischen Bronze- und Eisenzeit.¹ Man traf bei den Skeletten auf Reste eines eisernen Wehrgehänges und einen Bronzegürtel. Wer dürfte von da aus auf die Urzeit zurück und auf unsere Tage hinauf schließen. Wenn sich die Ähnlichkeit mit den Kulturverhältnissen des Nordens aufdrängt, so dürfte man mit Sophus Müller, dem besonnenen Forscher auf dem Gebiete der nordischen Archäologie² trotz anderer Hypothesen

¹ Vgl. XIII, Jahrbuch S. 174, 177, 179.

² S. Müller, Nord. Altertumskunde Bd. 1 u. 2.

daran festhalten, daß von jeher Germanen auf unserem Gebiete gewohnt haben, aber ob es auf der Marsch die direkten Vorfahren der Friesen, ob die auf der Geest nachher sich findenden Sachsenstämme direkte Nachkommen der Urbewohner waren, das entzieht sich wenigstens meiner Entscheidung.

Der Rasse nach aber treten sie uns nahe. Sie sind Leute von unserm Fleisch und Blut, deren Sinnen und Trachten uns sympathisch berührt. Denn es sind Menschen, welche dieselben Probleme wie mehr oder weniger alle Heiden beschäftigten, aber welche sie in einer Art durchdachten und durchlebten, die uns voll- lich bis heute hin anmutet, weil sie energisch auf den Grundton der germanischen Volksseele abgestimmt ist. Und dies ist auch der tiefste Grund seiner Zähigkeit, mit welcher der Rest des alten Heidenglaubens im Aberglauben trotz der Einführung des Christentums über die katholische Zeit hinaus bis in die Gegenwart auch mit unserm evangelischen Volksleben verwachsen ist, dies auch die volkpsychologische Rechtfertigung unseres Versuchs, aus dem Aberglauben wie aus einem Spiegel das Seelenleben unserer heidnischen Vorfahren zu erkennen.

Der Aberglaube ist der Inbegriff von Resten heidnischer Religion, wie sie sich auch nach Annahme der christlichen Religion neben dieser und zwar in der Hauptsache unbewußt, oft nur als Sitte forterhielten.¹ Schon aus dem Namen, welchen man diesen Resten gab, tritt seine Überständigkeit heraus. Das hochdeutsche Wort Aberglaube ist etymologisch dem lateinischen *superstitio*, Über- glaube, nachgebildet. Die niedersächsische Übersetzung von *superstitio* trifft den Kern der Sache richtiger: *bigelöve* oder *bilöve*, entsprechend *superstitio* in der Bedeutung Überbleibsel. Nur einige Beispiele werden genügen, die wir unsrer nächsten Erfahrung entnehmen. Wie oft mag im April, wenn eine Schneeböe der anderen folgt, auf Frau Holle geschimpft, wie oft in der Maienzeit, wenn Frühlingssonnenschein dem Brautpaare zur Hochzeitsfeier fehlt, der Vorwurf scherzend erhoben sein, daß die Braut die Kaze nicht genügend gefüttert habe. Wer aber denkt dabei an die heidnische Göttin Holda oder an die Schutzgöttin der Liebenden und der Wochenstube, Freya, der die Kaze heilig?² Wer bei den Oster-

¹ Bilmar, Ethik, S. 324. Freyhe, Zeitschr. f. Pastoraltheologie, S. 388.

² Elard Hugo Meyer, Mythologie der Germanen, S. 30 u. 36.

feuern und den Maibäumen an den alten Frühlingskult der Germanen, der die Befiegung des Winters symbolisierte? Und doch liegen hier weit in die heidnische Vorzeit reichende Erinnerungen zugrunde. So ist, wie sich immer wieder zeigen wird, auch unsere christliche Gegenwart von Aberglauben selbst bedenklicherer Art durchsetzt, ein Umstand, der uns gerechter urteilen läßt über die katholische Mission und Kirche, wenn sie mit einer Macht nicht aufräumte, gegen welche auch die evangelische Kirche bis heute zu ringen hatte.

Das Taufgelübde: „Ek forsacho diabolae end allum diabolgeldae end allum diaboles werkum end werdum, Thunaer ende Wode ende Saxnote end allum them unholdum, the hira genotas sint,“¹ wonach der Täufling dem Teufel und allen Teufelsgilden und allen Teufelswerken und -worten, Thunaer, Wodan und Sarnot und allen Unholden, die ihre Genossen, abschwören mußte, war ebenso strenge als die Missionspraxis Karls des Großen, und der den Sachsen auferlegte Glaubensgehorsam mit seinen straffen Verböten von Hexen- und Leichenverbrennung,² nicht auf dem Kirchhofe, sondern draußen auf der Heide vollzogenen Hügelbestattung der Toten, von Quellen- und Baumverehrung und Menschenopfer. Das in die 30 Nummern starke Verzeichnis der abergläubischen Gebräuche³ aus dem Jahre 800, wurde zu einem Leitfaden verarbeitet, wonach die Königsboten und Missionare ihre Visitationen auszuführen hatten. Es ist freilich nur das Inhaltsverzeichnis erhalten, aber dennoch erkennbar, daß es die drei großen Glaubenskreise der heidnischen Sachsen unter Verbot und Verfolgung stellte, den Seelenglauben mit seinen Totenopfern und Totenzauberliedern (dadisisas), den Elfglauben mit seiner Verehrung der Quellen und Wälder (nimidas), vereint mit dem Glauben an die obersten Götter Donar und Wodan, das Notfeuer bei Seuchen, den Yrias, d. h. den Umzug zur Vertreibung des Winters und die Verscheuchung des Winters durch Blasen auf Hörnern und Muscheln, fast lauter Gebräuche, welche in Aberglauben und Sitten von heute noch nach-

¹ Meyer a. a. D. S. 26, wahrscheinlich ostfällischen Ursprungs.

² Capitulatio de partibus Saxoniae d. a. 787 u. 788. Dehio, Gesch. des Erzst. Hbg.=Brem. S. 24 ff.

³ Indiculus superstitionum. Vgl. E. Meyer a. a. D. S. 26. M. G. L. S. I, 19.

weisbar sind.¹ Denn diese Gewalttaten fruchteten ebensowenig, als die spätere mildere Praxis der Kirche, welche von volkspädagogisch richtigeren Gesichtspunkten aus den ethischen Gehalt des heidnischen Volksaberglaubens samt den mannigfaltigen Überbleibseln der Volkssitte zwar zu würdigen verstand, allein bei ihrer zu weitgehenden Konnivenz, die durch die Gewaltmission gereifte und vor ihr verheimlichte Anhänglichkeit an das väterliche Erbe nur verstärken konnte, wenn sie selber ohne sich dessen bewußt zu werden in ihrem Reliquiendienst ein Stück heidnischer Gedankenwelt kanonisierte. Naiv spricht sich die Hoffnung durch solche Mittel das Heidentum zu überwinden, in der Meginhardschen Beschreibung der Reliquienüberführung des heiligen Alexander von Rom nach Wildeshausen durch den hier begüterten Grafen Waltbert, einen Enkel Widukinds aus. Es heißt da² um 865, „daß durch der Reliquien Zeichen und Wunder seine Landsleute vom heidnischen Dienst und Aberglauben zur wahren Religion geführt werden möchten; denn sie wären noch mehr in die Irrtümer des Heidentums verstrickt, als der christlichen Religion zugetan.“ Trotz oder wegen solcher Methoden erhielt sich aber der Heidenglaube noch bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts in den heiligen Hainen abgelegener Marschen, welche ein Bremer Erzbischof Unwan umhauen zu lassen sich entschloß, freilich nur um die bleibende Machtlosigkeit der römischen Kirche gegen den Aberglauben „mit blinkendem Schein“ zu bekunden. Es war indessen ein unverzeihlicher Pharisäismus, wollten wir verschweigen, daß auch die Notharbeit der Reformation nicht zu durchschlagenden Erfolgen führte. Mochte mit dem Heiligen und Reliquiendienst aufgeräumt sein, der Aberglaube wucherte auch auf evangelischem Boden fort. Ebenso sehr als auch die Hexenprozesse, die auch in unsern Gasschaften um das 16. und 17. Jahrhundert ihre furchtbaren Scheiterhaufen errichteten, beweist es die ganze nicht bloß theologische Literatur jener Tage, beweist es die moorbrandartige Praxis des Vulgärrationalismus, die den Aberglauben zwar vielfach störte, aber nicht bis in die Wurzel zerstören konnte, vielmehr ein Gedankenmilieu erzeugte, auf dem Poltergeisterei und Totenbeschwörungen im Spiritismus neue Wurzelschößlinge trieben.

¹ Vgl. Oldenb. Jahrb. Bd. 13, S. 71, wo Reste davon für die Gemeinde Löningen geschildert werden.

² Mm. Germ. S. S. II, 673, 81.

Also der Aberglaube lebt noch heute. Ludwig Strackerjans Erhebungen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachten eine überraschende Fülle desselben an den Tag. Ist er aber ein Rest des alten Heidentums, so werden wir bei ihm auch die Signatur desselben erwarten müssen. Wer könnte sie uns besser zeichnen, als der große Heidenapostel Paulus? Sie hat auch heute noch ihren Bollwert. Paulus arbeitete unter den zwei heidnischen Hauptvölkern indogermanischer Abstammung, den Griechen und Römern, deren religiöse Anschauungen in den Grundzügen sich mit denjenigen der Germanen so vielfach berührten.¹ Es steht ihm, wie er den Weisen Athens auf dem Areopag entwickelt, fest (Akt. 14, 16), daß der lebendige Gott alle Heiden ihre eigenen Wege zwar habe gehen lassen, daß aber diese Entwicklung keineswegs eine absolut selbständige war. Vielmehr standen sie unter der Leitung der Vorsehung und Offenbarung Gottes, welcher sich selbst nicht unbezeugt gelassen (Akt. 14, 17; 17, 26) zu dem Zwecke, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn fühlen und finden möchten. Wenn den heidnischen Poeten selber der Gedanke gekommen, daß die Menschen göttlichen Geschlechtes seien, so erkennt nicht weniger der Apostel in ihnen durch alle Hüllen der Sünde dieses Gottsuchen mit seinem Sehnen, ihn zu fühlen und zu finden (Akt. 17, 27. 28). Aber solchen Lichtregungen gegenüber, Resten des göttlichen Ebenbildes, welche sie hätte empfänglich machen sollen für die Offenbarungen des unsichtbaren Gottes in der Schöpfung (Röm. 1, 20) und im Gewissen (Röm. 2, 13. 14) stehen tiefe Schatten: die unentschuld bare Abkehr von dem lebendigen Gott mit allem ihrem eitlen Dichten und all dem finstern Undank ihres unverständigen Herzens, deren Wurzelfäule sich in den mannigfachen faulen Früchten des Götzendienstes und einer Sittenlosigkeit zeigte, die zwar Abstufungen kennt, aber im innersten Wesen ein feiner oder gröberer Bauchgözendienst ist (Röm. 1, 18—32), eine Hingabe der Triebe an die irdischen Lüste, bei welcher nur der Schein der Freiheit bestehen, in Wahrheit aber nichts als Knechtung überbleiben konnte.

Wer dürfte diese Momente heidnischen Wesens, welche der große Apostel heraus hob, übersehen? Er verdiente ebenso sehr den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, als wenn einer ignorieren wollte, was Archäologie, Mythologie und Religionsgeschichte ihrer-

¹ J. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. Bd. I, S. 280 ff.

seits zur Lösung dieser Probleme beizubringen vermochte. So brauchen wir denn weder für den Heidenglauben, noch für seine im Aberglauben erhaltenen Reste den Gedanken einer Entwicklung a limine abweisen, aber wir werden nicht umhinkönnen zu betonen, daß wer bei dieser Entwicklung die beiden Faktoren, die göttliche Leitung und Selbstbezeugung wie das menschliche Widerspiel der Sünde außer Rechnung setzte, auf unhaltbare Konstruktionen heidnischer Religionsentwicklung hinauskomme, die einen konsequenten Fortschritt von den ersten Anfängen zu immer reiferen Vorstellungen ponierte, wo es tatsächlich nur eine Deformation geben konnte, ein Verlieren und Vergessen des auch den Fall überdauernden religiösen und sittlichen Wahrheitserbes, eine dauernd sich steigernde Unempfindlichkeit der Volksseele gegen die Reaktion der göttlichen Natur- und Gewissensoffenbarung.

So würde denn, wer den Aberglauben durchweg auf die Seite des Unglaubens verwiese, sein Wesen gründlich verkennen. Pfeleiderer¹ bemerkt mit Recht, Glauben und Aberglauben haben ein sinnliches und ein übersinnliches Element. Beim Glauben ist das Sinnliche die untergeordnete dienende Form und Vermittlung, das Übersinnliche aber ist das herrschende Prinzip. Beim Aberglauben dagegen wird das Übersinnliche — wir fügen hinzu mitunter, doch nicht immer — zum dienenden Mittel und das Sinnliche zum maßgebenden Zweck, aber damit wird das Übersinnliche des ihm wesentlichen Charakters entkleidet und verfällt den Tendenzen menschlicher Leidenschaften. Immer aber haben Glauben und Aberglauben noch mehr Gemeinsamkeit als Glauben und Unglauben, wie denn Unglauben schon sprachlich die Verneinung des Glaubens bedeutet. Dagegen muß der Glaube zum Aberglauben sich überall da verzerren, wo das sinnlich vermittelnde Element zur Bedeutung des übersinnlich beherrschenden Prinzips erhoben wird.

Es erhellt hieraus, daß bei der Prüfung des Aberglaubens alles auf die richtige Fassung des Glaubens ankommt, des christlichen Glaubens, wie ihn Schrift und Bekenntnis unserer evangelischen Kirche an die Hand gibt. Eine Voraussetzungslosigkeit gibt es hier nicht. Für wen Offenbarung, Wunder und Gottes Weltregierung ein überwundener Standpunkt ist, der hat den Unglauben zur Voraussetzung, und wird ebensowenig dem Glauben

¹ Theol. Literaturbericht, 1851, Nr. 35.

als dem Aberglauben gerecht werden können. Fragen wir aber im Lichte christlicher Weltanschauung und angesichts seiner Geschichte nach Wesen und Inhalt des Aberglaubens, so zeigt er zwar das heidnische Gepräge der Gebundenheit an Zeichen und Zeiten, der Gebundenheit der Menschenwelt an die Natur, an Tier- und Pflanzenwelt, der Gebundenheit der Menschen aneinander, wie an die Geisterwelt, der Gebundenheit der Seele an den Leib, aber auch hier handelt es sich nicht immer um Abfall von Gott oder um absolute Irrtümer, vielmehr oft nur um eine Verkürzung oder Verzerrung der Wahrheit und Wirklichkeit. Es bestehen ja die tiefsten Beziehungen zwischen Natur und Menschenwelt, der Kreatur und ihrem Erschaffenden, eine geheimnisvolle Sympathie zwischen diesen beiden Gebieten, wie sie Propheten und Apostel des Alten und Neuen Bundes voraussetzen und aussprechen. Diese tiefe Sympathie, die im Aberglauben nachklingt, beruht auf der ursprünglichen Anlage und Begabung der Menschen.¹ „Vor dem Eintritt der Sünde, stand der erste Mensch königlich und herrschend inmitten der Naturwelt. Was er hatte, war Gabe, aber auch Aufgabe. Und die Aufgabe war es, die gesamte Naturwelt an sich emporzuführen, die unruhig kreisende in sich festzulegen, durch und aus sich zu erlösen und so zu verklären.“² Mit dem Verluste dieser königlichen Herrschaft über die Natur band die vom Geiste Gottes sich je mehr und mehr emanzipierende Menschheit sich an die Natur, ja versteckte sich vor Gott — der Aberglaube zeigt es in immer neuen Beispielen — hinter die Natur oder verbarg sich Gottes unsichtbare Kraft durch Personifikation der Natur. Es klopft allerdings noch ein Gottsuchen, ein Sehnen, ihn zu fühlen und zu finden dahinter, ein tiefes Bedürfnis, der Gewissensangst und Todesfurcht Herr zu werden, aber solch Suchen und Versuchen mußte bei der Ablösung von dem sich bezeugenden lebendigen Gott auf Irrwege und damit zur Auflösung führen. Knodts Sammlung moderner Dichter mit dem vielversprechenden Titel: „Wir sind die Sehnsucht“ ist bekannt. Es ergreifen diese Poeten uns durch ihre Trostlosigkeit. Das Gleiche gilt von den Gebilden des heidnischen Aberglaubens, wenn geheimnisvolle Erscheinungen und sinnfällige, den Schein persönlichen Lebens tragende Formen oder Kraftwechsel, die einen

¹ Freybe, Der Volksaberglaube und seine pastorale Behandlung. S. 71.

² Rocholl, Philosophie der Geschichte, in ihrem positiven Aufbau. S. 107.

starken Einfluß auf das Wohl und Wehe der Menschen haben, die heidnischen Verfahren beschäftigt und ihre Einbildungskraft supranaturale Ahnungen mythologisch gestaltet.¹ Ich nenne vor allen den Tod, den Traum, die Licht- und Himmelserscheinungen, das Gewitter, den Wind, die Wolkenzüge, den Wechsel der Jahreszeiten, von Tag und Nacht, das Himmelslicht, die Tageshelle, den Lauf der Gestirne, endlich noch die sprossende, an Leben, an Quellen und Schätzen so reiche Erde. Ein großer, glänzender Spiegel diese Welt des Aberglaubens, groß auch in dem kleinen Oldenburgischen Ausschnitt, ja so groß, daß wir uns zunächst beschränken müssen auf ein Gebiet des Aberglaubens, das freilich den breitesten und bedeutendsten Raum einnimmt, auf Tod und Bestattung.

Das Lebensende mit der schweren Trennung von Leib und Seele, mit der schmerzlichen Zerstörung fester Lebens- und Herzensbände hat von jeher das Menschengemüt beschäftigt, besonders aber das Gewissen des Menschen. Die sprichwörtliche Heidenangst ist ein Reflex der ungebrochenen Todesfurcht, ihr Stachel aber die Sünde, mit welcher der Tod zu allen Menschen durchgedrungen ist. Wie haben namentlich unsere germanischen Väter sich gemüht, des Stachels Herr zu werden; denn mit tiefem Sittenernst haben sie über das Problem des Todes gesonnen. Auch der Aberglaube Oldenburgs beweist es. Wir erinnern an jene Steindenkmäler aus gewaltigen Granitfindlingen, jene Hügel und Gräberfelder, wie sie die ersten Siedelungen unsrer heidnischen Vorfahren auf der Geest vor allen in den Gemeinden Großenkneten, Dötlingen, Wildeshausen und Ganderfeseer noch jetzt stellenweise in großer Zahl bedecken, aber auch an die Grabfunde in den friesischen Marschdistrikten auf den Wurten und, behielte v. Alten kontra Schütte Recht, in den Kreisgruben. Bis heute umwuchert der Aberglaube diese Stätten. Daß die Erbauung der Steindenkmäler, namentlich die mehr oder minder weite Herbeischaffung der gewaltigen Findlinge für Menschenkraft unmöglich sei, schien von jeher der grübelnden Volksseele festzustehen. „Minsken harren dat wol laten schult, se so binaäner to slepen.“ So denkt man an Riesen oder Zwerge, die hier gehaust.² Es heißen diese Gräber und Steine im Volksmunde Hünengräber, Runensteine, Hünenbetten. Die ursprüngliche Bedeutung von Hünen für Tote ist

¹ Meyer a. a. O. S. 69.

² Strackerjahn, Aberglaube und Sagen I, 258 a.

unserm Volke verloren gegangen. Nur in Kloppenburg hieß das Totenkleid noch Hünenkleid.¹ Der Name Hüne für Riese ist erst seit dem 13. Jahrhundert belegbar.² Auf dem Kleinkneterfelde, nicht weit von Pestrup (Gem. Wildeshausen) liegen zwei große Gruppen solcher Steingräber und ebenso auf dem jenseits der Hunte sich erhebenden Heidenhügel von Rüdelsbüsch. Die gewaltigen Steine haben sich die Hünen gegenseitig zugeworfen, als wären es Bälle. In dem größten Steine auf dem Kneterfelde sieht man noch die fünf Finger eines Riesen eingedrückt. Auf dem Langwarder Riesenkirchhofe, der sogenannten hohen Kanzel, fand man einen großen Sarg, der bis heute den Namen Riesensarg führt,³ weil man nicht mehr wußte, daß er einst als unterirdischer Familiensarg nicht für einen Toten, sondern auch für mehrere bestimmt war.⁴ Auf einem andern jener geheimnisvollen Kapfsteine, dem sogenannten Hexenstein in der Gemeinde Dötlingen,⁵ deren Vertiefungen für die Auslegung der Archäologen noch immer streitig geblieben,⁶ aber jedenfalls zur Bestattung in Beziehung standen, sieht die abergläubige Phantasie eine Riesin so lange spinnen, bis deren Spinnrad die drei, der Stuhl die vier übrigen Löcher eingebohrt, oder auch Erdmännchen darunter hausen, die sich der Vertiefungen als ihrer Eßnäpfe bedienen.⁷

Es zeigt sich, der Aberglaube heftet sich an solch alte, denkwürdige Grabstätten, aber mehr noch — er hat sie als Heiden glauben geschaffen. Sie sind erwachsen aus den Gedankenkreisen, die sich um den Tod bewegen und in so reichen Gebilden bis heute auch bei uns erhielten, daß wir sie nur andeuten, und nur vereinzelt an den Sagen exemplifizieren können. Vorspuß (Vörlop) und Nachspuß (Nalop) drehen sich in erster Linie um den Tod. Noch in meiner Kinderzeit, also um die Mitte des 19. Jahrhunderts, machte man nur bedingungsweise der rationalistischen Aufklärung Konzessionen. „Nalop, so heißt es, magt ja woll nich geven, averst Vörlop gifft et.“ Im Vörlop, der Name sagt es, kündigen sich

¹ Lübben und Schiller, N. S. Wörterb. II, S. 239.

² E. Meyer a. a. D. S. 229.

³ L. Str. II, 584 c.

⁴ Jahrb. 13. Bd. S. 171 ff.

⁵ L. Str. II, 524 c.

⁶ S. Müller, Nordische Altertumskunde I, 167, 183, 467.

⁷ L. Str. II, 521, 258 d.

kommende Ereignisse an. Sie drängen sich den Sinnen auf, so daß sie durch Gesicht und Gehör, durch Geruch und Gefühl wahrgenommen werden. Nicht immer versteht man sofort ihre Bedeutung, in der Regel erst nach dem Eintritt. Auf dem Tische klirrt ohne jede erdenkliche Ursache eine Schere. Nicht lange darauf stirbt jemand in dem Nachbarhause, beim Nähen des Leichenhemdes wird die Schere auf den Tisch gelegt und klirrt, — ja klirrt gerade so wie damals: der Tod war also durch Vörlop angezeigt. Ein Tisch knackt auffallend oft. Als man eine Weile hernach eine Leiche auf den Tisch legte, grade so wieder. Es war also jenes Knacken Vörlop gewesen. Teller, Tassen, Messer und Gabeln erklingen unberührt, bald darauf wiederholt sich das Geräusch beim Tröstelbiere; es hatte sich also durch Vörlop kundgegeben. Man hört Glocken klingen. Kein Mensch ist auf dem Glockenturm gewesen. Bald darauf läutet die Sterbeglocke. Es war jenes Klingen also ohne Frage Vörlop gewesen.¹

Gottlob ist unser Landvolf noch nicht von der Modetrunkheit der Nervosität angesteckt. Aber es gab doch und gibt immer wieder Leute, die „etwas sehen“ können. Man kennt sie, man scheut sie, besonders, wenn ein Entsetzen auf ihrem erbleichenden Gesichte verrieth, daß sie aus ihrer nächsten Umgebung jemanden gesehen, der „feig“, d. h. dem Tode verfallen ist. Denn selten sind sie so indesktret, schon vorher ihre Wahrnehmung als Prophezeiung zu verlautbaren, gewöhnlich geschieht es erst nach dem Eintreffen des Gesichtes.² Wir haben es hier mit einem geheimnisvollen Nachtgebiete des Seelenlebens zu tun, dessen Lüftung unsere Aufgabe ebensowenig sein kann als seine Leugnung, namentlich wenn derartige Sachen als Erfahrungen jüngeren Datums von glaubwürdigen Leuten erzählt werden. Aber Vorsicht ist geboten. Dieser Art Erzählungen können trotz ihres jüngeren Ausputzes sehr alt sein. Daß unsere heidnischen Väter den Vorlauf kannten, ist keine Frage. Das Scheuen der Pferde, das Heulen der Hunde, das Schreien der Eulen spielt zwar noch bis heute seine Vorlaufszrolle, aber diese Rolle ist sehr alt, und jedenfalls nicht jüngeren Datums als die Methode, nach welcher Spukfichtigkeit zu erwerben, dadurch, daß man einem Hunde in dem Augenblicke, wo das Tier vor einem Spuke scheut, oder dem

¹ V. Str. I, § 153—155.

² V. Str. I, § 158 b u. c.

Pferde, wenn es vor einem Leichenwagen geht, von hinten her zwischen den Ohren durchsieht (Holle) oder wenn man einem Hunde über das linke Ohr, aber in der Mitternachtsstunde hinwegschaut (Severland) oder durch die Augenlöcher eines gefundenen Totenschädels hindurchblickt.

Das Verlangen, der Zukunft Dunkel zu lüften, ist allgemein menschlich, aber hier liegt mehr als Neugierde zugrunde. Durch die Gebundenheit an zufällige Ereignisse wie das Scheuen und Entsetzen der Tiere, blickt der heidnische Glaube an ein Walten der Götter hervor, an ein Warnen für die Lebendigen durch ihre Boten; denn wenigstens Pferd und Hund sind dem Wodan heilige Tiere.¹

Eine andere Richtung der heidnischen Gedankenwelt tritt uns in den abergläubigen Vorstellungen des sogenannten Kalops und allem, was mit der Bestattung der Toten zusammenhängt, entgegen. Wir betreten hiermit ein Gebiet, das nach dem Urteil eines neueren Mythologen² die ältesten und zugleich zähesten Spuren heidnischen Denkens darstellt. Das plattdeutsche Sprichwort, das rationalistisch geprägt und wohl erst neueren Datums ist, kann uns nicht darin irre machen: „wel dot is, de let sin kiken“ oder „wel dot is, de liggt“. Der Nachspuk spukt noch mehr in den Köpfen als lautbar wird. Hinter der Sorge, daß bei dem Ankleiden der Leiche alles sittengemäß und anständig geschehe und am Sarge wie an der ganzen Begräbnisfeier nichts aus Sparsamkeit abgebrochen werde, klopft nicht allein die Pietät, sondern wenn auch unbewußt, die alte Heidenangst, dem Toten seine Ruhe gestört und seinen Wiedergang verschuldet zu haben.³ Wo etwas versehen oder unterlassen ist, da fordert der Tote sein sittengemäßes Recht. So, wenn man, sobald die Leiche aus dem Hause getragen ist, nicht sofort das Herdfeuer ausgießt (Stollhamm) oder während die Leiche über der Erde steht, etwas rundum gehen läßt (Holle) oder gar mit ihren Gebeinen Spott und Unfug treibt, wenn aus Geiz etwas am Totenhemde gespart (Hammelwarden) wird⁴ oder dem Verstorbenen die Ringe nicht mit in den Sarg gegeben (Oldenburg), dann geht der Tote wieder, bis ihm sein Recht geworden. Aber auch dann hat

¹ L. Str. II, §§ 247, 369, 374, 392.

² E. H. Meyer a. a. O. S. 92.

³ L. Str. I, §§ 170, 171.

⁴ L. Str. I, 171 a, g.

er keine Ruhe im Grabe, wenn jemand durch eigne oder fremde Schuld ums Leben gekommen ist.¹ Das „schreiend Ding“ im Hasbruch hat schon manchen Wanderer erschreckt. Der Wiedergänger ist ein Vater, den der eigene Sohn grausam zu Tode gebracht. Von einem gegenseitigen Brudermord erzählt der „Lübbensteen“ auf dem Wege von Ostern nach Schortens. Man hört dort Waffengeklirr und sieht andere unheimliche Dinge. Darum meidet man ihn bei Nachtzeit. Wie die Toten keine Ruhe im Grabe haben, so die Lebendigen nicht vor den Toten. Fast mit der Genauigkeit der Bußtagen wird von der Kasuistik des Wiederganges der Vergeltungsgedanke durchgeführt. Mord, Meineid, falsches Messen der Kornhändler, Müller, Landmesser, Grenzverrückung, Betrug, Unterschlagung, Geiz, unbändiges, ruchloses Leben: dies alles bedingt den Wiedergang. Wir sehen ab von den Angstgebilden, die offenbar christlichen Ideentreisen entstammen;² dem heidnischen Vergeltungsgedanken aber entspricht es, daß die Wiedergänger grade das fortreiben müssen, was ihnen die Ruhe im Grabe geraubt, heidnischen Vorstellungen, wenn sie als Irrlichter — Spöcklechter, fürige Kerls —, oder in Tiergestalten von Hunden, Katzen, Raben, Krähen oder Elstern erscheinen.³ Aber nicht nur von dem Gesichte werden die Wiedergänger wahrgenommen, sondern auch mit dem Gehör; denn sie schrecken nicht nur durch Klagen und Geschrei, sie antworten auch auf Fragen.⁴

Die Wiedergänger sind also zwar Geister, die sich indessen materialisieren, verleblichen können, und dadurch den Sinnen der Lebenden merkbar werden. Es liegt ein geheimnisvoller Schleier darüber, in dessen Gewebe aber nicht nur das Grauen vor dem Tode, sondern auch der Protest wider sein Vernichtungswerk die Fäden flicht und was noch mehr bedeutet, das Gewissen unverkennbar die Kette aufzieht.

Aber verrät uns Oldenburgs Aberglaube etwas von der Vorstellung, welche die heidnischen Väter sich von der abgeschiedenen Seele machten? Bedeutet das Wort Seele sprachlich etwas Bewegliches,⁵ so bleibt sie auch nach der Scheidung vom Körper

¹ Q. Str. I, 172 d.

² Q. Str. I, 179, 189, 194.

³ Q. Str. 176 e, 208 e, 208 d.

⁴ Q. Str. 81.

⁵ E. Meyer a. a. O. S. 72.

an irdische Geseze gebunden. Ihre Bewegung wird gespürt. Am meisten aber betont der Aberglaube die Lichtnatur der Seele. Sie ist das belebende, Wärme und Helligkeit gebende Element.¹ Die Trennung der Seele von dem Leibe wird durch gewisse Lichterscheinungen angezeigt.² Ist sie weißlich oder bläulich, so bedeutet das den Tod. Zeigt sich ein Flämmchen auf der Bettdecke eines Kranken zur linken Hand, so weiß man Bescheid; das Ende ist nahe. Sieht man es auf der Diele, so muß dort jemand sterben oder auf dem Wasser, so muß darin jemand ertrinken. Jede Lichterscheinung auf dem Dache sagt den Tod eines Hausgenossen voraus. Nicht immer braucht dadurch eine Verschuldung indiziert zu sein; denn auch die Seelen unschuldig Verstorbener erscheinen als Lichter.³

Die Scheidung der Seele von dem Körper aber ist mit dem Eintritt des Todes noch nicht vollendet. Jede Seele kehrt am dritten Tage noch einmal wieder zurück. — Also daher die Scheu, vor dem dritten Tage zu beerdigen, daher die Sitte, die Fenster des Sterberaumes offenzustellen, daher wahrscheinlich auch das Eulenloch im westlichen Ende des aus Heide aufgebauten Dachfirstes, um der Seele nicht den Aus- und Zugang zu wehren;⁴ vielleicht auch daher die Leichenwacht mit ihren reichlichen Darbietungen von Speise und Trank, um das Grauen vor solchem gespenstischen Spuk zu vertreiben. Denn etwa hygienische Rücksichten oder Wehr nervöser Geruchsempfindlichkeit dahinter zu wittern, wäre verkehrt; davon wußte das alte robuste Heidenvolk ebensowenig etwas als der derbe Bauer von heute. Muß die Seele aus den angegebenen Gründen wiedergehen, so erscheint sie nicht immer menschenähnlich, so nimmt auch die Gestalt von Tieren, z. B. von schwarzen Katzen an oder sucht sich in Pflanzen und Bäumen, z. B. in Eichen ihren Aufenthalt.⁵ Für die heidnische Vorstellung trägt also das Bild der abgeschiedenen Seele noch materialistische Züge. Aber wer dürfte darin nichts als Gebundenheit an die Materie oder lediglich einen Protest wider das unnatürliche Zerstörungswerk des Todes oder nur ein zähes Kleben an der irdischen Daseinsform suchen!

¹ Q. Str. 340.

² Q. Str. 160.

³ Q. Str. 340.

⁴ Q. Str. 176 e.

⁵ Q. Str. 259 i.

Es berührt uns doch ein stilles Sehnen daraus, ein Hoffnungs-
schimmer auf Wiederherstellung des im Tode zerrissenen Bandes
zwischen Leib und Seele.

Aber diese Hoffnung ist verstrickt hinter einem Irrtum echt
heidnischer und sehr kräftig sich regender Gedanken, daß die Heiden
den Versuch unternehmen, das von der Sünde entsprungene Todes-
elend mit Mitteln eigener Kraft und zwar nicht etwa auf ethischem
Wege, sondern durch materielle Veranstaltungen zu überwinden. Wo
der Aberglaube und aus ihm entsprungene Sitten davon schweigen,
da führen die Steine und Gräber eine um so verständlichere Sprache.
Wir betreten, nach dem Fundmaterial geleitet, hiermit das Gebiet
der Bestattung. Auch die Oldenburger Funde geben uns Auf-
schluß über die heidnische Bestattungsweise. Eine Entwicklung deutet
sich darin an, aber erst von dem Augenblicke ab, wo wir auf Spuren
der jüngeren Steinzeit stoßen. Was vorher mit den Leichen ge-
schehen, entzieht sich jedem Nachweise. Aber mit dem Ende der
Steinzeit beginnt eine sichtliche Sorgfalt in der Beerdigung. Zwei
Formen lassen sich unterscheiden, eine einfachere und eine kolossalere
Bauweise der Gräber. Die Archäologie sieht in ihr eine Nach-
ahmung der damals üblichen Wohnungen. Einem Sophus Müller
sekundiert darin ein Meitzen.¹ In dem Fortschritte von einer primi-
tiveren zu einer ausgebildeteren Form der Grabstube liegt der
Grund für die spätere Datierung der letzteren. Das Baumaterial
boten die mühsam herbeigeschafften Findlingsblöcke, deren Bewältigung,
aber auch deren Lage in der Nähe von alten Verkehrswegen und
Flußläufen, auch von bewohnten oder doch Spuren früherer Kultur
verratenden Gegenden auf eine nicht unbedeutende Besiedelung schließen
läßt. Auf unserer Oldenburgischen Geest haben sich eine Menge
solcher Denkmäler erhalten und wie viele, namentlich der kleineren
Grabstuben, sind zerstört und als Baumaterial verschleppt.² Sie
gehören als Glied zu der ungeheuren, bogenförmigen Steingraber-
kette, die von Indien bis nach Spanien und von da durch West-
europa bis an die Weichsel und nach Schweden reicht.³ Bis heute
beschäftigen und fesseln sie die Einbildungskraft, diese uralten auf
einsamer Heide oder im dichten Walde gelagerten Hümengräber, deren

¹ S. Müller a. a. D. I, S. 33 Anm. Meitzen, Siedelung und Agrar-
weisen der West- und Ostgerm. Bd. III, S. 97 ff.

² Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. Bd. I, S. 5 f.

³ E. Meyer a. a. D. S. 107.

Feldsteinmauern zum Teil oder ganz aus einer Erdauffschüttung hervorragen, und von einem weiten hochragenden Steinkreise wie ein Heiligtum umstellt sind. Dürfen wir mehr darin sehen als die Pietät, mit welcher die Sippentreue ihre Häupter, die Mannentreue ihre Stammesführer ehrte? Der Aufwand von Kraft und Mühe, der sorgfältige Fleiß in der Zusammenfügung der Steine, die feine Glättung, welche man der nach der Leichenkammer zugerichteten Steinseite gab, bezeugen den dankbaren Treusinn ihrer Erbauer. Oder hätten wir dem Totenkultus und Opfer gewidmete Denkmäler darin zu erkennen? Die Schwärzung der inneren Wände durch Rauchspuren hat man auf das naive Bestreben gedeutet, den Toten es in ihren kalten Stuben behaglich zu machen¹ und sich daher vor deren Wiedergang zu sichern. Sollten aber wirklich die alten germanischen Heiden so frostig gewesen sein, um ihren Toten Frostigkeit zuzutrauen? Das riecht doch nach einer zu modernen Ofenstimmung. Die rätselhaften Napfsteine, deren Vertiefungen zur Aufnahme von Opferblut hätten dienen sollen, finden sich oft an schrägen oder abfallenden Flächen, — also schließen sie eine solche Verwendung aus.² Dem Toten den Wiedergang zu verlegen, für diese Vorsorge spricht die feste Fügung des inneren Baus, während umgekehrt eine spätere Anschauung auf Öffnungen für das Entweichen der Seele bedacht war.

In dem die Kammer ausfüllenden Sande befinden sich nach den Oldenburger Funden keine Leichenreste. Sie waren wegen späterer Lösung der Fugen einer gründlichen Verwesung ausgesetzt. Interessanter als die in Dedesdorf tief unter dem Fundamente der Kirche 15 bis 20 Fuß in den blauen Sand hinein in und neben Einbäumen gefundenen Skelette in hockender oder sitzender Stellung oder die Skelette unter dem Fundamente der Kapelle auf dem Langwarder Riesenkirchhof, neben welchen man Steinwaffen fand und den reichen Schädel- und Knochenfunden auf dem Banter Kirchhofe aus einer Schicht mit Spuren von Leichenbrand (Urnen), welche ebenfalls auf eine frühere Benutzung desselben als Grab- oder Kultusstätte schließen lassen, sind die bei Butterburg zwischen Urnen mit Knochenresten 2 $\frac{1}{2}$ Fuß unter dem Boden und bei Rodenkircher Oberdeich ausgehobenen Skelette,³ weil sie in Stroh eingewickelt

¹ E. Meyer a. a. D. S. 106.

² S. Müller a. a. D. I, 167 f., 183, 467.

³ v. Alten a. a. D. S. 38. XIII. Jahrbuch S. 173 ff.

waren. Möglicherweise haben wir hier Beispiele einer für geringer Begüterte üblichen Bestattungsart, um die Leiche durch Stroh, mit dessen Umwicklung man z. B. im Sterbefalle des Hausherrn Bäumen die Fruchtbarkeit zu sichern suchte,¹ dem Banne der Verwesung zu entziehen.

Ohne Frage sind auch bei unsern Vorfahren wie bei den Nordischen Germanen den Toten Verbrauchsgegenstände mitgegeben, eine Sitte, die schon durch den Gedanken, dem Verstorbenen die Ruhestelle analog wie im Leben auszustatten, nahe gelegt war. Aus einem früheren Funde vom Jahre 1821,² vielleicht aus dem Übergangsstadium von der Stein- zur Bronzezeit ist einer Grabkammer ein Gerippe enthoben, auf der Brust mit Pfeilspitzen aus Feuerstein, einer Lanzenspitze, einem spiralförmigen ehernen Draht und einer ehernen Nadel. So gab man bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die zum Nähen des Leichenhemdes gebrauchte Nadel mit in den Sarg, damit der Tote, wenn er wiederginge und sich etwa eine Nat im Gewande lösen sollte, diese auch zunähen könne.³

Bei den ältesten Bewohnern unsrer Grafschaften ist die Beerdigung der Toten, aber wohl zu beachten über dem Boden, also unter einer hügelartigen Verschüttung Sitte gewesen, aber nicht geblieben. Sie wurde verdrängt durch die fast überall und zwar von Süden her unter den Germanen sich verbreitende Sitte des Leichenbrandes,⁴ deren Vordringen zu den Nordgermanen S. Müller an den Schluß der Bronzezeit, also etwa um das Jahr 1000 vor Christus verlegt. Wir werden nicht ohne große Vorbehalte diese Datierung auf unsere Gegend anwenden, aber zahlreiche Spuren beweisen, daß der Leichenbrand in der Bronze- wie in der Eisenzeit auch bei unsern Voreltern als Sitte geherrscht hat und zwar nicht bloß auf den Geesten, sondern auch in den friesischen Marschgebieten. In der Regel sind die Brandreste der Leichen in Urnen beigesezt, diese meist auf zahlreiche Scherben gestellt oder mit ihnen gedeckt und umgeben, unter reichlichen Beigaben von Rüstungsteilen, Schmucksachen und Geräten. Hervorheben will ich beispielsweise aus dem Mönkeberger Funde, in der Gemeinde Bockhorn, Haarzängelchen, Messer, Ringe, Nadeln aus Bronze, aus dem Habbierfunde (Gem.

¹ L. Str. I, 72.

² Bau- und Kunstidentmaler des Herzogtums Oldenburg I, S. 131.

³ L. Str. II, § 456.

⁴ E. Meyer a. a. D. S. 107 f. S. Müller a. a. D. I, S. 360 ff.

Waddewarden) neben Bronze- und Eisenresten, letztere namentlich in der oberen Schicht, Wehsteine und Perlen, auch Damenbrettsteine aus Knochen, von der Rodenkircher Wurth Senk- und Spindelsteine. Vergebens habe ich nach der Beigabe von Rasiermessern gesucht, die in der Bronzezeit zu der Leichenausstattung der Nordgermanen gehörte,¹ vielleicht aber bevorzugten unsere Vorfahren den Vollbart wie auch später die Nordgermanen der Eisenzeit. Vereinzelt stoßen wir wie auf der Rodenkircher Wurth so in Haddien² auf die Sitte, mit den Leichen die Botivgaben zu verbrennen. So scheint auch bei uns die Vorstellung der Ynglinga Saga Aufnahme gefunden zu haben: „Ein jeder wird in Valhöll besitzen, was auf den Scheiterhaufen gelegt wird.“³ So weit die Oldenburger Funde erkennen lassen, hat sich das Bestreben, für eine gehörige Ausrüstung der Toten zu sorgen, erhalten, also sich nicht wie im Norden ein Erschlaffen der Pietät bemerkbar gemacht.

Eine erschöpfende Erklärung für den schnellen Sieg des Leichenbrandes bei fast allen germanischen Stämmen, habe ich vergebens gesucht.⁴ Als das Beste empfiehlt sich zum Verständnis auch hier die Furcht vor dem Wiedergang. Die Seele schien rascher und entschiedener von der zerstörten Leibeshülle befreit zu werden, wenn man anders durch die sittenmäßig gebotenen Botivgaben dafür sorgte, daß die Seele das Jenseits nicht verließ. Wer hier nach spiritualistischen Fortschritten und geläuterten Vorstellungen über die Valhöll ausschaut, der läßt sich den Blick durch den Entwicklungsnebel trüben. Die Vorstellungen über das Fortleben der Seele mögen festere Umrisse angenommen haben, aber ihre materialistische Fermentierung verleugnen sie keineswegs. Man dachte sich das Fortleben im Jenseits immer mehr als ein Schwelgen in Genuß und Sport. Darauf deuten die vielen Scherben bei den Urnen als Reste der bei der Leichenfeier gebrauchten Trinkgefäße.

Während die Sitte des Leichenbrandes unter dem Einflusse des Christentums bei den übrigen Germanen schon vor dem fünften Jahrhundert ins Wanken geriet, sind die Friesen und Sachsen bei ihr noch bis in die Zeit Karls des Großen geblieben. Das be-

¹ S. Müller a. a. D. I, S. 257 ff., 350, 385, 389, 414.

² v. Alten, Beiträge S. 34, 36.

³ S. Müller a. a. D. I, S. 417.

⁴ S. Müller a. a. D. I, S. 368, 371.

weisen die scharfen Mandate, mit denen dawider angekämpft werden mußte.¹

Das Anwachsen der Bevölkerung führte schließlich zur Vereinigung der Grabhügel auf einem ganzen Felde, zu Urnenfriedhöfen, wie sie bei Pestrup,² auf dem Mönkeberge bei Segghorn, und dem Boiberge bei³ Haddien nachweisbar sind: den letzten heidnischen Vorgängern der christlichen Kirchhöfe, die nicht selten, wie nachweisbar in Langwarden und Bant, auf der alten Begräbnisstätte angelgt wurden.

Alles, was wir auf Grund der oldenburgischen Funde zur heidnischen Leichenbestattung beizubringen vermochten, ruht im letzten Grunde auf der Furcht vor dem Wiedergange. So erklärt es sich, daß der Aberglaube gerade auf diesem Gebiete eine reiche Ausbeute liefert, sei es von Spukgeschichten, welche offenbar die Signatur der Vorzeit tragen, oder von solchen, in welchen die an jenen genährte Heidenangst bis auf den heutigen Tag Gestalt gewann. Es gilt dies ebensowohl von den unter gewöhnlichen Umständen Begrabenen, als von den durch ihr Schicksal oder durch eigene Schuld zum Wiedergange bestimmten Toten. Man suche auch nicht mehr als Heidenangst in der Sitte, wie den Hausgenossen so auch den Haustieren, den Obstbäumen, den Bienen den Tod des Hausherrn anzusagen oder sobald die Leiche weggefahren wird, die Körbe mit den Fluglöchern umzudrehen.⁴ Sie würden nach dem Gesetze der Sympathie Schaden leiden, wenn nicht diese Vorsicht ihre Verbindung mit dem Verstorbenen löste.⁵ Ähnliches liegt der Anschauung zugrunde, daß trüchtige Pferde nicht vor einen Leichenwagen gespannt werden dürfen⁶ (Dötlingen) oder, daß den eine Leiche fahrenden Pferden die Schwänze aufgebunden werden müssen, um sie vor der Berührung mit dem Sarge zu bewahren⁷ oder, daß der Leichenzug an möglichst vielen Ländereien der Verstorbenen vorbeizuführen sei, damit sie gleichsam erführen, daß ihr früherer Besitzer verstorben und durch diese Art der Lösung vor Schaden gesichert seien.⁸ Die

¹ S. Müller a. a. D. II, S. 224 ff. E. Meyer, Mythol. S. 108.

² Oldenburg. Bau- u. Kunstdenkm. I, S. 129.

³ v. Alten, Beitr. S. 32, 25 ff.

⁴ L. Str. 455, 72.

⁵ Hirsch, Der Aberglaube S. 44.

⁶ L. Str. 48.

⁷ L. Str. 75.

⁸ L. Str. 461.

Sitte, drei brennende Lichter am Begräbnistage auf den Sarg zu stellen, ist offenbar christlichen Ursprungs, dagegen echt heidnisch gedacht, die Vorschrift, daß sie nicht vor der Rückkehr des Leichenzuges ausgelöscht¹ und überhaupt zu gewöhnlichen Zwecken nicht wieder gebraucht werden dürfen. Es soll aus Sparsamkeitsgründen der Bestattung nichts abgebrochen und damit dem Wiedergange vorgebeugt werden.²

Darum war und blieb auch noch lange die Bewirtung vor und nach der Bestattung eine üppige. Erst in den letzten 50 Jahren ist diese Unsitte zum Abgange gebracht worden. Sie verletzt jedes ernste Empfinden mit ihrem lauten, oft eher einer Hochzeits-, als einer Trauerfeier angemessenen Ausgange. Und doch, wer hätte feinerzeit etwa persönlicher Empfindung solchen Ausschreitungen gegenüber Rechnung getragen? Die abergläubige Furcht vor dem Wiedergang gab den Ausschlag. So ist denn das laute Wesen des sogenannten Tröstelbieres ein Nachklang des alten wüsten Heidenlärms bei den Leichenfeiern, von denen die vielen Scherben zerbrochener Trinkgefäße in den Stein- und Hügelgräbern und auf den Urnenfriedhöfen uns Kunde geben, ein grob stilisierter Protest gegen die Macht und den Ernst des Todes, wie er sich bis heute in dem Abzug der Soldaten von den Gräbern ihrer Kameraden unter lustigem Spiel und in dem *gaudeamus igitur* der Studenten nach der Bestattung eines Studiengenossen erhalten hat. Wie braucht es uns da wunder zu nehmen, daß nach den *statutis Bonifacii*³ sich in den Zeiten der ersten Heidenbekehrung Heidenlärm in und an die neu erbauten Kirchen wieder eindrängte? Man mußte die heidnischen Gastgelage in den Kirchen und die „Teufelslieder“, welche die Volksmenge in nächtlicher Stunde über Verstorbene eifrig pflegte, unter strenges Verbot stellen und noch die Konzilien des 9. Jahrhunderts,⁴ wie der *indculus superstitionum* ähnliche Mandate wiederholen. Aber der Geist, der solch' Unwesen gebär, spukte weiter, hält bis heute seinen Wiedergang, wenn auch in neuem Aufpuß, der alte Heidenlärm als ein ohnmächtiger Protest wider die Heidenangst vor dem Tode.

¹ V. Str. 56.

² Holzwarden.

³ Kap. 21, d. a. 747.

⁴ So des Mainzer Konzil von 813.

Und doch klopft hinter der heidnischen Gewissensangst ein ernstes Sinnen über das Problem des Todes. Wir suchten unter den durch unsere Archäologen verzeichneten oldenburgischen Gräberfunden vergebens nach dem Hammer Thors, den man anderwärts — (auch aus Serpentinsteine) — in den Gräbern fand als ein Symbol der Hoffnung wider den Tod. Mit seinem Hammer hatte der streitbare Gott Thor dem Frost- und Reifriesen den Kopf zer schlagen, und daher weihte man mit dem Hammer die Leichen.¹ Aber was die Hünengräber verschweigen, davon reden die Kraftflüche: Donnerwetter, dat di de donner —, ein Erbe aus einer Zeit, wo unser Volk den Donnar (Thor) und die Gewalt seines im Blitze aufleuchtenden, im Donner aufschlagenden Hammers fürchtete.² Im Hakenkreuze der Hausmarken hat sein viergestaltetes Zeichen sich erhalten, wie wir es nicht nur an Tür und Balken, an Haus- und Arbeitsgerät, sondern auch auf den christlichen Grabsteinen eingegraben finden als ein lapidares Zeugnis von dem wahren Sieger, der allein dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht, Jesu Christo. Sein Evangelium allein ist der Hammer, welcher die Fesseln der Heidenangst vor dem Tode zer schlagen kann. Unsere Apostel und ihre Nachfolger, die Missionare, wissen, warum in diesem Kampf wider das Heidentum kein anderer Hammer hilft, als das alte und doch ewig neue Evangelium: Christus, der eingeborne Sohn Gottes, der ins Fleisch gekommen, gestorben für unsere Sünden nach der Schrift und am dritten Tage von den Toten auferstanden nach der Schrift. Darum wer dies glaubt und weiß, der wird die Mission ehren und wird Mission treiben.

¹ E. Meyer a. a. D. S. 157 f., 356 f.

² Grimms Mythologie Bd. I u. II S. 151, 1021; Bd. III S. 67.

Drittes Kapitel.

Das Kloster Östringerfelde.

Missionsvortrag auf dem ersten, 1881 im Jeberlande zu Schortens
abgehaltenen Missionsfeste.

Ich kann die alten Granitblöcke dieser Turmruine, an deren Fuße wir heute unser Missionsfest begehen, nicht ohne den Gedanken ansehen, daß sie einst anderen Zwecken gedient haben, als dem Schutze des Klosters und der Wehr der Östringer in ihren Kämpfen mit den benachbarten Stämmen der Rüstinger und Sachsen. Wer bei Dingstede oder Schohusen, bei Glane oder auf der Alhorer Gemeinheit die alten Grab- und Kultusstätten aus der heidnischen Vorzeit gesehen, der weiß, was ich meine. Ich denke wir befinden uns auf einer solchen Stelle. Jedenfalls galt sie den Östringern als heilig und pfl egten doch die alten Missionare grade auf die Hochburgen des Heidentums ihre ersten Kapellen zu stellen. So mögen auch auf einer alten mit Sagen umwobenen Opfer- und Richtstelle der heidnischen Voreltern die siegreichen Östringer 1147 der Mutter Gottes zum Dank ihre Marien-Kirche gebaut haben. Also ohne Anlaß ist es nicht, in diesen Quadern Bruchstücke eines heidnischen Altars zu sehen, an dem einst unter den Steinmessern der heidnischen Priester Menschenblut zu Ehren der Götter floß. Mögen sie jedenfalls wach werden diese Bilder heidnischen Wesens, um aufs neue unsern Dank zu entzünden für die Mission, welche einst unsere Väter für ein ander Opfer gewonnen, für das Opfer Jesu Christi, des eingeborenen Sohnes Gottes, der mit seinem heiligen teuren Blut und unschuldigen Leiden und Sterben uns den Weg zum Herzen des Vaters frei gemacht und uns erworben und gewonnen hat die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.

Es ist Wodanstag, unser Mittwoch, dem Göttervater heilig und seiner Verehrung geweiht. Durch die alten knorrigen Eichen sehen wir unsere alten heidnischen Väter herbeikommen, Leute, wie aus dem Eichenstamm geschlagen, die Edelingen zu Roß, die andern zu Fuß, aber alle nur freien Männer, denn die Sklaven blieben daheim und die Weiber hüteten das Haus. Sie durften sich nicht mischen in den Kreis freier Männer. Das Ziel ihrer Wanderung ist ein seltsam aufgebauter Steinhäufen. Acht Granitplatten sind im Viereck so aufgestellt, daß sich nach den vier Himmelsgegenden vier Türen öffnen, breit genug, um einen Menschen durchzulassen, und oben mit einem großen Granitblock bedeckt. Die jungen Krieger bringen zwei Gefangene herbei, denn es war Sitte der Sachsen und Friesen, wenn sie von ihren Kriegszügen zurückkamen, von den Gefangenen jeden zehnten Mann dem Wodan zu opfern und die übrigen als Sklaven unter sich zu verteilen. Der eine der Gefangenen geht durch die Nord- und Südtür hindurch, der andere durch die West- und Ostpforte; fürwahr, ein Kreuzweg, den sie beschreiben, laut rufend nach dem Kreuze des Erlösers! Die Grausamkeit heidnischen Aberglaubens hat sie zum blutigen Untergange bestimmt. Zwei Priester treten hervor mit einem heiligen Mistelzweig im lang herabwallenden Kleide und durch den Mistelzweig zusammengehaltenen Haaren, in der Hand ein scharfes Feuersteinmesser. Sie ergreifen ihre Opfer und stimmen im singenden Tone ihre Gebete an zu Wodan, dem Kriegsgotte, der das Geschick der Schlachten zu ihren Gunsten gelenkt, und zu Hela, der Göttin der Unterwelt, denn Heel heißt Elend und ihre Schwelle Einsturz und ihr Bette drohendes Unglück, die von der Schüssel Hunger ißt und schneidet mit dem Messer Gier, die, was sie einmal besitzt, nicht mehr losläßt und Barmherzigkeit nicht kennt. Das ist ihr Dank, daß sie nicht das Los der gefangenen Schlachtopfer teilen müssen, das ihre Bitte, zu sterben auf dem Schlachtfelde und von den Walküren getragen zu werden zur Heimat der Götter, zur Walhalla und mit Wodan unter Kampfspielen und Gelagen ein fröhliches Leben fortzuführen.

Die Gebete schweigen. Still, gefast, ohne einen Klage laut haben die Gefangenen zugehört und ohne Widerstreben lassen sie sich nun über den Altar legen. Die Köpfe ragen über den Steinrand hervor; ein Schnitt des scharfen Feuersteinmessers und die Häupter rollen zu Boden. Das Blut hat ausgeströmt. Junge

Krieger schleppen die Leichname in den nahen Sumpf, wo sie im Moraste versinken.

Aber ein neues, noch grausameres Schauspiel beginnt! Jünglinge bringen ein langes, breites Flechtwerk von Tannenzweigen herbei und legen es vor dem Altar nieder. Sie entfernen sich und kehren mit einem Manne und einer Frau zurück, die des Ehebruchs angeklagt und überwiesen waren. Ein Kläger tritt hervor und wiederholt die Anklage vor dem Richter. Dieser befragt die Angeklagten, ob dem also sei, und ermahnt sie, die Wahrheit zu bekennen, da noch nie ein freier Frieser gelogen. Und als die Wahrheit bekannt, treten die Verwandten hervor und speien den Schuldigen ins Angesicht. Dann werden dem Manne die Waffen abgenommen und dem Weibe die Hände und Füße zusammengebunden und beide in den nahen Morast gestoßen. Über sie deckt man das Flechtwerk und die Verwandten sind die ersten, die es mit den darunter befindlichen Leibern der Ehebrecher in den Sumpf hineintreten.

Uns schaudert vor diesen Grausamkeiten und doch, wer bewunderte nicht den Mut der Gefangenen, die Wahrhaftigkeit der Verklagten, und vor allem den Abscheu unserer heidnischen Vorfahren gegen Ehebruch und Lüge. Ehebruch, Lüge und Feigheit, sie galten den Deutschen als Grundsünden, wer sie beging, schien ihnen nicht wert, den ehrenvollen Tod eines Kriegers zu sterben und durch Waffen getötet zu werden. Hatte daher nicht jener alte Sachsenmissionar (Randolf) recht, wenn er ausrief: O ihr Heiden, ihr seid entsetzliche Leute, aber ihr haßt schon als Heiden die Sünde, die ihr erkennet. Was könnte aus euch werden, wenn ihr Christen würdet und der Herr Jesus euch erleuchtete!

Das blutige Schauspiel ist vorbei. Uns zucken in der Erinnerung noch die Nerven, die alten heidnischen Recken sind an Blut gewöhnt. Sie wollen nach ihrer grausamen Arbeit nun auch der Freude genießen. Knaben tragen die Methhörner herbei. Es folgt ein wüstes Gelage. Bald beherrscht tolle Trunkenheit die ganze Gesellschaft. Ein Streitwort fällt. Man nimmt Partei und greift zu den Waffen. Wieder fließt Blut und Opfer fallen unter tödlichen Streichen. Die Rache ist gekühlt. Die Leichen werden verbrannt, die Aschenreste in irdene Urnen vergraben. Und die Mörder? Was wird ihr Lohn sein? Hätte einer den Richter also gefragt, er würde ihn erstaunt angesehen und gefragt haben, wo denn Mörder



seien? Es sei ja alles ein öffentlicher ehrlicher Kampf gewesen, der den Männern zum Ruhme gereiche.

Längst ist die Nacht hereingebrochen, aber noch das Opferfest nicht beendet, das oft über drei Tage mit seinen Gelagen sich ausdehnte. Am brennenden Feuer setzt man sich nieder zum Spiele. Jeder holt sein viereckig Stäbchen hervor, auf der einen Seite mit Kennzeichen bemalt, ein Spiel, das sich in dem „Puntjebi“ unserer Knaben noch erhalten hat. Man wirft die Stäbchen in die Mitte. Jeder nimmt der Reihe nach eine bestimmte Anzahl, schüttelt sie und wirft sie in die Höhe. Wer die meisten Stäbe mit der bemalten Seite nach oben wirft, ist Gewinner. Der Leidenschaft des Spieles waren die alten Deutschen besonders ergeben. Man setzte hoch: ein Stück Vieh, ein Kind, ein Pferd, zuletzt auch wohl sein Trinkhorn, endlich gar seine Waffen. Aber setzt, dort hat einer alles, was er sein nennt, verspielt. Da setzt er das höchste Gut, was ein heidnischer Frieser kannte, selbst seine Freiheit zu Wurf, und alles verloren gibt er sich freiwillig seinem Mitspieler zum Sklaven, denn so hoch ihm die Freiheit galt, höher noch galt ihm die Treue des gegebenen Wortes.

So sind denn wach geworden alte heidnische Erinnerungen! Schattenbilder ihres heidnischen Aberglaubens, ihres blutigen Götzendienstes, ihrer wüsten Trunk- und Spielsucht. Freilich fehlen daneben nicht die Lichtblicke. Es leuchten aus den Sündengreueln des Götzendienstes Züge von Sittlichkeit und Edelsinn, vor denen mancher Christenmensch unserer Zeit beschämt niederblicken muß. Das soll uns aber nicht abhalten, bei dem Vergleich zwischen einst und jetzt für die Segnungen des Christentums dankbar zu bleiben, nein vielmehr anspornen, uns dieselben immer mehr anzueignen. Uns laden die Glocken allsonntäglich in die schönen, großen Kirchen, fromme Weisen, innige Gebete tragen unsere Herzen himmelan, klares erquickendes Lebenswasser wird uns geboten aus dem lauterem Quell des göttlichen Wortes. Von alle dem haben unsere heidnischen Väter nichts gewußt, nichts erfahren, wenn sie in ihren Wäldern an den Steinaltären mit grausamen Opfern und wüsten Gelagen ihren toten Götzen dienten. Unsere lieben Kinder besuchen jeden Wochentag die Schule und empfangen dort über menschliche und göttliche Dinge Belehrung und werden zu Menschen Gottes erzogen, geschickt zu jedem guten Werk. Ehe das Christentum zu unsern Vätern kam, besuchte kein einziges Kind die Schule und kein Vater, keine Mutter

wußte etwas von dem großen Kinderfreund, der gekommen ist, daß er auch die Kleinen segne.

Und wer heute über die Gottesäcker geht und an den Kreuzen stehen bleibt, welche die Gräber zieren und freut sich, daß wir einen Heiland haben, der auch den Tod überwunden hat, der uns die linde Hand unters Haupt legt, wenn wir sterben, und die Tränen trocknet, wenn wir an den Gräbern unserer Lieben stehen, der vergesse nicht die Zeit, wo unsere Väter solchen süßen Trost nicht kannten und sich durch ihre falschen sinnlichen Hoffnungen über das Jenseits der Todesfurcht zu erwehren suchten, deren Knechte sie waren. Und wer in seinem trauten Daheim sich heute seines Familienglückes freut und ruhig seinen Geschäften nachgeht und alle die Annehmlichkeiten genießt, welche das geordnete Leben in Haus und Gemeinde, in Kirche und Staat ihm bietet, der erinnere sich jener Zeit, in der unsere Väter noch als Barbaren lebten, deren Füße eilend waren, Blut zu vergießen, bei denen die Sklaverei herrschte, das Weib durch Arbeit geknechtet war, das Land wüste und unwirtlich dalag und über den Wohnungen nicht geschrieben stand: „Hier ist gut sein.“ Wird er nicht dankbar der Männer gedenken, die wie einst die Apostel dem Missionsbefehle ihres Heilandes gehorchten, die den alten Deutschen das Evangelium predigten, ihnen Kirchen und Schulen bauten, ihre rohen Sitten umänderten, ihr Land kultivierten, sie Handwerk und Künste lehrten.

Von dem Missionar, welcher unsern heidnischen Vätern im Severlande zuerst das Christentum mit seinen Segnungen brachte, möchte ich euch erzählen. Ihr kennt ihn schon, Willehadus war sein Name, und nach den alten Chroniken gilt die Gemeinde Schortens als der Boden, das nach Westen von uns unweit dieser Ruine liegende noch vor 60 Jahren gezeigte „Meer“ als der Ort, wo er die ersten Heiden taufte und unser Festplatz als die Stätte, wo er die erste feste christliche Niederlassung gründete. Wie viele seiner Vorgänger, z. B. Wilfried und Wilibrod, stammte er aus England und war ein Nachkomme jener Sachsen, welche unter Hengest und Horsa dorthin wanderten. Als sie dort das Evangelium angenommen hatten, da drängte sie die Liebe, das Evangelium auch den heidnischen Stammgenossen in Deutschland zu bringen. Alles, was wir von Willehadus erfahren, zeichnet ihn als einen Mann nach dem Herzen Gottes, fest gegründet in dem Glauben an den Heiland und sein Wort, voll hingebender Liebe und ungebeugten Mutes. Schon daß



er gerade da, wo einst Bonifazius unter den tödlichen Streichen der empörten Heiden die ersehnte Märtyrerkrone empfing, in Doccum seine Wirksamkeit begann, kennzeichnet seinen tapferen Sinn. Mächtig muß der Einfluß seiner Rede und seiner freundlichen, gewinnenden Sinnesart gewesen sein. Denn viele bekehrten sich und ließen sich taufen, viele der Edlinge übergaben ihm ihre Kinder zur Erziehung. Doch auch die Eifersucht und der Haß regte sich, daß er so viele von der Götterverehrung abtrünnig gemacht. Mehrfach ward sein Leben bedroht. In Gröningen z. B. war man schon im Begriff, ihn zu ermorden. Aber nach dem Antrag einiger Gemäßigten sollte zuerst durch das Los das Urtheil der Götter über ihn vernommen werden und so fügte es die Leitung Gottes, daß, da das Los für die Erhaltung seines Lebens entschied, man ihn unverfehrt hinweggehn ließ. Er begab sich nun südwärts nach der Landschaft Drenthe. Seine Predigten hatten auch hier schon vielen Eingang gefunden, als einige seiner Schüler von unbesonnenem Eifer sich verleiten ließen, ehe die Gemüther durch die innere Einwirkung genugsam dafür vorbereitet worden, die Gözentempel zu zerstören. Dadurch wurde die Wut der Heiden erregt, sie stürzten sich auf die Missionare, Willehadus ward mit Schlägen überhäuft. Einer der Heiden versetzte ihm einen Hieb mit dem Schwerte, um ihn zu töten. Aber der Schlag traf nur einen Riemen, mit welchem eine Reliquienkapsel um seinen Hals befestigt war. So blieb er verschont. Die Heiden wurden dadurch bewogen, von ihrem Angriff auf Willehadus abzustehen. Sie glaubten ihn durch eine höhere Macht geschützt. Der Ruf seines unerschrockenen Eifers drang auch zu Karl dem Großen, welcher damals in Deutschland Kaiser war. Er hatte die Sachsen gewaltsam niedergeschlagen und bedurfte zu ihrer Bekehrung solcher streitbarer Glaubenshelden. So ließ er ihn zu sich kommen, und nachdem er sich mit ihm besprochen, wies er ihm zu seinem Wirkungskreise die Provinz Wigmodia an, wo nachher 780 das Bistum Bremen gegründet wurde. Von da aus soll er der Sage nach schon damals ins FEVERLAND gekommen sein, und dort, wie Kemmers von Seediß Chronik vermeldet, im Jahre 781, also vor über 1100 Jahren die ersten Östringer Heiden getauft haben. Durch seinen Eifer in der Verkündigung richtete er mehr aus, als der Kaiser durch seine gewaltsamen Maßregeln. Doch auch seine so reichen Erfolg verheißende Wirksamkeit wurde durch die Folgen der Empörung Wittekind's im Jahre 782 unterbrochen. Die Wut der

Heiden, die in den Unterdrückern ihrer Freiheit auch das Christentum, das man ihnen vielfach aufgezwungen hatte, haßten, schworen allen Geistlichen den Untergang. So war auch des Willehadus Leben bedroht. Aber seinen nüchternen Geist trieb nicht ein schwärmerisches Verlangen nach der Märtyrerkrone. Nach dem Gebot des Herrn (Matth. 10, 2): „wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so flüchtet in eine andere“, benutzte er die Gelegenheit, sich durch die Flucht zu erretten und sein Leben der Heidenmission zu erhalten. Er ging nach Rom 782. Von dort zurückgekehrt lebte er zwei Jahre in dem, von einem andern Friesenmissionar Willibrod gestifteten Kloster zu Epternach bei Trier, und dies wurde der Sammelplatz seiner zerstreuten Schüler. Dort verbrachte er zwei Jahre teils mit Übungen der Andacht, teils mit Lesen der heiligen Schrift beschäftigt. Auch machte er sich hier eine Abschrift der Paulinischen Briefe, welche von seinen Nachfolgern, den Bischöfen von Bremen, als ein teures Andenken aufbewahrt wurde. Doch, wie er immer für das Heil anderer tätig zu sein sich sehnte, war es ihm eine große Freude, nach der vollständigen Besiegung Wittekind's im Jahre 785 seinen früheren Wirkungskreis auf den Ruf seines Kaisers Karl wieder einnehmen zu können. Am 13. Juni 787 ernannte ihn Karl in Worms zum Bischof, und fügte neben Wigmodien seinem Sprengel auch Rüstingen, Östringen und Wangerland hinzu. Am 1. November an einem Sonntage im Jahre 789 weihte er die bischöfliche Hauptkirche, die Domkirche, welche er mit Pracht hatte erbauen lassen.

Doch nicht lange mehr währte seine unermüdliche und aufreibende Tätigkeit, die ihn von einer neu gegründeten Gemeinde zur andern führte, um nachzusehen und nachzuhelfen. Das Reisen war in jener Zeit ein schwieriger Ding, als heutzutage, wo man in fünf Stunden von Sever nach Bremen fährt. Endlich brachen seine Kräfte. In Blexen, wo der sogenannte Willehadusbrunnen noch sein Andenken wachhält, überfiel ihn im November des Jahres 789 ein heftiges Fieber. Einer der um sein Bett versammelten Schüler sagte zu ihm, was doch die neuen Gemeinden und die junge Geistlichkeit ohne ihn, ihr Haupt machen sollten; er möge sie doch nicht so bald verlassen, mitten unter den Wölfen würden sie wie eine Herde ohne den Hirten sein. Willehadus antwortete darauf: O, laßt mich der Anschauung meines Herrn, nicht länger entbehren. Ich verlange nicht länger zu leben und fürchte mich nicht zu sterben. Ich will

1. 119 Juli.

nur meinen Herrn, den ich immer von ganzem Herzen geliebt habe, bitten, daß er mir nach seiner Gnade einen solchen Lohn meiner Arbeit geben möge, wie es ihm gefällt. Die Schafe aber, welche er mir vertraut, empfehle ich seinem eignen Schutze; denn auch ich selbst habe, wenn ich etwas Gutes zu tun vermochte, es in seiner Kraft vollbracht. So wird auch euch die Gnade dessen nicht fehlen, von dessen Barmherzigkeit die ganze Erde voll ist.

So hatte er denn am 8. November ausgerufen, der demütige, treue Zeuge. Sein Ende war wie sein Leben, durchleuchtet von der warmen Sonne der Liebe Jesu Christi. Wie diese Liebe ihn nicht ruhen ließ, so lange es Tag war, so ließ sie ihn noch sterbend sorgen um seiner Gemeinden Heil. Und der Herr hat sein Gebet erhört. Bald war die Macht des Heidentums überwunden und dort, wo man den Göttern blutige Opfer brachte, beugte man die Kniee vor dem Kreuze Jesu Christi, der sein Blut vergossen auch für die Fülle der Heiden.

Doch kehren wir zu der Niederlassung des Willehadus auf Östringersfelde, die wir Willehadus-Kloster nennen wollen, zurück. Nach der Art der damaligen Missionspraxis schuf hier Willehadus einen Herd, um von dort die ausgestreuten Segnungen des Christentums zu mehren, zu befestigen, zu pflegen. Es war die Bekehrung gewiß nicht selten eine bloß äußerliche geblieben und namentlich die streitbare Zwangsmission, wie sie Karl der Große betrieb, mochte bei vielen, die gewaltsam getauft wurden, einen geheimen Groll gegen das Christentum, das über den Ruin ihrer Freiheit einzog, zurücklassen. Nicht bloß Alcuin, dessen weisem Rat übrigens Karl der Große in diesem Punkte nicht gefolgt ist, wird dies erkannt haben. So schrieb er an den kaiserlichen Kammerherrn und Schatzmeister, indem er sich auf die Worte Christi selbst (Matth. 28, 19) berief, drei Dinge müßten zusammenkommen zur Bekehrung der Heiden, die Verkündigung des Glaubens, die Mitteilung der Taufe und die Darstellung der Gebote des Herrn. Ohne das Zusammenkommen dieser drei Stücke könne der Zuhörer nicht zum Heile geführt werden. Zur Taufe könne man einen wohl zwingen, aber das nütze für den Glauben nichts. Der erwachsene Mann müsse für sich selbst antworten, was er glaube oder verlange, und wenn er auf heuchlerische Weise den Glauben bekenne, könne er das Heil nicht wahrhaft erlangen, Daher müßten die Prediger der Heiden auf eine freundliche und kluge Weise im Glauben unter-

richten. Der Herr kenne die Seinen und öffne, denen er wolle, das Herz, daß sie die verkündigte Wahrheit zu erkennen vermöchten. Aber nach der Annahme des Glaubens und der Taufe müsse man in der Art, wie man ihnen die Gebote vortrage, auf die schwächeren Gemüter Rücksicht nehmen und nicht sogleich so große Anforderungen an sie stellen, sondern nach der Vorschrift des Apostel Paulus zuerst Milch, nicht sogleich die feste Speise ihnen geben. So hätten auch die Apostel (Apostelgesch. 15) von den Lasten des Gesetzes den bekehrten Heiden nichts auferlegt. Paulus habe sich gerühmt, daß er von seiner Hände Arbeit sich ernähre (Apostelgesch. 20, 34, 2. Thess. 3, 8. 1. Kor. 9, 15. 19). So habe der große und von Gott besonders erwählte Verkündiger der Heiden gehandelt, um den Predigern von Grund aus alle Gelegenheit zur Habsucht abzuschneiden, damit keiner aus Gewinnsucht, sondern jeder nur durch die Liebe zu Christo erstarke das Wort Gottes verkündigen sollte, wie der Herr selbst seinen Jüngern geboten: umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch. Wenn man es sich so angelegen sein ließe, das sanfte Joch und die leichte Last Christi dem hartnäckigen Volk der Sachsen zu verkündigen, wie man es sich angelegen sein ließe, den Zehnten von ihnen einzutreiben, oder die geringste Übertretung der auferlegten Satzungen zu bestrafen (z. B. stand Todesstrafe gegen Nichtachtung der Fastenzeit und Fleischessen in derselben, gegen die Leichenverbrennung), so würden sie vielleicht die Taufe nicht verabscheuen. Wir hören es, freier, als unsere heutigen Katholiken und ihre unfehlbaren Päpste dachten die alten, noch frei aus dem Born des Evangeliums schöpfenden Mönche. Wenn ein solcher Geist die von ihnen bewohnten Klöster beherrschte, mußten sie Herde christlichen Lebens und christlicher Bildung für die Umgebung werden. Wir können freilich in ihren selbsterwählten Entfagungen kein Verdienst erkennen, aber jedenfalls haben sie an Gefahren und Entbehrungen gewöhnt, anspruchlos und opferwillig die Lasten des Missionsberufes getragen. Sie haben in sehr vielen Fällen nicht nur das Evangelium, sondern auch eine höhere Geschicklichkeit für Landbau und Gewerbe begründet. Sie sind die Erbauer der Kirchen gewesen und ohne Zweifel haben Mönchshände unser Kloster Öst-ringerfelde gebaut, sind Mönche die ersten Lehrmeister der Severländer im Ackerbau und in der Obstzucht gewesen und haben rund um ihr Kloster her die Wälder und Sümpfe urbar gemacht. Im Namen Papentun, einem Gehölze, welches unweit des Klosters

liegt, hat sich am Ende die Erinnerung an den ersten gepflegten Obst- und Gemüsegarten Severlands erhalten und später gehörte Barkel nachweislich als Vorwerk zum Kloster. Auch das Handwerk betrieben die Mönche und beförderten es, vor allem Schuhmacherei und Weberei. Die Klöster waren ferner in den neubefehrten Ländern die Quellpunkte der Wissenschaft und Stätten des Unterrichts, wie ja gerade Karls des Großen Eifer für Klosterschulen bekannt ist. Daß frühzeitig nicht wenige Klöster sich durch Gastfreundschaft in barmherziger Liebe hervortaten, daß sie in jener rauhen Zeit den Verfolgten und Bedrängten ein schützend Obdach boten, hat ebenfalls der Verbreitung und Befestigung des Christentums keinen geringen Vorschub geleistet.

Die vielen und schönen Kirchen, welche gerade unser Severland zieren, beweisen, wie bald der Eifer unserer Väter erwachte und wie er kein Opfer scheute, um sich würdige Stätten der Anbetung zu schaffen. Schon im 13. Jahrhundert entstanden (namentlich auf der Geest) viele der Kirchen, welche bis jetzt dem Zahn der Zeit getrotzt haben. Die Schortenser Kirche wurde schon i. J. 1150 zu Ehren des Märtyrers Stephanus gebaut und verdankt einem Gelübde, das die Östringer getan hatten, nach einer gewonnenen Schlacht ihre Entstehung.

Die alten Chroniken erzählen darüber folgendes. Bei dem Begräbnisse eines reichen Mannes, mit Namen Wange, gerieten zwei adlige Männer, von denen der eine aus Östringen, der andere aus Wangerlande stammte, in Händel und jener wurde von diesem erstochen. Die Östringer waren nun berechtigt nach dem früheren Gesetze, die Sühne von den Wangerländern zu fordern. In diesen Gesetzen über den Totschlag zeigt sich noch so recht der ungebrochene heidnische Geist, welchem der Wert und das Recht des Menschenlebens verschlossen war. Jeder Totschlag konnte nämlich mit Geld gebüßt werden. 24 Mark stand auf das Haupt eines Adligen. Ein erschlagener Priester wurde höher als ein Weltlicher, ein Edler höher als ein gemeiner Mann, ein Landeskind höher als ein Fremder bezahlt. Sobald die Sühne erlegt war, war der Mörder vor dem Arme der Obrigkeit sicher. Übrigens war eine Mark damals mehr wert, als heutzutage, indem ein ganzes Haus für 4 Mark gekauft werden konnte. Als die Östringer Gesandten nun nach Wangerland kamen, um die Sühne einzufordern, weigerte man ihnen diese nicht allein, sondern erschlug noch 8 Mann von den Boten. Darüber

fam es zu einem erbitterten Kriege zwischen Östringen und Wangerland. Nicht weit von Fever, auf dem Schakler Moore, ward 1147 eine blutige Schlacht geschlagen, in welcher 300 der Wangerländer fielen. Vor dem Treffen hatten die Östringer gelobt, im Falle des Sieges eine Kirche zu bauen, und nach erlangtem Siege lösten sie ihr Gelübde durch Erbauung der Schortenser Kirche ein. In jenen rauhen Zeiten dienten die Kirchen zugleich als Festungen, man sieht es noch an den alten Türen, daß sie inwendig wie ein Burgtor verrammelt werden konnten. So hat Edo Wiemken der Ältere, Feverlands erster Häuptling, i. J. 1355 die Schortenser Kirche besetzt, und ein ostfriesischer Häuptling, Keno von Broek, sie i. J. 1361 geplündert und verbrannt.

So mag denn auch unser Kloster Östringerfelde im Feverlande nicht bloß als eine Pflanzstätte des christlichen Glaubens, sondern auch christlicher Sitte und Kultur sich bewährt haben und könnten jene alten Steine reden, sie würden gewiß manchen schönen Zug christlicher Liebe und Selbstverleugnung den alten Mönchen nachrühmen. Ob das freilich immer so geblieben, ob nicht mit dem Geiste eines Willehadus und Alcuin auch die christliche Zucht diese Stätten verließ, das ist bei der allgemeinen Entartung des Mönchswesens in späteren Jahrhunderten am Ende nicht zu bezweifeln. Wenigstens aber haben Bettelmönche hier nie gehaust, da sie nach friesischen Gesetzen damals noch keine Niederlassung unter den Friesen gründen durften. Jedoch noch 400 Jahre nach der ersten Gründung des Klosters müssen sich die Mönche allgemeinen Ansehens und Vertrauens erfreut haben. Sonst hätten gewiß nicht die Östringer zum Andenken eines über die Rüstringer erfochtenen Sieges beim Kloster eine Kirche erbaut und mit schönen, kostbaren Gebäuden geziert. Sie war der Jungfrau Maria geweiht. Nur 150 Jahre stand die Kirche. 1272 brannte sie ab, muß aber später wieder ausgebaut sein. Auch das Kloster wurde um diese Zeit verlassen. Nachdem ein Teil der Mönche an der Pest gestorben, suchte der Rest das Weite. Bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts scheint es leer gestanden oder doch nicht geistlichen Zwecken gedient zu haben. Denn damals, als die sämtlichen Friesen sich zum Schutze gegen Geldern zu Upstalsbohm zusammenschlossen, ward bei dem Kloster Östringerfelde ein hoher Turm gebaut und mit Volk belegt. Er soll nächst dem Marienhaver der höchste Turm in Friesland gewesen sein. Doch noch ein anderer Feind bedrohte Friesland,

ja ganz Deutschland und Europa, der vor keiner Festungsmauer still stand. Er gab die Veranlassung, daß das Kloster seiner Bestimmung zurückgegeben wurde. Ich meine die Pest, den sog. schwarzen Tod, der seine furchtbare Geißel um 1350 auch in unserer Gegend schwang.

Manche Orte starben völlig aus. In Straßburg z. B. wurden über 16 000 Menschen begraben, in Lübeck 90 000, in Erfurt 16 000. In manchen Städten war der Bischof mit dem ganzen Kapitel gestorben. Handel und Wandel hörte auf. Die Hand der Chronisten erstarrte im Schreiben und der Kaufmann schloß seine Hallen. Auf dem Meere selbst trieben die Schiffe steuerlos umher, nur Leichen waren darinnen. Vor der Wut dieser Schläge zog ein Geist der Zerknirschung durch unser Volk. Zur Buße auffordernd, mit Gesang und Gebet, mit Stricken umgürtet, pilgerten große Scharen durch die Städte und von einer Stadt zur andern. Man nannte sie Flagellanten, d. h. Geißler, weil sie unter Strömen von Tränen und erschütternden Bußgesängen unaufhörlich die Geißel über den entblößten Rücken schwangen. Länger als diese krankhaften Verzerrungen der Buße, gegen welche man von seiten der Kirche ernsthaft einschreiten mußte, hat sich die Erinnerung an jene schweren Zeiten erhalten. Jeden Morgen, Mittag und Abend schlägt sie mit den Tönen der Betglocke an unser Ohr. Damals soll die Sitte der Betglocke aufgekommen sein.

Auch unserm Kloster Östringerfelde verschaffte der furchtbare Ernst jener Zeit wieder Bewohner. 1350 wurde es von Norden her, wo ein Dominikanerkloster war, mit Dominikanernonnen besetzt, vielleicht um sich der Krankenpflege zu widmen. Zugleich wurden 6 Priester zur Besorgung des Gottesdienstes hingeschickt, damit sie Messe lesen und zu Gott um Abwendung der Pestilenz beten möchten.

Wie lange diese Priester hier geblieben, ob sie nach Erlöschen der Pest, wie wohl anzunehmen, nach Norden zurückgekehrt, habe ich nicht erkunden können. Aber immer stand noch neben dem Kloster der befestigte Turm und stürzte, wenn er mit Kriegsvolk belegt ward, den Frieden der Stätte. Das ging den Predigern Seeverlands zu Herzen; sie hielten i. J. 1432 einen Konvent — es ist wohl der erste Predigerverein Seeverlands, von dem eine Kunde zu uns gekommen. Es waren die Pastoren von Bockhorn, das mit der friesischen Wehde zu Rüstingen zählte, Bant, Bordum,

Inssmerhave, Fever, Schortens, Sengwarden, Fedderwarden und Wiuppels, diese beschloffen im Namen der Landschaft den Abbruch des Turmes. Es sollte nur ein Kloster zum Dienst der heiligen Jungfrau Maria dort bleiben und Tanno Düren, der jeverländische Häuptling, sowie Lübbe Daken, sein Dunkel, welcher auf der Burg zu Hohenwerth hauste, bewilligten, daß der Turm nicht weiter mit Volk belegt werden sollte, müssen also das Besatzungsrecht hier geübt haben.

Im 15. Jahrhundert war unser Feverland noch streng katholisch. Indessen schaut aus jenem Beschlusse, aus dem Kloserturme das Kriegsvolk zu entfernen, doch etwas von dem Geiste heraus, welcher auf den Konzilien zu Konstanz und namentlich Basel (1431—43) nach einer Reformation der entarteten Kirche an Haupt und Gliedern rief. Auch diese Geistlichen gehen ähnliche äußerliche Wege, kurieren an äußerlichen Gebrechen, lassen aber den innerlichen Schaden unberührt. Dem Dienst „unserer lieben Frau“ sollte Raum geschaffen werden und der stand im Widerspruch gegen die Wahrheit. Wir wissen, daß alle reformierenden Versuche scheiterten, ja scheitern mußten, weil sie das einige Heilmittel jeglichen Kirchenschadens — das Evangelium — nicht wollten gelten lassen. Huf starb unter den Bannflüchen des Kostniher Konzils. Aber aus seiner Asche entstand ein neues Leben. Immer näher rückte die Erfüllung seiner Weissagung, daß statt der schwachen Gans (Huf heißt Gans) starke Adler und Falken kommen würden. Luther hob vom Felsen des göttlichen Wortes die Adlerschwinge seines aus Gnaden freigewordenen Geistes. Auch unser Feverland wurde in diese Bewegung hineingezogen, langsam zwar folgte es nur, wie es friesische, jeversche Art ist, die sich nicht gern vom ererbten Alten, selbst wenn es schlechter Art ist, trennt, aber dann auch mit der nötigen Entschiedenheit das einmal für recht Erkannte ergreift und festhält. Wir wollen den ostfriesischen Stammesgenossen nicht vergessen, daß gerade aus ihrem Lande der erste Anstoß zur Reformation ins Feverland kam durch jenen Pastor Heinrich Cramer aus Ezens (Norden), welcher unter dem Einflusse von Luthers und Melanchthons Schriften sich dem Evangelium zuwandte und als der erste lutherische Archidiaconus Fevers und Feverlands gelten muß, der in deutscher Sprache unsern Vätern das Evangelium gepredigt. Er fand anfangs bei dem gemeinen Manne Widerstand, welcher ihn verfolgte mit Schmähungen und bei Fräulein Maria,

Feverlands letzter Regentin aus dem Stamme der Papinga auf seine Absetzung drang. Und Maria war selbst noch schwankend, doch der Einfluß ihres Kanzlers Kemmer von Seedik, der in Wittenberg studiert hatte und ein begeisteter Anhänger Luthers war, schlug durch. Mit ihm hielt es sein Kollege, Zwitterd Dnncken, und ein Ostfrieße, Regnerus Carbo, ein unerschrockener Bekenner der Wahrheit. Auch andere Pastoren Feverlands fielen dem Evangelium zu, so Hajo Ulricus, erster Pastor zu Wiarden, Gerhard Jaeger, Pastor zu Tettens und Lammert Steffens, erster Pastor zu Hohenkirchen, sowie Everhardus, Pastor von Pakens. Ebenso tapfer hat Cramer mit Kemmer von Seedik für die reine Lehre eingestanden, als in Zever Anhänger von Karlsstadt auftraten, welche die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl leugneten und wiedertäuferische Schwärmer unter Melchior Hoffmanns Führung, welche die Kindertaufe bekämpften.

Man hielt nach jeverscher Art das einmal Erfasste fest; so konnte auch das Interim, welches lutherische Lehre mit römischen Irrthümern und Bräuchen vermischte und der Volksmund mit treffenden Worten geißelte: „Interim, Interim, das hat den Schalk hinter ihm“ — trotz der politischen Sorgen Marias vor dem Zorn ihres kaiserlichen Lehnherrn, Karl V., keinen Boden in Zever und Zeverland fassen. Damals hielten die Prediger Feverlands, von Maria berufen, auf dem Schloß einen Konvent (der zweite Generalpredigerverein Feverlands, von dem wir wissen) und wählten Anton von Mecheln, der 1558 vom Herzoge von Cleve aus Wesel wegen seines Widerstandes gegen das Interim vertrieben und dann bei den Wüppelern als Pastor eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, zum Wortführer. Er sprach zu der Fürstin: „Christus hat geboten, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist. In irdischen Dingen muß man überall dem Kaiser geben, was ihm gebührt, aber in Sachen des Glaubens muß man Gott geben, was sein ist, damit nicht eine Umkehr jenes Spruches entstehet: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.“ Und als Maria fragte: „Mir gefällt eure Antwort zwar wohl, aber bedenkt ihr auch, daß wir und unser Land in des Kaisers Hand sind und fühlet ihr euch stark genug, mit Gleichmut alles zu erdulden, was euch diese Verachtung des kaiserlichen Befehls zuziehen könnte? Da nahm Anton von Mecheln das Wort und sprach: „Lieber wollen wir alles dulden, als aus Menschengeselligkeit wider Gott handeln; dem

Herrn Jesu befehlen wir unsere Sache." Die große Mehrzahl der anwesenden Geistlichen — nur Jakob Drentwede, Pastor zu Schortens, nicht, welcher ein Anhänger der alten Lehre war und dem Interim von Herzen zustimmte (vielleicht unter dem Einflusse des nahen Klosters Ostringerfelde hatte sich in Schortens katholische Gesinnung fester und länger gehalten) trat ihm bei und als sie betonten, daß das Interim wider Gottes Wort streite, wurden sie aufgefordert, ihr Glaubensbekenntnis schriftlich gegen den 3. Dezember einzureichen. Dies geschah. Eine saubere Abschrift sämtlicher Glaubensbekenntnisse von Hermann von Accum mit Randbemerkungen von Kemmer von Seedick liegt uns vor. Der Geist und die Form, in welchem viele diese Bekenntnisse abgefaßt, bezeugen nicht nur die wissenschaftliche Bildung, sondern auch den Mut dieser treuen Pastoren, die für ihre Überzeugung alles, selbst das Leben einsetzten. Denn so unbegründet war die Sorge Marias nicht. Schwer hätten sie den Bekennermut büßen müssen, wenn nicht der schlaue Kurfürst Moritz von Sachsen den Kaiser bei Innsbruck überfallen und ihm den Passauer Vertrag 1552 abgezwungen hätte, worin den Protestanten ihre Glaubensfreiheit zugesichert, welche später 1555 auf dem Augsburger Reichstage bestätigt wurde.

So konnte denn das Fräulein Maria ohne weitere Bedenken die Reformation in Severland einführen und gab alsbald Kemmer von Seedick den Auftrag zur Abfassung einer Kirchenordnung auf Grund lutherischer Lehre, die mit Hilfe der Prediger Anton von Mecheln zu Wüppels, Hermann von Accum zu Hohenkirchen und Anton Blohms zu Wiarden in plattdeutscher Sprache aufgesetzt wurde und den Namen „Seediecker Kirchenordnung“ erhielt. Diese wurde 1552 vom Prediger Barbarossa (Superintendent) einer Revision unterworfen, die jene Einheit im lutherischen Bekenntnis den Reformierten und Wiedertäufern gegenüber hervorhob und sicherte, wodurch sich Severland von dem benachbarten Ostfriesland so vorteilhaft auszeichnet, das seit den Tagen, wo der Sakramentierer Karlstadt und der wiedertäuferische Prophet David Joris dort eine Zuflucht und großen Beifall gefunden, bis auf unsere Tage konfessionell gespalten ist.

Mit dem Siege des Evangeliums war auch das Schicksal des Klosters Ostringerfelde besiegelt. Die letzte Nonne starb daselbst zu Ende des 16. Jahrhunderts. Marias Güte mag ihr das Gnadenbrot im Kloster noch gegönnt haben. Die Klostergüter fielen an

die Herrschaft und ist ein Teil seiner Einkünfte zur Fundierung des jeverschen Gymnasiums verwendet, welches nach Bestimmung unsers Großherzogs bei der 300jährigen Jubelfeier nach seiner Stifterin den Namen Mariengymnasium erhielt. Auf Kemmers, ihres humanistisch durchgebildeten Beirates Anregung wurde in Marias Testament der für Stadt und Land Zever so segensreiche Passus aufgenommen, „daß in der Stadt Zever eine Schule erbauet, solche mit fünf gelehrten Gesellen besetzt und diese jährlich mit einem ehrlichen notdürftigen Unterhalte aus ihren Gütern versehen werden solle, dergestalt, daß die Jugend der Herrschaft und Stadt Zever in derselben ohne einige Entgeltlich getreulich instruiert und gelehrt werden sollte.“

So standen denn die alten Klostergebäude und die Klosterkirche verlassen da, ihre verlassenen Räume Zeugen von einer zweiten Veränderung, welche für die Geschichte Zeverlands nächst der Einführung des Christentums von der durchgreifendsten Bedeutung gewesen ist, von der Einführung der Reformation.

Die Klöster konnten zerfallen, sie hatten aufgehört, Bildungsstätten zu sein und Horte und Brennpunkte tieferen, religiösen Lebens, je weiter sich die römische Kirche von dem Horte und Lichte der Christenheit entfernte, von der heiligen Schrift und Jesu, der Sonne aller religiösen Wahrheit und lebendigen Kraft. In die Aufgabe, welche die Klöster früher erfüllt, führte tiefer ein der Genius des Mannes, welcher selbst ein Mönch gewesen, aber von der Eitelkeit aller Möncherei in schweren Kämpfen überzeugt, sein und der Gläubigen Heil und Frieden an Gottes Gnade durch den Glauben allein band und der Freiheit eines Christenmenschen andere Ziele stellte, die Welt im Kampfe mit ihr zu überwinden und als ein Bürger beides des himmlischen und irdischen Vaterlandes im Dienste und zum Besten jenes die Geisteskräfte der göttlichen Wahrheit und des ewigen Lebens zu entfalten. Gewiß war es im Geiste der Reformation, welche dem Aufblühen der Wissenschaft die treuesten Dienste geleistet, aus dem, was die Liebe geschenkt und der Fleiß der Mönche erworben, Gymnasien zu gründen; aber weiter als die Kreise der Gebildeten ging Luthers Sorge, er wollte dem ganzen Volke dienen und gab daher den Anstoß zur Begründung der deutschen Volksschule. Ja, er schuf ihr den Grund und band an das Heilsverlangen den Bildungstrieb des Geistes. Durch seine Bibelübersetzung und kleinen Katechismus führte er die Lesekunst, durch seine geistlichen

Lieder die fromme Sangesfreude ins Volk ein und machte sie zu Bahnbereitern beides wahrer inniger Freude, wie der Geistesbildung überhaupt.

Verfolgen wir die Geschichte der Klosterruinen nun noch kurz bis zu ihren völligen Abbruch. Seeverland war nach Marias Tod an das Oldenburger Haus gefallen und der zweite Fürst dieser Linie, Anton Günther, war es, welcher die alte verfallene Klosterkirche abbrechen ließ. Sie hatte ja auch neben der Schortenser Kirche das Recht zur Existenz verloren. Einer seiner Nachfolger in der Regierung, der Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst, ließ dann die Reste der Klostergebäude vollends und auch den Turm, soweit es möglich war, niederlegen und verwendeten die dabei gewonnenen Steine zum Bau von Kasernen und zur Pflasterung des Schloßhofes in Sever. Es sind nur noch kümmerliche Reste, die uns heute an den stolzen Bau erinnern, der einst hier gestanden. Aber nicht wahr diese Reste, diese Ruinen reden heute zu uns? Sie heißen uns dankbar zurückblicken in die Vergangenheit auf die frommen Männer, die von der Liebe des Heilands getrieben von hier aus das Licht des Evangeliums unsern heidnischen Vorfahren gebracht. Sie mahnen uns im Licht dieses Evangeliums zu wandeln, mitzuhelfen, daß es immer weiter hinausleuchte in die weiten Heidenlande, wo es noch Nacht ist. Amen!

Viertes Kapitel.

Willehadi Wirken und Sterben.

Vortrag, gehalten auf dem I. Missionsfeste in Stad- und Butjadingerlande
am 7. August 1889.

Geehrte Festgenossen! Wiederholt sind heute unsere Gedanken rückwärts in die Vergangenheit geleitet. Heute morgen wurden wir daran gemahnt, daß 1889 die elfhundertste Wiederkehr des Todestages Willehadi, des Apostels der Friesen sei und dann uns die Entwicklung vorgeführt, welche die Missionsbestrebungen im Gebiete unserer oldenburgischen Landeskirche durchlaufen haben. Solche Rückblicke leiten uns am Missionsfeste nicht von unserer Aufgabe ab, die doch nicht zum mindesten darin liegt, die Herzen für das hohe Werk der Heidenmission zu erwärmen, die Gedanken über die Notwendigkeit derselben aufzuklären. Wohl, bei der Mission gilt die Losung des Herrn: vorwärts, gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur. Ein Jünger des Herrn sagt sich, es kann dir nicht gleichgültig sein, ob es mit der Mission vorwärts gehe. Aber der Herr, welcher die Wahrheit ist, heißt sie uns erkennen. Er fordert, daß wir aus freier, voller Überzeugung ihm folgen. Und einen Beweggrund, warum wir Christen das Werk der Heidenmission mit Liebe und Eifer betreiben sollen, lasset mich denn nun zuletzt in den Vordergrund stellen, wenn ich, eure Gedanken rückwärts lenkend, sage: Die Mission von heute eine Dankespflicht gegen die Mission von gestern. Wir wären keine Christen geworden, wenn nicht zu unseren Vätern, die Heiden waren, die Missionare mit dem Evangelium gekommen wären. Wer begriffen hat, was er am Evangelio von Jesu Christo besitzt, der weiß, daß er den Heiden das Evangelium schuldig ist. Die Mission von heute eine Dankespflicht gegen die Mission von gestern, laßt mich das an der Hand der Geschichte nachweisen, indem ich zurückweise auf die Nacht

des Heidentums, in welcher unsere Väter stritten, auf die Männer, welche jene Nacht bekämpften und auf den Tag, dessen wir uns dadurch erfreuen dürfen.

Das Heidentum eine Nacht. So nennt es Gottes Wort, wenn es spricht von der Dürigkeit der Finsternis, von der Nacht und den Ketten des Todes. Und Gottes Wort nennt, wie immer, die Sache beim rechten Namen; denn wie kann es Tag sein, wo die Sonne, wo die Erkenntnis des einen, lebendigen Gottes untergegangen, wo von dem Leben, das aus Gott stammt, wenig mehr als Dämmer-schein übrig ist. Folgt mir zu unsern Vätern, den Friesen. Laßt mich euch erzählen von ihrem Aberglauben und ihrem heidnischen Leben. Es ist freilich nur wenig, was die alten Chroniken uns davon vermelden, aber es ist genug, um zu erkennen, es war Nacht bei den Friesen. Das Friesenvolk und das Meer gehören zusammen. Als das Christentum zuerst im 7. Jahrhundert mit ihnen in Be-rührung kommt, bewohnen die Friesen einen schmalen Küstenstrich, der sich von Brügge in Flandern bis hinauf zur dänischen Grenze erstreckt. Unter erblichen Königen stand das Volk, geteilt nach vier bestimmten Geburtsständen, in Edeling, Freie, Zinspflichtige (Petar) und Sklaven. Wild und kühn, durch jahrhundertlanges Ringen mit den gewaltigen Wogen der Nordsee gestählt, zäh am Alten, Hergebrachten klebend, mißtrauisch gegen alles Fremde, eifersüchtig auf ihren Glauben, ihre Freiheit und ihr Recht, wofür sie alles einzusetzen bereit, so traten die alten Friesen den Missionaren ent-gegen. Und das Heidentum finden sie bei ihnen noch in voller, ungebrochener Kraft. Von der Allmacht ihrer Götter sind sie über-zeugt, deren Eingreifen in ihre Geschicke ihnen gewiß, deren Wissen sie durchs Los und Zweikampf erfragen, unter deren Entscheidungen sie sich beugen. Also religiös sind die Friesen gewesen, aber ihr Glaube ist verfinstert, sie sind Gözendiener: Es ist Nacht bei ihnen. Ein römischer Geschichtsschreiber des ersten Jahrhunderts nach Christo, Tacitus, berichtet von den Germanen, daß sie keine Gözen-bilder verehrten und keine Tempel hatten. Sie beteten wohl mehrere Götter an, aber sie machten sich kein Bildnis von ihnen. Die alten Deutschen hatten sich also vom Paradieseserbe der Wahr-heit mehr erhalten, als die anderen gleichzeitigen Heidenvölker. Aber 6 Jahrhunderte später ist das anders geworden. Der Verfall ist eingetreten. Die Friesen, wie die übrigen deutschen Heidenstämme machen sich Bilder von den Göttern, die sie in Tempeln verehren,

und Quellen, Seen, Äcker, Wälder, Tiere sind ihnen geweiht. Den Göttern wird geopfert, auch Menschenopfer fallen, vor allen von solchen, die der Unbesiegbaren Heiligtümer verletzten. Wir hören die Namen von altfriesischen Göttern aus den Namen der Wochentage. Der Donnerstag, auf friesisch Thunresdey, gemahnt an den Gott Thuner, der Mittwoch, auf friesisch Wonsden, an den Gott Wodin, der Dienstag, auf friesisch Tiesdey, an den Gott Thiu, der Freitag, auf friesisch Frigesdey, an die Göttin Frigga. Als Götter, die sie verehren, erscheinen danach Wodin, der höchste Gott, der Forsete, d. h. Vorsitzer, seine Gemahlin Frigga und ihre Söhne Thuner und Thiu. Aber viel mehr als ihre Namen kennen wir nicht, nur eins wissen wir, und das ist den Friesen eigen, die Götter sind der Urquell allen Rechtes. Es ist von ihnen geschaffen, sie verkündigen es durch ihre Priester, die Asegas, und bringen es durch Gottesurteile zur Geltung. Als eine besonders heilige Stätte galt den alten Friesen Helgoland, damals Forsetesland genannt, weil sie dem Forsete, dem Odin, ihrem obersten Gotte heilig war, der dort seine Tempel und seine Priester, seine heilige Quelle und seine heiligen Kinder hatte. Nur schweigend durfte man sich seiner Quelle nahen, um Wasser daraus zu schöpfen. Wer sie entweihete, wer eins der heiligen Tiere tötete, der wurde vom Gotte mit Wahnsinn geschlagen, sicherlich aber wurde er dem Gotte zum Opfer gebracht. Und grausam war das Opfer. Man führte den Ärmsten ans Meer, man schlichte ihm die Ohren auf dem Sande, den die Flut des Meeres zu bedecken pflegte, man entmannte ihn und opferte ihn dann erst dem Zorne des Forsete. So mußte es Willibrod, ein angelsächsischer Missionar bitter büßen, als er auf Helgoland drei Männer in der heiligen Quelle taufte und von dem heiligen Vieh essen und schlachten ließ. Zwar traf ihn nicht sofort die Strafe der Götter, aber der Zorn des Königs Radbod. Ihr seid alle dem Tode verfallen, so herrschte er den Missionar an, aber fragen wir die Götter. Drei Tage lang wurde das Los geworfen. Es zeigte jedoch nur einen als schuldig an. Radbod entließ nun zwar Willibrod und die Übrigen, aber ein Gefährte verfiel dem Gotte zum Opfer. Also Götter und Bilder beteten die Friesen an, ist es nicht Nacht? Menschenopfer forderte die Rache ihrer Götter, ist es nicht Nacht? Und ist das nicht Nacht, wenn nach friesischem Rechte die Eltern ihr neugeborenes Kind straflos töten durften, solange es noch keine Nahrung zu sich genommen? Ist das nicht

Nacht, wenn das Menschenleben so wenig heilig galt, daß ein Mörder, je nachdem er einen Priester, einen Edeling oder Freien, einen Zinspflichtigen oder Sklaven getötet, sich durch ein mehr oder minder hohes Wehgeld lösen konnte? Ist das nicht Nacht, wenn die Blutrache die Verwandten verpflichtete, dem Nichtgelösten und seiner Sippe nach dem Leben zu stehen? Ist das nicht Nacht, wenn die Priester auf Forsetland von jedem Schiffbruch, der dort vorkam, von jedem Seeräuber, der dort landete, den Zehnten für den Gott zum Opfer forderten, und auch der Gewalttätigste sich davor beugte, weil er sonst fürchtete, Schaden zu leiden, oder doch nicht heil und gesund in die Heimat zurückzukehren?

Aber wenn es auch Nacht war bei unseren friesischen Vorvätern, so fehlt es doch nicht an Lichtern und Sternen, die da verheißungsvoll erscheinen für den kommenden Tag. Man hat den Friesen vorwerfen wollen, sie hätten weniger Empfänglichkeit für die Religion als andere deutsche Stämme, aber mit Unrecht. Das ganze Leben in Haus und Beruf, in privater und öffentlicher Beziehung, stand bei ihnen in innigster Verbindung mit der Religion, vor allem aber das Rechtsleben. Die *Usegas*, d. h. die Priester, waren die Rechtsager. Schon ihr Name deutet darauf hin, *A* heißt das Recht, *sega* heißt Sager. Den Vorsitz hatten sie nicht beim Gericht, der gehörte den Königen oder deren Grafen, und das Urteil sprach das Volk, aber sie sagten als Diener der Götter, was Rechtens sei. Als einst 12 *Usegas* dem Kaiser Karl, so erzählt die Sage, verkünden sollten, was in Friesland Rechtens sei, da wissen sie es nicht. Zur Strafe werden sie ausgelegt aufs Meer in ein Boot ohne Ruder, Segel und Taue. Da flehen sie zu den Göttern um Hilfe und siehe, der *Ese*, d. h. der Gott, erscheint in Menschengestalt und nimmt, die *Axe*, das Krummholz, ein Zeichen *Wodins* auf der Schulter, als Dreizehnter unter ihnen Platz. Er steuert mit der *Axe* das ruderlose Schiff. Sie landen. Der *Ese* wirft sein Krummholz hin, und da, wo es einschlägt, entsteht eine Quelle. Dann tut er den *Usegas* alles kund, was in Friesland Rechtens sei und verschwindet. Die Sage bestätigt es uns, das Recht war dem Friesen ein Stück seiner Religion. Ein Eingriff ins Recht galt ihm als ein Angriff gegen seine Götter. Aber war denn solch' frommer Rechtsinn nicht eine offene Tür für das Evangelium? Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme, so spricht der König der Wahrheit warnend zum Pilatus, als er das Recht beugen will.



Woher kam's denn, daß unsere Väter so trotzig an ihrer Heidenmacht festhielten? Die Geschichte der Heidenmission unter den Friesen gibt die Antwort darauf. Es muß uns ja auffallen, wie die ersten Boten des Christentums, ein Amandus, ein Eligius, ein Wilfried, die im 7. Jahrhundert zu ihnen kamen, so schnell Erfolge erzielen, viel schneller, als die späteren Missionare, und zugleich, wie bald die Saat des Evangeliums wieder verging. Die ersten Boten standen noch nicht unter dem Verdachte, daß sie es im Dienste der Frankenkönige zugleich auf das Recht und Freiheit der Friesen abgesehen. Bald nach ihnen folgten die Frankenhære und suchten den schwächeren Friesenstamm an der Grenze zu unterdrücken. Das Evangelium, im Bunde mit der Gewalt, in seinem Dienste?! Es empörte sich dawider der Rechts-, der Freiheits-, der Wahrheitsinn der Friesen. Also auch damals, wie heute, der Christen Sünde, ihre Selbstsucht und Herrschsucht, ein Hindernis für die Mission. Wie aber, fragen wir, war es möglich, daß jene späteren Missionare, ein Willibrod, Winfried, ein Willehad, die so kühnen Mutes und in so heißem Glaubensdrange das Evangelium unter die wilden Heidenvölker trugen, die sonst so viele Züge edlen Christenfinnes und evangelischer Erkenntnis zeigten, sich so weit von dem Geiste und dem Worte Christi verirren, daß sie auf die Gewalt sich stützten und mit ihr gingen bei der Mission? Vergessen wir nicht, daß die späteren Missionen alle aus England herüber kamen, Englands Kirche aber im engsten Anschluß an Rom stand. Dahin wanderten ein Willibrod, ein Winfried, ein Willehad, um sich vom Papste Segen und Vollmacht für die Mission zu holen. Roms Päpste und die römische Kirche hielten schon damals dafür, daß in Sachen der Religion Gewalt gebraucht werden dürfe, ja, wider das abgöttische Heidenvolk gebraucht werden solle. So wundern wir uns denn auch nicht, daß die Heiden Gewalt mit Gewalt beantworteten und, sobald Erfolge gegen die fränkischen Heere errungen waren, die christlichen Altäre wieder umstürzten und ihre Priester wieder verjagten. Gewiß hat sich der alte Heidentrog aufgelehnt gegen das sanfte Joch Christi, aber wunder nähme es uns nicht, wenn das ausgeprägte Gerechtigkeitsgefühl der Friesen sich empört haben sollte gegen solche Verzerrungen der Wahrheit, wie sie ein Wulfram vorbrachte. Einst stellte sich gegen diesen der König Radbod bereitwillig, die Taufe anzunehmen, wollte aber zuvor Aufklärung haben, ob er, wenn er in den Himmel komme,

auch seine Vorfahren dort finden werde. Als ihm aber der Bischof Wulfram antwortete, daß diese, da sie ohne Taufe verstorben, sicher zur Hölle verdammt worden wären, entgegnete Radbod: was soll ich mit einigen armen Leuten im Himmel machen, ich will bei der Religion meiner Väter bleiben. Mag der wilde Radbod nach einem Vorwand gesucht haben, um das Christentum abzuweisen, aber dieser Zug kann uns doch zeigen, wie eine solche Predigt, welche die Gerechtigkeit Gottes verleugnete, gerade den Rechtsinn der Friesen zum Widerspruch herausfordern konnte.

Radbod, der Friesenkönig, blieb bis an sein Ende ein Feind des Christentums, von dem er jede Spur unter seinem Volke zu verwischen suchte, besonders, als es ihm gelang, sein an die Franken verlorenes Gebiet zurückzuerobern. Doch auch die Missionare hielten mit gleicher Zähigkeit an ihrem Missionsfelde fest. In den Klöstern des südlichen Englands (Abbscancester und Nhutscele) waren die Herdstätten, wo das Missionsfeuer brannte. Von dort trieb es Winfried, den wir nachher unter dem Namen Bonifacius kennen, mit mehreren Genossen zu den Friesen. Willibrod, der als Bischof von Utrecht die Wacht an der Friesengrenze hielt, nahm ihn mit Freuden auf. Aber nur drei Jahre blieb Bonifacius bei ihm, ohne daß es ihm gelungen wäre, Radbods Widersinn gegen das Evangelium umzustimmen. Wir haben hier nicht zu erzählen, welche Erfolge Bonifacius als Missionar in Thüringen und Hessen errang, auch nicht, wie gerade er es gewesen, welcher die Kirche des Frankenreiches zu heben und in ein engeres Verhältnis zu Rom zu bringen wußte. Uns berührt es nur, wie in dem greisen Hirten die Sehnsucht seiner Jugend wieder erwachte, wie er sein erzbischöflich Amt in die Hände seines Schülers Lullus niederlegte und von Mainz im Jahre 754 den Rhein hinab zu den Friesen fuhr, um diesen noch einmal das Evangelium zu verkündigen. Der Greis hatte reichere Erfolge als der Jüngling. Tausende konnte er taufen und verschiedene neue Kirchen gründen. Aber wie er bei seinem Aufbruch von Mainz schon sein nahes Ende geahnt, traf ihn dort, bei Doctum, am 5. Juni 755 der ersehnte Märtyrertod. Das Evangelienbuch, wie zum Schutze über sein Haupt haltend, empfing er aus einer wider ihn einbrechenden Heidenrotte den Todesstreich. Er wollte, sagt ein Schüler, von dem geschützt werden, was zu lesen ihn im Leben erfreute.

Aber das Blut der Märtyrer die Aussaat der Kirche, das

bestätigte sich auch hier wieder. In Doctum baute man zu Ehren des Märtyrers Bonifacius eine Kirche, und diese Kirche ist es, wo wir dem Manne begegnen, welcher das Christentum bis zu den Friesen im Oldenburgerlande trug — Willehadus. Er war ein Angelsachse, aus Northumberland gebürtig. Bald nachdem er die Priesterweihe empfangen, faßte er den Entschluß, als Missionar nach Friesland hinüberzugehen, und sein König MACHRAT bestärkte ihn darin. Es zeigt einen Umschwung in der Stimmung des Friesen-volkes jener Gegend, wenn Willehadus von den durch Bonifacius getauften Christen nicht nur ehrenvoll aufgenommen wurde, sondern auch jahrelang ruhig bei der Doctumer Kirche seinen Wohnsitz nehmen durfte. Nicht wenige der Edelinges übergaben ihm ihre Kinder zur Erziehung, und außerdem konnte er Scharen von Heiden taufen. Aber freilich, jene Gegend von Doctum stand unter dem Schwert des Frankenreiches. Doch war es wenig nach der Geistesart des kühnen Willehadus, hier in Ruhe das bestellte, kleine Feld zu pflegen. Es drängte ihn vorwärts zu dem friesischen Gau Humerte, um auch dessen Bewohnern, die der fränkischen Herrschaft noch nicht unterworfen waren, das Evangelium zu bringen. Kühn rief er von dem Aberglauben der Götter zu der Taufe des einen, wahren Gottes: wahnsinnig sei es, Hilfe von den steinernen Bildern zu erflehen, die nicht hören noch reden könnten. Empört über solche Lästerungen ihrer Götter, riefen die einen schon nach Blut, und er wäre erschlagen worden, wenn die andern nicht mit ihrem Räte durchgedrungen wären, zuvor durch das Los den Willen der Götter zu erfragen. Das Los entschied für sein Leben. So ließ man ihn ziehen zu dem vom Sachsenstamme bewohnten Drenthegau, wo Willehadus nicht wenige durch seine Predigt bekehrte. Der unvorsichtige Eifer seiner Schüler aber, welche die heidnischen Tempel zu zerstören begannen, hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Vor der Wut des empörten Volkes schützte ihn nur der Umstand, daß ein gegen ihn geführter Schwertstreich an der Reliquienkapsel, welche er trug, abprallte. Man sah darin ein für Willehadus günstiges Gottesurteil und ließ ihn ziehen.

Im Jahre 780 berief Kaiser KARL der Große, welcher den Eifer wie die Tüchtigkeit des Willehadus gleich sehr zu schätzen wußte, denselben in den sächsischen Wigmodesgau, am rechten Weserufer bei Bremen, um dort und bei unsern Vorvätern, den benachbarten Friesen auf dem linken Weserufer, die Saat des Christentums

auszustreuen. Mit wechselndem Erfolge hatte Karl die Sachsen unter ihrem tapferen Herzog Widukind bekämpft, aber gerade 780 sie bis zur Elbe unterjocht. Da die Waffen bis 782 ruhten, so konnte Willehadus missionierend das Land durchziehen. Er soll damals nicht nur nach Butjadingen, sondern auch ins Feverland gekommen sein und hier 781 die ersten Christen getauft haben. Ansgar weiß sogar in seiner Lebensbeschreibung Willehadi zu erzählen, daß die Sachsen und Friesen der Nachbarschaft in ihrer Gesamtheit die Annahme des Christentums versprochen und Willehadus in Wigmodien Kirchen zu bauen und dafür Priester zu bestellen begann. Aber es war nur eine Ruhe vor dem Sturm. Als Widukind 782 das Banner der Empörung unter seinem Sachsenvolk wieder aufpflanzte, standen auch die Friesen gegen das verhaßte Fremdenjoch auf, und ihr Zorn traf zunächst die Missionare. Willehadus hielt es für seine Pflicht, der Verfolgung auszuweichen. Es gelang ihm, auf das linke Weserufer zu entkommen. Über Schmalensleth soll er seinen Weg in die nördliche Spitze Butjadingens gefunden haben, von wo er zu Schiff sich auf die Nordsee rettete und später nach Rom ging. Die Heiden nahmen dafür Rache an seinen Schülern, im Feverland enthaupteten die Friesen den Benjamin, die Sachsen bei Wildeshausen den Priester Folkard und seinen Geleitmann Emiggo, auf dem rechten Weserufer den Gerwal samt Genossen, die Friesen in den Dithmarschen den Priester Atreban. Alles kehrte wieder zu den nur zwangsweise verleugneten Göttern zurück und erhoffte von ihnen den Sieg. Doch vergebens. Das Schlachtenglück entschied wider den Widukind, welcher sich nun vor dem sieghaften Kreuze beugte und 785 den Göttern entsagte. Dort auf dem Reichstage zu Worms, am 13. Juli 787, ward auch Willehadus von Karl dem Großen zum Bischof verordnet und ihm aufs neue Wigmodien, also das Bremische Gebiet nebst Austringen, westlich und östlich von der Jade, Östringen, Wangerland und Harlingerland zum Missionsgebiete angewiesen. Seine unermüdlige Tätigkeit ward von Erfolg gekrönt. Schon 789, am 1. November, es war ein Sonntag, konnte er in Bremen die Peterskirche einweihen, welche er mit Pracht hatte erbauen lassen. Aber nur zwei Jahre durfte der „Doktor des göttlichen Wortes“, wie ihn eine alte Chronik des achten Jahrhunderts nennt (Chronicon Moissiacense), seines bischöflichen Amtes warten. Willehadus verberg es sich nicht, daß neben den aus wirklicher Überzeugung Bekehrten große Scharen von Scheinchristen standen, welche nur der

f. 101 Juni

Gewalt weichend die Tempel ihrer Götter verlassen hatten. Darum durchzog er immer wieder wandernd sein Gebiet, darauf bedacht, durch seine Predigt die Wurzeln des heidnischen Aberglaubens auszurotten. Den Anstrengungen, welche jene Reisen auf gefährlichen, schlechten Wegen von dem Greise forderten, erlag seine Kraft. Zu Blexen, damals Pleccateshem genannt, warf ihn ein heftiges Fieber aufs Lager. Tag für Tag nahm seine Schwäche zu, und die um ihn versammelten Schüler fingen an, um das ihnen so teure Leben zu sorgen. Was wird aus der neuen Gemeinde und der jungen Geistlichkeit, deren Haupt du bist, gütiger Vater, so klagte einer seiner Vertrauten. Verlasse uns doch nicht so bald; denn wir werden mitten unter den Wölfen, wie eine Herde ohne Hirten sein. Willehadus antwortete darauf: „O, laßt mich der Anschauung meines Herrn nicht länger entbehren. Ich verlange nicht, länger zu leben und fürchte nicht, zu sterben. Ich will nur meinen Herrn, den ich immer von ganzem Herzen geliebt habe, bitten, daß er mir nach seiner Gnade einen solchen Lohn meiner Arbeit gebe, als es ihm gefällt. Die Schafe aber, welche er mir vertrauet hat, empfehle ich seinem Schutze, denn auch ich selbst habe, wenn ich etwas Gutes zu tun vermochte, es in seiner Kraft vollbracht. So wird auch euch die Gnade dessen nicht fehlen, von dessen Barmherzigkeit die ganze Erde voll ist.“ So entschlief am 8. November 789 der treue Bekenner des Herrn, an einem Sonntag Abend, nach Sonnenuntergang, im Namen Christi. Seinen entseelten Leichnam aber brachten die Schüler die Weser hinab und bestatteten ihn im Petersdom zu Bremen.

Des treuen Hirten Gebet sollte sich über Bitten und Verstehen erfüllen. Die Sonne ist über seinem Sterbelager untergegangen, aber das Licht des reinen Evangeliums ist über seinem Sprengel aufgegangen. Willehadus war ein Kind seiner Zeit. Wie die Zeit- und Geistesgenossen konnte er den Bestand der Kirche sich nicht denken ohne den engsten Anschluß an Rom, ohne die Unterwerfung unter den auch von ihm dafürgehaltenen Statthalter Christi. So hätten also wir Evangelische kein Recht, das Gedächtnis des frommen katholischen Bischofs zu feiern? So dürften die Römer uns zurufen: entweicht Willehadi Andenken nicht mit eurem kezerischen Lobe?

Geehrte Missionsfreunde, in Blexen, dort, wo er gestorben, hat evangelische Dankbarkeit über der Willehadusquelle ein Denkmal

erbaut, zum Gedächtnis, daß auch dieser Zeuge, den ein Zeitgenosse Doktor des göttlichen Wortes nennt, mit uns an einer Quelle geschöpft, an der Quelle des Evangeliums. Aus ihr hat er lebend, aus ihr hat er sterbend seine dürstende Seele gestillt, und nicht auf des Papstes und der Heiligen Gnade, sondern auf Gottes Gnade hat er seine selige Heimfahrt gegründet. Und wer durch die römische Priestergewandung auf den Herzschlag jener alten Missionare und Bischöfe horcht, der wird sagen, daß sie trotz mancher römischen Anschauungen uns Evangelischen näher stehen als denen, die sie heute ausschließlich für sich in Anspruch nehmen möchten. Sind es denn nicht klare, reine Herztöne des Evangeliums, das uns mit der Reformation den lichten Tag christlicher Wahrheit und Freiheit gebracht, wenn jener Freund und geistliche Ratgeber Karls des Großen, Alcuin, klar die Mängel jener gewaltsamen Missionsbestrebungen erkennend, warnt: „Der Glaube reift in der Freiheit, nicht im Zwang. Man mag jemanden zur Taufe zwingen, aber es nützt ihm für den Glauben nichts! Denn durch Heuchelei kann keiner das Heil wahrhaftig erlangen.“ Oder wenn ein Bonifazius die Leute vor dem unbußfertigen Genuße des heiligen Abendmahls warnt: „Glaubt nicht, daß ihr euch durch Geld von dem Gehorsam loskaufen könnt, zu dem ihr durch das für euch vergossene Blut Christi verpflichtet seid.“ Oder wenn ein Eligius von Moyons predigt: „Suchet nur der Gnade Christi teilhaftig zu werden und auf die Kraft seines Namens von ganzem Herzen zu vertrauen. Habt stets Christum im Herzen und sein Kreuzeszeichen, damit ihr euch zeichnet, nicht bloß vor der Stirn, sondern vielmehr in der Tat; denn es nützt nur denen, welche seine Gebote zu vollziehen trachten.“

Wohl, in späteren Jahrhunderten wurden solche Stimmen überhäuft durch Menschenlehre und Menschenwerk. Sie drangen nur noch in wenige, abge sonderte Kreise des Volks oder beschaulicher Klosterstille. Aber Gottlob, das Evangelium, nach dessen reinem Licht die Gemüter dürsteten, ist wieder aufgegangen und hat uns den Tag der Freiheit gebracht. Friesische Männer und Frauen, rollt in euren Adern friesisches Blut, lebt in euren Herzen echter Friesensinn, dann steht ihr nach der Freiheit und haltet fest das Recht, welches Jesus am Kreuze euch erworben hat: die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Aber sie ist nicht Freiheit von dem Evangelio, sondern durch das Evangelium, die köstliche Freiheit

und das göttlich verbriefte Recht, allein auf Jesu Gnade den Vater anzurufen, allein in seiner Kraft euer Leben nach des Vaters Willen einzurichten. Wer also hält, nur der hat ein dankbares Gedächtnis für die Mission, welche bei unsern Vorvätern für das Evangelium zuerst den Boden erobert und die Wege geöffnet hat. Und habt ihr Dank für die Mission von gestern, dann tragt ihn ab durch Eifer für die Mission von heute, die ja nur ein Ziel hat, daß durch das Evangelium Tag werde bei den Heiden, wo es noch Nacht ist. Das helf und segne uns Gott. Amen!

Fünftes Kapitel.

Das Benediktinerkloster Rastede.

Missionsvortrag am 22. Juni 1902 in Rastede im Anschluß an
Ebräer 4, 9 u. 11.

Darum ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. So laßet uns nun Fleiß tun, einzukommen zu dieser Ruhe.

Geehrte Festgemeinde! Wenn ich beim heutigen Missionsfeste die Aufmerksamkeit auf Rastede und seine Geschichte lenken möchte, so besteht dafür ein Recht. Dächte ich an die Mission im engsten Sinne, also nur an die Einführung des Christentums und die Aufrichtung der Kirche in Heidenlanden, dann freilich wäre ich mit meinem Vortrage bald zu Ende. Aber nicht nur die Einführung des Evangeliums, sondern auch seine Durchführung, die Überwindung des rückständigen heidnischen Wesens macht der Herr seinen Jüngern zur Missionspflicht. Machtet alle Völker zu Jüngern dadurch, daß ihr sie tauft in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und sie halten lehrt alles, was ich euch befohlen habe, also lautet der letzte Wille des Herrn. Darum wollen wir denn auch nicht in der Zeit stehen bleiben, wo dem Evangelio hier in Rastede ein Brunnen gegraben wurde, sondern dem daraus entsprungenen Bache bei seinem Laufe durch die Geschichte folgen.

Wir schreiben 1059. Es hatte schon länger christliches Leben sich geregelt in dem dichten, dunklen Wald und den sumpfigen Niederungen, die einst den Boden dieser Gemeinde bedeckten; aber heute tritt es sonderlich an den Tag. Schon war unter kräftigen Axtschlägen ein Baumriese nach dem andern gefällt, und von kundiger Hand für das sumpfige Wasser in der Wapel ein Abfluß geschaffen, um es dem alten Weserarm, der Tade zuzuführen und dann auf

dem ausgetrockneten Grunde das niedrige Birken- und Erlengestrüpp auszuroden. Also um die Gewinnung einer Rode- oder Radestatt hatte es sich gehandelt; denn die Radestatt sollte eine Raststätte werden, eine Sammelstätte für alle, die da Fleiß tun wollten, um einzukommen zur Ruhe, welche vorhanden dem Volke Gottes. Und den Männern, welche die Rodearbeit leiteten, ist es ernst damit. Suno und Friedrich, sein Sohn, ein Vogt, dessen Vogtei nach seinem Tode an Egilmar II., den Stammvater der Oldenburger Grafen, überging, dessen Geschlecht reiche Güter im Ammerlande erworben hatte, suchte mit christlichen Priestern nach einem Haltepunkte für die in den umliegenden Dörfern Netemine, Hane, Bekehusen, Lemecke, Redehorn, Berchhorne, Loyge, Ostenhorst, Hanninchhusen, Merehusen zerstreuten Christenmenschen.

Wie gesagt, es ist im Jahre 1059. Wie nach den Chroniken zwei Jahre vorher in Wieselstede (1057), so will auch hier an dieser Stelle, wo wir heute unser Missionsfest feiern, der Bremer Erzbischof Adalbert eine Kirche bauen lassen. Sie soll geweiht werden, geweiht zu Ehren St. Ulrichs, des frommen und tapferen Bischofs von Augsburg, und unter dem Chor auch die Betkluft, zu Ehren der heiligen Anna, eine sogenannte Krypta, wie wir sie aus Italien her vom 10. bis zum 13. Jahrhundert in deutschen Christenlanden häufig finden.

Die Kirche aber sollte eine Missionskirche sein; denn noch mußte mit der Art des Geistes gerodet und dem Evangelio freiere und gesichrtere Bahn geschafft werden. Obchon vor 200 Jahren Willehadus seine Missionsstreifzüge in die Sachsen- und Friesenlande gehalten, obgleich Bremen bereits als Bistum bestand und sein Sprengel von der Hunte bis nach Norden zur See, also auch hierher reichte, so hatte man doch das Heidentum keineswegs völlig überwunden. Zu fest war es mit der alten Volksitte verwachsen und oft nur oberflächlich das Werk der Bekehrung betrieben. Hinter der Predigt vom Kreuz stand die Gewalt des Schwertes. Noch mußten die alten Kaiserrechte, die sogen. Kapitularien, die Vernachlässigung der kirchlichen Gebräuche, das Begehen alter Heidenopfer, den Genuß von Pferdefleisch und das Verbrennen von Leichen mit der Todesstrafe bedrohen. Noch im 11. Jahrhundert sah sich der Bremer Erzbischof genötigt, in der Nähe von Bremen heilige Haine fällen zu lassen, wo der heidnische Götterglaube Leute sammelte aus Geest und Marsch. Ja später noch spürten die Sendgerichte, welche

der Dompropst von St. Willehadus zweimal im Jahre in den alten Sendkirchen hielt, nach Resten des Heidentums mit ihren Visitationsfragen: ob auch Zauberer und Segensprecher vorhanden, ob jemand Blut oder Fleisch von toten Tieren äße, ob jemand zur Nachtzeit über einen Toten Teufelslieder singe, ob jemand Opfer verrichte bei den Bäumen, Quellen oder Steinen gleich als bei Altären und ein Licht oder sonst ein Geschenk dort verehere. Wenn zudem das römische Missionsverfahren die alten heidnischen Gebräuche, nachdem sie einen christlichen Anstrich erhalten, weiter bestehen ließ, wer will sich wundern, daß es auch im Rasteder Gebiete noch Stätten gab, wo Verehrer des alten Heidentums im Dunkel des Waldes unter dem Schutze der Nacht sich versammelten. Spuren davon reichen ja noch bis in unsere Tage hinein. Ihr kennt im Hahnerbusch den sog. „Sternbusch“, wo mehrere Wege sich kreuzen und nach altem Aberglauben weißgekleidete Jungfrauen erscheinen sollen, oder ihr wisset vom Smäbarg beim Hahner Gutshause, in dessen Tiefen man bei Mitternacht einen Schmied hämmern hört, oder alte Leute wissen von dem Berg bei der Brücke an der Chauffee zwischen Hahnerkrug und Beckhausen, wo ein Hase spuken und den Weg zur Nachtzeit unsicher machen soll. Im Aberglauben erhalten sich Reste des alten Heidentums; daher hieß er *biglove*, der alte Glaube, der neben dem neuen herlief. So mögen auch die genannten Stätten einst alte Kultusplätze gewesen sein, wo die Heiden ihre Pferdeopfer brachten oder ihre Toten verbrannten.

Kurz, es gab auch hier noch zu roden. Die alten Heidenwurzeln trieben noch Schüsse. Und die Kirche in Radestadt und ihre Geistlichen müssen saure Arbeit gehabt haben; denn sie sahen sich nach Hilfe um, und die Not muß dringend gewesen sein. Denn schon 1091 stellte die Hilfe sich ein. Es ist der 16. August. Bischof Hartwig war von Verden gekommen, um in Rastede eine neue Klosterkirche der Gottesmutter Maria zu weihen. Und wieder hat sie Graf Huno gegründet, der mit seinem Sohne Friedrich, den die Sage von dem Löwenkampf zu Goslar zu einem oldenburgischen Nationalhelden gestempelt, das neue Kloster mit reichen Gütern ausstattete. Lange sollte das Kloster mit seiner prachtvollen Klosterkirche das Schößkind des Oldenburger Grafenhauses und die Ruhstatt seiner Toten bleiben. Wie gerne zeichnete ich euch den romanischen Prachtbau mit seinen drei Schiffen und dem im 13. Jahrhundert vom Abte Heinrich erweiterten Chor oder den durch Abt

Johann von Gröpelingen betriebenen Umbau im gotischen Stil. Auch möchte ich verweilen bei der alten Orgel aus der Wende des 15. Jahrhunderts oder bei den alten 102 Zentner schweren drei Glocken, die der Abt Otto, ein oldenburger Graf, schenkte, bei den bunten Glasfenstern oder bei den Chorgemälden, worin Abt Heinrich den Löwenkampf Friedrichs darstellen ließ. Ich möchte mit euch treten an die Gräber, an das vor dem Martinsaltar, wo Beatrix, Graf Egilmar II. Tochter und eine Anzahl von Abten ihre Ruhestätte fanden, vor den St. Marienaltar, hoch überragt vom Kreuz mitten im Langhaus, wo Abt Siward, der aus Upsala vertriebene Bischof (Mitte des 12. Jahrh.) bestattet war. Oder sinnend möchte ich stehen an den vielen anderen Gräbern der Grafen aus dem Hause Oldenburg, die hier bis 1440 ihre letzte Ruhestätte zu suchen pflegten. Welche Pracht das gewesen sein muß, davon kann man sich kaum eine Vorstellung machen nach dem in die St. Annenkrypta versetzten und jetzt im Gewerbemuseum aufbewahrten Epitaphium des 1420 verstorbenen Grafen Moriz, dem einzigen bis heute erhaltenen Reste aus und von der alten Klosterkirche.

Sedoch, es würde uns zu weit führen; denn wir müssen noch Umschau in der Geschichte des Klosters halten, das 1091 mit zwölf Mönchen unter dem Abte Thetmar vom Orden der Benediktiner besetzt wurde und unter den 26 folgenden Abten bis 1529 bestand. Der Benediktinerorden hatte neben der Erfüllung der Mönchsgelübde und der Pflege von Wissenschaft und Kunst sich vor allem dem Missionsberufe gewidmet, die Heidenländer samt ihren Bewohnern zu kultivieren, Wälder zu lichten und für Körner- und Gartenbau urbar zu machen, Predigten zu halten und den Aberglauben und die Reste des Heidentums auszuroden.

Und doch duldeten sie nicht nur mit ihrer Zeit und nach dem Geist ihrer Kirche in ihrem eigenen Schoße Reste heidnischen Wesens, sondern pflegten sie gerade durch den Heiligen- und Reliquiendienst. Denkt nur an die Altäre, die ich genannt, an die Heiligen St. Ulrichus und St. Anna, an Maria, die Mutter Gottes, an St. Martinus und St. Johannes den Täufer. Es sind nur einige von der Legion der Heiligen, deren Mittlertum man in der katholischen Kirche anrief und darüber dem einigen Mittler zwischen uns und Gott die Ehre entzog. Es mag übertrieben sein, wenn ein protestantischer Gelehrter (Trede) hinter jedem Heiligendienst Italiens einen alten Götzendienst aus der Römer- und Griechenzeit sucht,

aber gerade der Wunderglaube, welcher die Altäre der Heiligen mit ihrer Reliquienverehrung umrankt, beweist es, wie recht die Reformatoren taten, wenn sie sich nicht durch Rücksicht auf noch so schöne, fromme Legenden und Bräuche davon abhalten ließen, hier die Radeart und Radehacke anzusetzen; denn das gewöhnliche Volk verstand es damals ebensowenig als heute, die Verehrung der Heiligen von ihrer Anbetung zu unterscheiden; denn was die Priester und Mönche nach ihrer Lehre künstlich auseinander zu halten suchten, fiel für die Praxis zusammen.

Es ist 1121 um die Sommerzeit. In feierlichem Zuge wird Bruder Swederus eingeholt, der von einer Wallfahrt zurückkehrt, welche dem Erwerb von Reliquien für das Kloster gegolten. Er konnte eine ganze Sammlung von Köpfen, Armen, Beinen, Gürteln und Schleiern heimbringen, darunter einen Zahn der Märtyrerin Eutrepia, des Nikasius Schwester und etwas von dem Kreuze der heiligen Rosa, die eine von den 11000 Jungfrauen war. Freilich wissen die Kasteder Chronisten von den Wundern, welche durch die Reliquien geschehen, wenig zu berichten, nur daß die Gebeine durch ein Gerümpel den Tod eines Oldenburger Grafen oder eines Klosterinsassen anzuzeigen pflegten. Auch der Abt Siwart, der einstige schwedische Bischof, hielt noch im Tode auf seine Ehre. Wer ungebührlich auf sein Grab trat, der mußte es mit Argerniß und Spott büßen, die ihn noch am selben Tage überkamen. Als Graf Konrad im Jahre 1375 das an sich selber erfahren hatte, ließ er vorsorglich über dem Grabe einen Altar errichten und über der Stelle, wo der Kopf lag, ein Gitter und darüber eine ewige Lampe anbringen. Aber noch mehr Ehre ward dem Kloster durch das Muttergottesbild auf dem Marienaltar mitten im Langhause. Es war nach der Legende unter dem Lobgesange: „Ehre sei Gott in der Höhe“ durch einen Engel dem Grafen Friedrich überbracht und silbern vergoldet. Vor demselben pflegten die Äbte ihre Lehns-tage abzuhalten. Es war 1461 am Sonntage Jubilate, da wurde bemerkt, daß das Marienbild im Gesicht errötete und zehn Tage lang vor Unmut dergestalt schwitzte, daß die blanken Tropfen auf ihr Gewand sickerten. Und dies, obgleich es trocken und im ganzen Kloster keine feuchte Stelle anzutreffen war. Aber Maria hatte Grund zu Zorn und Tränen. Ein unseliger Bruderzwist erfüllte das gräßliche Haus. Söhne einer Mutter, die Grafen Gerd und Moritz, hatten um das väterliche Erbe wider einander zu den Waffen gegriffen.

Aber es wäre Unrecht und Undank, wollten wir wegen solcher Schatten den Vorwurf erheben, daß kein Lichtstrahl ins Kloster gedrungen und kein Licht von ihm ausgegangen sei. Möchte das Kloster auch im Norden weitab von der Heerstraße versteckt im Walde liegen, dennoch ward es von dem wissenschaftlichen Streben berührt, wodurch sich grade der Benediktinerorden auszeichnete. Wir erwähnten schon, daß Baukunst und Malerei, daß Orgelbau und Glockenguß im Kloster und besonders an seiner Kirche ihre Pflege fanden. Aber zwei denkwürdige Urkunden des Benediktinerfleißes ragen bis heute zu uns herüber, die Rasteder Chronik und der Sachsenspiegel. Jene schließt mit dem Jahre 1462 und ist eins der ältesten Geschichtswerke, welches, wenn auch in Mönchslatein geschrieben und mit legendarischer Zutat durchzogen, doch den Grundstock bildet für die oldenburger Landes- und Kirchengeschichte vor der Reformation. Von gleicher Bedeutung ist der Sachsenspiegel, den ein Rasteder Mönch, Heinrich Gloystein, auf Plattdeutsch im Auftrage des Grafen Johann 1336 abschrieb und zur Erklärung der alten Rechtsgebräuche mit sprechenden Bildern verzierte. Der Graf wollte das bestehende Recht aufgezeichnet haben, weil nach dem Tode vieler älterer Ritter die Rechtskunde der Jüngeren zu sinken begann. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hatte Ehte von Repkow die Sachsenrechte festgestellt in einem Buche, daß er Sachsenspiegel nannte, weil darin wie in einem Spiegel die Frauen, das Volk und auch seine Richter sich beschauen und also Recht sprechen sollten, daß sie es vor Gott und seinem Gerichte verantworten könnten; denn „God is selve recht“. So treue Söhne ihrer Kirche die oldenburger Grafen Johann und Konrad auch waren, an den freien Anschauungen des Sachsenspiegels über das Verhältnis von Papst und Kaiser, von denen nicht jener zwei Schwerter und dieser von jenem das weltliche, sondern jeder sein eigen Schwert durch Gott, der Papst das geistliche, der Kaiser das weltliche erhalten habe, scheinen sie keinen Anstoß genommen zu haben; ließen sich auch nicht beirren, als der Papst diese freien Sätze als kezerisch verdamnte und ihre Ausmerzung aus dem Rechtsbuche forderte. Auch solche Sätze, wie die, daß vor Gott, der die Menschen nach seinem Bilde geschaffen, alle Menschen gleich seien, daher man die Leibeigenschaft als im Widerspruch mit Gott und seinem Worte verdammen müsse, gingen in die Abschrift über. Es wehte der alte freie Sachsengeist durch dieses altherrwürdige Buch, vor dem ein

Mönch wie Glosstein manchmal den Kopf schütteln mochte. Oder blieb die Taube, die nach der Legende einst hier sich niederließ, und den Suchenden die Kloststätte anwies, über dem Kloster? Wirkte bis ins Recht hinein der Geist Gottes fort? Bog er den Mönchgeist ab von dem Wahn, durch Verzicht auf die persönliche Freiheit sich selber den Weg zur Ruhe in Gott zu bahnen, fort und zu dem hin, des Wahrheit allein Freiheit, des Gnad' allein Frieden gibt? Oder war der Wegweiser nicht eine Taube gewesen, sondern nach einer andern Legende ein Schwan, der uns an die Weissagung des Märtyrers Fuß erinnern könnte? Arbeiteten die Klosteder Benediktinermönche dem großen Augustinermönche vor, Luthern, der das Klosterleben aufgab, weil es ihm als ein Irrweg erschien, durch die Flucht aus der Unruhe der Welt die Welt der Unruhe in sich selber zu überwinden? Wir wissen es nicht. Aber es mag auch in den Klosteder Klauen so mancher Mönch nach Art des alten Erfurter gewesen sein, der sich und angefochtene Brüder aus dem dritten Artikel tröstete: Gott hat uns geboten zuglauben an die Vergebung der Sünden. Von solchen in Gott stillen Klosterbrüdern, welche ihren Segen über die Klostermauern hinaustrugen ins Land und vielleicht nur Gott bekannte Boten des wahren Evangeliums gewesen, schreibt man nicht in den Klosterchroniken, auch nicht, wenn ihnen ein straff katholischer Abt den freien Geist und gelben Schnabel mit Dunkelarrest und schauriger Gefängniszelle bis zum Widerruf lohnte.

Aber von einem anderen Geist hören wir, der freilich nicht von oben stammt, aber doch auch eine Mission für die Wiedergeburt der Kirche aus dem lauterem Evangelio erfüllte, weil er den Verfall der klösterlichen Zucht reifte. War es eine Frucht des Mammonsgeistes, der mit dem Reichtum und seinem Wohlleben ins Kloster einzog und noch mehr als das Gelübde der Armut über den Haufen warf? Ward auch im Kloster wahr, was am Sander Pfarrstuhle auf lateinisch geschrieben steht: „Die Religion erzeugte die Reichtümer, aber die Tochter hat die Mutter verschlungen?“ Das mag von früheren Jahrhunderten gegolten haben; denn das Kloster Kastede war sehr reichlich dotiert, aber für das 15. Jahrhundert schwerlich; denn wie so manches andere Benediktinerkloster wird auch das Kasteder trotz seines reichen Grundbesizes verarmt sein, weil der niedrige Meierzins mit der Entwertung des Geldes auch für bescheidene Ansprüche nicht mehr genügen wollte. Ging

auch hier mit dem wirtschaftlichen Verfall der sittliche Hand in Hand? An Beispielen sittlicher Zuchtlosigkeit fehlt es nicht. Von dem 1401 zum Abte gewählten Bruder Reinerus heißt es, daß er das Gelübde der Keuschheit grob übertrat und die Mönche von seinem bösen Beispiel angesteckt wurden. Sein Nachfolger Johannes Fabri hatte sich die Abtswürde erkaufte; er war ein Zinkenbläser und Greuelmensch, der unter der Fuchtel seines rohen Knechts Gerken stand. Als der Gesandte des Baseler Konzils, der gelehrte Doktor Balduinus zur Visitation in Kastede erschien, machte Abt Johannes große Augen, wußte aber ebensowenig zu seiner Entschuldigung vorzubringen als sein Prior, namens Meinardus, der sich wenig um sein Amt kümmerte und lieber mit Pferden und Tierfellen handelte als seine Messe las. Auch der Anschluß an die sogenannte Bursfelder Kongregation half wenig, der Kasteder Abt erschien nicht und dieser Reformationsversuch blieb überhaupt in kleinlichen äußerlichkeiten stecken. Und was kann man viel erwarten, wenn ein Mann, wie Graf Gerd der Streitbare es war, der dieses Reformationswerk für Kastede betrieb, als er nach einem bewegten und blutbesleckten Leben im Kloster als Büsser zur Ruhe zu kommen suchte. Er liegt viel auf den Knien am St. Annenaltar drunten in der Bettkluft. Es ist ums Jahr 1499. Der Bremer Erzbischof Heinrich sitzt dem aus der Verbannung heimlich wiedergekehrten gefürchteten Gegner auf den Fersen. Auf jenes Ansuchen müssen die eigenen Söhne den Vater aus der Kaststede weisen. Nach St. Jakobsklause zu Compostella in Spanien richtet der gebrochene, verbannte Greis seinen Pilgerstab. Er sollte es nicht erreichen. An der Grenze Spaniens ereilt ihn der Tod. Er hatte nach der Art seiner Zeit und dem Rat seiner Kirche ein blutbeslecktes Ritter- und Fürstenleben abzubüßen gesucht, aber an der wahren Kaststätte, an Golgatha und dem Gekreuzigten, dessen Kreuz verheißungsvoll den Marienaltar im Kloster überragte, war er mit verbundenen Augen vorübergegangen.

Schon seit 16 Jahren lebte der Mann, welcher 18 Jahre nach Graf Gerds Tode mit seinen 95 Leitsätzen wider den Ablaß die Reformation begann, der das ganze Leben für die Buße einforderte und kein ander Werk und Verdienst wollte gelten lassen als das Jesu Christi, keine andere Ruhe als die in dem Glauben an das hochheilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. 1501 hat er die Universität Erfurt bezogen, 1505 unter den Schrecken des

Gewissens St. Anna gelobt, ein Mönch zu werden, aber im Erfurter Kloster von St. Anna den Weg zu Christo gefunden, dem nicht für gemalte, sondern für wirkliche Sünden gestorbenen Heiland und damit die rechte Pforte aus der Klosterenge zur Freiheit eines Christenmenschen. — Gott hatte ihn zum Waldroder bestimmt. Aber das Evangelium wurde in seiner Hand nicht zu einer Art des Gesetzes, sondern zu einem goldenen Schlüssel, zu öffnen die Türen zur Ruhe im Lichte des Kreuzes, daß es anfängt und ausklingt in dem Ruhm: „in meines Herzens Grunde, dein Nam und Kreuz allein funkelt allzeit und Stunde, des laß mich fröhlich sein.“

Die Engel Gottes taten ihre Botendienste. Das lautere Evangelium wurde auch nach Oldenburg getragen. 1524 ist Graf Christopher, des regierenden Grafen Antonius Bruder beim Landgrafen Philipp von Hessen. Dort lernt er die Schriften Luthers und Melanchthons kennen. Aus dem Kölner Domherrn wird ein Kämpfer, der all sein Lebtag das Schwert für die Reformation in die Wagschale warf. Es ist 1527. Umme Ulrich Ilksen, ein Stadländer Frieße, sitzt zu den Füßen Luthers. 1528 kehrt er mit dem Evangelio nach Oldenburg zurück und wird zu seinem gesegnetesten Boten. Graf Anton entscheidet sich für die lutherische Konfession. Mochte er sonst auf alles, was er bekommen konnte, die Hand legen, mochte man sich auf sein Wort nicht verlassen können, dem lutherischen Bekenntnis ist er treu geblieben. Es ist 1529 geworden. Man hat 1526 zu Speyer den Fürsten das Recht zur Reformation in die Hand gegeben. Graf Anton macht Gebrauch davon. Auch das Kloster Rastede sollte es merken. Der letzte Abt Johannes ist gestorben. Ein neuer Abt wird nicht wieder gewählt. Noch lebten einige Mönche, die ihren Unterhalt bis zum Tode empfangen. Graf Christopher ist zum Verwalter des Klosters ernannt. 1542 erhielt er den Nießbrauch seiner reichen Güter als Abfindung für den Verzicht auf das Mitregiment. Seine tatenreiche kriegerische Laufbahn hat er abgeschlossen. Er sitzt nun mit dem aus Bremen vertriebenen Hardenberg, seinem früheren Feldprediger aus der Schlacht am Drakenberge im alten Kemter und plant, ob er nicht dem reformierten Bekenntnis, dem er zuneigt, in den Grafschaften die Wege bahnen könne. Die Pläne scheitern an Antons Festigkeit. 1566 am 4. August schloß Graf Christopher, nächst Gerd einer der bedeutendsten Kriegsleute aus dem Oldenburger Mannesstamme im Rasteder Kloster, nachdem er noch seinem Neffen,

Graf Johann gute Nacht gesagt mit den Worten: „Graf Johann, Gottes Segen sei mit Euch!“ — sein tatenreiches Leben in Frieden mit seinem Gott.

Und was war dann inzwischen aus dem Rasteder Kloster geworden? Auf seine Güter hatte Graf Anton die Hand gelegt, in die sie nach Graf Christophers Tode zurückfielen. Graf Anton's großer Enkel, Graf Anton Günther, der es verstanden, das Oldenburger Staatschifflein unverfehrt durch die Stürme des 30jährigen Krieges zu steuern, ließ 1643 Kreuzgang und Abtei niederwerfen und aus dem abgebrochenen Kloster ein Lust- und Jagdhaus bauen. Aus dem Mönchskirchhof ward ein Ziergarten, aus dem Schlafhaus der Mönche ein Reithaus. Man kann sein Bedenken dabei haben. Aber die Klosterkirche blieb verschont und wurde in den Jahren 1646—49 gründlich renoviert und am 20. Mai 1649, einem Trinitatissonntage durch Superintendent Bismar und dem Pastor Fabricius neu geweiht, wie 1645 die Kirche St. Ulrichs innerlich und äußerlich fein gezieret. Es ehrt den großen Grafen, daß er es versuchte, die mit der Geschichte des Oldenburger Grafenhauses so eng verknüpfte Klosterkirche dem Verfall zu entziehen. Und Rastede blieb sein Augapfel. Dorthin ließ er sich 1667 bringen, um im Frühlingssonnenschein und Waldesgrün zu genesen. Es war seine Todesfahrt. Am 19. Juni verschied er in den Armen und unter den Gebeten seines ihm so werthen Superintendenten Cadovius, von dem er noch einmal das heilige Abendmahl nach der Absolution als letzte Zehrung für den Eingang in die ewige Ruhe empfangen.

Mit dem Tode Graf Anton Günthers fielen die Grafschaften auseinander an die Erben. Mit Oldenburg und Delmenhorst kam Rastede an das dänische Reich, das seit 1448 unter Königen aus dem Oldenburger Grafenhanse stand. Vom fernen Kopenhagen aus wurde nun das Land durch Statthalter regiert. Nur ein Beispiel aus nächster Nähe, daß doch das Land unter diesen Zuständen auch litt, ist der gründliche Verfall der Rasteder Klosterkirche. Man verkaufte sie samt Graf Anton Günthers Lusthaus an den Grafen Lynar, der diesen Besitz wieder an den als Superfargo der ostindischen Kompanie zu Reichtum gelangten v. Römer übertrug, und dieser durfte 1757 mit landesherrlicher Genehmigung die einst so stattliche Klosterkirche abbrechen. Nur das Grabmal des Grafen Moritz blieb von der Zerstörung verschont. Es wanderte

mit den in einen kleinen Sarg gepackten Beinresten der Grafen und Äbte in die St. Annen Kluft der hiesigen Pfarrkirche.

Wir könnten schließen, wenn wir nicht heute ein Missionsfest und zwar für die Leipziger evangelisch-lutherische Mission begingen. Das führt uns an den Anfang des 18. Jahrhunderts noch einmal zurück. In Kopenhagen suchte man nach Missionaren für die unter dänischer Herrschaft stehende ostindische Küste Coromandel. Im ganzen dänischen Reiche vergebens. Sie werden in Halles Waisenhaus bei dem gottseligen August Hermann Francke gefunden. 1705 den 20. November fahren Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau ab nach Trankebar. Es waren die ersten lutherischen Missionare, und Könige aus dem Oldenburger Hause die ersten Pioniere der Mission in Indien. In allen Kirchen unseres Landes, auch in dieser Kirche ist schon damals für jene Mission gebetet und gesammelt worden. Sie hatte in Segen gearbeitet und glänzende Erfolge gehabt, war aber, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Glaubensinnigkeit zu erlöschen begann, zum Untergange reif. Jenem sogenannten Denkglauben, der dem schalsten Nützlichkeitsprinzipie huldigte, erschien eine Heidenbekehrung unnütz. Man vergaß das Missions-testament des Herrn: predigt das Evangelium aller Kreatur. So fristete die lutherische Kirche und mit ihr die Missionsgemeinde Trankebar ein trauriges Dasein. Aber doch, als 1845 die ostindische Kolonie an England von Dänemark verkauft wurde, drang die Gemeinde in Trankebar darauf, daß Dänemark es sich vorbehielt, auch fernerhin Missionare dorthin zu senden. Zwei Jahre später, 1847, ward die dänische Mission der Dresdener, später Leipziger lutherischen Mission übertragen, die mit reichem Segen unter den Tamulen Indiens bis heute arbeitet. Für diese Mission wird heute wir vor fast 200 Jahren um Gaben gebeten. Wir gehören ihr also von Anfang an, und das mit Recht, da die Leipziger Mission wie die oldenburgische Landeskirche auf der Augsburger Konfession und dem lutherischen Katechismus fußt. Es ist einer der ersten Regierungsakte unseres verewigten Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter, daß er auf diesen Grund, welchen die Landeskirche 1849 verlassen hatte, die kirchliche Arbeit wieder zurückstellte. Wir danken es ihm; denn alle kirchliche Arbeit daheim wie draußen muß ja einen sichern Kurs steuern, und sie kann sich orientieren nach dem Kompaß des Bekenntnisses, das da weist auf den einigen ewigen Pol der Ruhe — auf Jesus allein.

Wir schreiben 1900, den 13. Juni, da geht die Trauerkunde durchs Land, daß der Landesvater in dem Rasteder Schlosse, dessen Gartenschöne und Waldesstille er so sehr liebte, im Frieden mit seinem Gotte heimgegangen. Sein Lebens- und Sterbetext: Gott sei mir Sünder gnädig! weist uns darauf hin, daß auch er keinen andern Weg zur Ruhe des Volk Gottes kannte als den Glauben allein an Gnade.

Ja dieser Felsgrund des göttlichen Wortes ist der Quellgrund des Friedens mit Gott und der Ankergrund der Hoffnung auf eine Ruhestätte droben im Licht. Wer aus jenem Quell getrunken, wer in diesen Grund seinen Anker wirft, den läßt es keine Ruhe, er muß Fleiß tun und helfen, daß auch die Heiden einkommen zu dieser Ruhe. Möge diese Unruhe der seligen Ruhe die Liebe und den Eifer für die Mission neu stärken. Wir blieben dann mit den alten Benediktinermissionaren, welche einst dieser Rasteder Kirche als Missionskirche und sein Kloster als Missionskloster gegründet, einig im Geist und bedächten, wenn auch gehorsamer dem Worte Gottes, doch mit ihnen auf gleichem Wege das eine ewige Ziel der Gotteskinder dort droben im Licht, denn es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. So lasset uns nun Fleiß tun, einzukommen zu solcher Ruhe. Amen!

Sechstes Kapitel.

Aus Stedingens kirchlicher Vergangenheit.

Ein Missionsvortrag, gekürzt gehalten zur Himmelfahrt am 15. Mai 1904.

Vorwärts! so lautet die Parole der Mission. Gehet hin in alle Welt! Predigt das Evangelium aller Kreatur! Ihr sollt meine Zeugen sein bis an das Ende der Erde! — so befiehlt der Herr seinen Jüngern. Sein Sendungswerk darf nicht stille stehen, die Arbeit seiner Boten nicht eher aufhören, als bis alle Welt erfüllt ist mit dem Evangelium. An diesen Befehl des Herrn zu erinnern, zur Mithilfe aufzurufen, die Teilnahme zu wecken mit der Not der Heiden, die Gewissen zu klären für die Rettungspflicht an den Heiden, das ist die Aufgabe unserer Missionsfeste. In diese Aufgabe teilen sich Missionsfestpredigt und Missionsfestvortrag. Weiset jene hin zu der Heilsquelle, aus der der Strom des Missionswerkes sich immer aufs neue speisen lassen muß, soll er nicht versiegen, so führt der Missionsvortrag uns auf das große Stromgebiet, zu welchem verzweigt durch die ganze Welt die Missionsarbeit sich gestaltet hat. In der Regel richtet man bei dem letzteren die Aufmerksamkeit auf die Arbeitsgebiete in der Heidenwelt. Man sagt wohl nicht mit Unrecht, daß das gerade für unsere Gemeinden notwendig sei, weil sie noch so wenig von dem Missionswerke wüßten; denn Beispiele verpflichteten, eine lebendige Anschauung wecke und werbe zur Mitarbeit. Aber wird der Weckruf nicht noch kräftiger an Herz und Gewissen dringen, wenn unsere Gemeinden davon überzeugt werden, wie viel sie der Mission verdanken? Sie geben sich wenig Rechenschaft davon, haben auch zu wenig Einsicht in den Verlauf ihrer eigenen Geschichte, als daß sie sich bewußt würden, wie das Beste, was sie haben, auf der Mission ruht, daß sie nicht nur Gnade und Heil, Licht und Wahrheit, daß sie die

Beredelung ihrer natürlichen Gaben, ihrer Volksart und Sitte dem Evangelium, und damit der Mission, die es ihnen gebracht, der Kirche, in der Gottes Reich zu ihnen kam und bei ihnen blieb, verdanken. Und wird ein geschichtlicher Nachweis auch darüber nicht lehren und klären, nicht ziehen und verpflichten? Der Vater der Hermannsburger Mission, der alte Ludwig Harms, wußte daher, was er tat, wenn er von dem Baume der Stammesgeschichte goldene Äpfel pflückte und sie in den silbernen Schalen seiner Missionsvorträge auf den Hermannsburger Missionsfesten darreichte. Man wird mir also das Recht einräumen, wenn ich diesem Beispiele folgend einst auf den Ruinen des Klosters Östringerfelde die Evangelisierung des Severlandes, oder jüngst in Rastede die des Ammerlandes, oder in Esenshamm die des Butjadingerlandes zum Gegenstande eines Missionsvortrages wählte.

Aber ein Gleiches für das Stedingerland zu versuchen, das mag manchem als ein Wagestück vorkommen. Scheint es doch keine heidnische Vergangenheit gehabt zu haben, da es aus dem Überschwemmungsgebiete der Weser und Hunte durch Ansiedler gewonnen wurde, welche bereits Christen waren und von Bremer Erzbischöfen dazu berufen wurden. Jedoch schon vor der Eindeichung gab es in diesem Striche Bewohner. Sehr alte Spuren von verlassenen Wohnungen finden sich nicht nur an der Neuenhüntorfer Moorseite, sondern auf dem ganzen dem Stedingerlande südlich vorgelagerten Gebiete, das ohne Frage vor der Eindeichung bereits wasserfrei war, gibt es Spuren verlassener Dörfer und die Reste der Knüppeldämme, welche sie untereinander und mit den höheren Strichen verbanden. Besonders gilt dies von der Strecke zwischen Neuenhüntorf bis Schönemoor. Eine Reihe von Ortschaften liegt noch heute an jenen früh bewohnten Stellen, so Oberhausen, Holle, Bäte, Buttel. Auf der Lechterinsel erscheint schon im 11. Jahrhundert Sibdigwarden, dessen frühester Anbau durch eine spätere Urbarmachung nicht verwischt wurde.

Warfleth erscheint als ein sehr alter Ort; Warschlüte, auf einem Hügel eng zusammengebaut, läßt die Form der ersten Dörfer erkennen. Auch sonst noch finden sich Überreste alter Bauten. An dem Mündungswinkel von Ollen und Hunte wurde ein Begräbnisplatz entdeckt, auf dem man Aschenkrüge aus hob von gleicher Form und gleichem Stoffe wie die Urnen aus den Heidengräbern der hohen Geest. Bei Schlüte fand man Münzen aus der Zeit der

letzten römischen Kaiser. Und mag es mit Recht anzusehen sein, daß Berne schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts vom Erzbischof Ansgar (stirbt 865) gestiftet sei, ein sehr früher Anbau in der Umgegend des späteren Berne ist anzunehmen.

Wie stark und verbreitet dieser in die Heidenzeit zurückreichende Anbau des Stedingerlandes gewesen, ist nicht mehr zu ermitteln; aber die Umwandlung, welche ihn fast überall traf, scheint für die Annahme seiner Dürftigkeit zu sprechen. Daß es daraus sich erkläre, wenn Ludwig Strackerjan in seinem bekannten Werke: „Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum“ für Stedingen nur wenig Reste des Aberglaubens darbieten konnte, wäre eine Annahme, die schon durch die Vorwürfe, welche man den Stedingern des 13. Jahrhunderts ihres krasen Aberglaubens halber machen konnte, widerlegt wird. Immerhin weist auch Strackerjans Befund auf heidnischen Ursprung zurück. So, wenn in einem Hügel zu Barschlüte Erdmännchen haufen sollten, denen man Schuld gab, daß sie Kinder vertauscht. Die Vermutung, daß sich dort eine alte heidnische Kultusstätte befunden, liegt um so näher, weil es als eine alte Kulturstätte erscheint. Eine Impfung schreckhafter Erinnerungen an Einbrüche und Verwüstungen der Flut mit heidnischem Aberglauben bedeutet die in ähnlicher Form auch aus Langwarden wiederkehrende Sage von der Nobiskuhle, einer Brake bei Alteneesch. Als einst die Sturmfluten die Weser bedenklich anschwellen ließen und die Ostseite, wo die Deiche schwächer waren, mit einem Deichbruche bedrohten, erkaufte die Osterstedinger einen Westerstedingischen Mann mit Namen „Nobis“ durch einen roten Rock und eine bunte Kuh, daß er den Deich an der Westseite durchsteche und also von ihrem Gestade die Gefahr abwende. Er schob eine Bohnenstange oben auf dem Deiche hin und her. Durch die kleine Rinne brach sich das Wasser Bahn und verursachte einen großen Durchbruch. Der Schurke sollte aber nicht lange seinen Verräterlohn genießen. Die empörten Stammesgenossen steckten ihn zur Strafe in eine mit Nägeln ausgeschlagene Tonne, rollten diese von der Deichkappe in den Schlund des Durchbruchs und bedeckten den grauenhaften Sarg mit Erde bis zur Höhe des früheren Deiches. Als die ersten Schollen auf die Tonne fielen, hörte man den lebendig Begrabenen wimmern:

„De rode Rock, de bunte Koh
De deekt mi armen Sünder to,“ —

so lange —, bis die Stimme unter der Erde erstickte. So durchwebte die Sage das Bild der furchtbaren Rache gegen ein teuflisches Werk mit Teufelsnamen und Teufelsfarben und jenem altheidnischen Aberglauben, welcher durch ein Opfer an die Gier der Meer- und Flußgottheit die Sicherheit des Deiches zu erkaufen suchte. Von Hexen und Geistern, welche auf Braken tanzen, erzählt man sonst, so aus Holle und aus Linen von einer Frau mit blanken Füßen, die bei der gelben Brake spuke. Mag darin die Erinnerung sich spiegeln an menschliches Unrecht oder nur das Grauen vor unheimlichen Gewalten böser Geister, welche über der Freude, Elend verbreitet zu haben, nicht zur Ruhe kommen, klarer prägte den sittlichen Ernst der Volksseele die Sage von verdorrten Händen eines Vatermörders oder eines Meineidigen, die allen Versuchen, sie wegzuschaffen, spotteten, wie man sich aus Neuenhuntorf und Buttell erzählt. — Nachklänge heidnischer Mantik hören wir aus Großenmeer von einem Pastor, der vom Altar aus den Teufel sah und ihn durch den wohlgezielten Wurf eines Altarleuchters aus der Kirche bannte.

Es sind das spärliche Reste eines Aberglaubens, der früher ohne Frage reichlicher vertreten war. Schon die Anklagen, welche auf der Bremer Diözesansynode (1230) erhoben wurden, um den Herrschsuchtsplänen des Bremer Erzbischofs ein frommes Mäntelchen umzuhängen — und ebenso in jenen Kezerbullen wiederkehrten, welche der Papst Gregor IX. erließ, um den Brand des Religionskrieges wider die angeblichen Kezer zu schüren, bewiesen es. Die Stedinger „beehrten von bösen Geistern Auskunft, bereiteten von ihnen wächserne Bildchen, erholten sich Rats von wahrzagerischen Frauen in schändlichen Zusammenkünften und trieben andere Werke der Berruchtheit, welche nur zu denken mit Entsetzen erfüllen und mehr zu Wehklagen als zu Anklagen treiben mußten.“ Schon der Umstand, daß diese Vorwürfe in immer gleichen Wendungen wiederkehrten, beweist, daß ihnen ein Kern zugrunde lag, um so mehr, als es Formen des Aberglaubens sind, die uns in ähnlicher Gestalt im 16. und 17. Jahrhundert begegnen. Woher erklärt es sich, daß sich der Stedinger Bauer noch Haus und Hof, Flur und Feld von guten wie von bösen Geistern bevölkert dachte, von Wesen, mit denen er direkten Verkehr suchte, die ihm führend und prophezeiend zur Seite standen? Woher, daß sie sich von weisen Frauen bei wichtigen Veranlassungen Rats erholten? Daß sie bei der Aussaat

und der Ernte, beim Aus- und Eintreiben des Viehes allerlei Zeichen erforschten und darnach ihre Vorsichtsmaßregeln trafen? Woher, daß sie schreckhafte Naturereignisse, namentlich Zerstörungen durch Feuers- oder Wassersnot mit feindlichen, persönlich gedachten bösen Gewalten in Verbindung brachten? Woher, daß sie, wie man ihnen Schuld gab, Wachs- oder Tonbildchen von diesen Gewalten unter die Schwelle oder auf Hahnebalcken setzten?

Es ist keine Frage, daß wir hier „biglove“, Reste des alten heidnischen Aberglaubens vor uns haben, — die sich erhalten hatten, als schon längst die Kirche jene Gegend mit ihrer Missionsarbeit umspannt hatte. Waren sie dort etwa deshalb von längerer Dauer, weil vor der Eindeichung auf den inselartig abgeschlossenen Wohnstätten das heidnische Volksleben davon nicht erreicht wurde? Die spärliche Bevölkerung der Anfangszeit war doch — Butjadingen und Stadland beweisen es, wo ähnliche Verhältnisse bestanden — für die Mission erreichbar. Dazu lag Bremen ihnen so nahe und näher als den nördlicher wohnenden Friesen. Oder wurde die Missionsarbeit lässig oder oberflächlich betrieben? Wir kennen Roms Missionspraxis, die, um für das Heidenvolk den Übergang zu der neuen Religion leichter zu machen, manche Sitten und Anschauungen heidnischen Ursprungs duldete, wenn man sich nur äußerlich der kirchlichen Organisation einfügen ließ. Ja wir müssen es betonen, Rom hatte und hat, namentlich in seinem Reliquien- und Bilderdienst — breite Züge heidnischen Wesens, welches geradezu den Aberglauben fördert, anstatt ihn zu überwinden. — Darum konnte auch der Zuzug jener Kolonisten, welche Bremer Kirchenfürsten heranzogen, um planmäßig den Kampf mit den Fluten der Weser und ihrer nebartig verbundenen Zuflüsse aufzunehmen und durch Eindeichung bewohnbare Stätten zu schaffen, keine Änderung bringen. Mögen sie nun von den sächsischen, den westfälischen und friesischen Nachbargebieten oder aus Holland gekommen sein, sie brachten ähnlichen Aberglauben mit, der als ein Grundbestand aus der heidnischen Vorzeit allen germanischen Stämmen eigen ist und gerade darin beweist, wie tief er mit dem Volksleben verflochten und unter dem anderen Sittenerbe sich um so zäher bewies, als er mit dem zähesten Kulturbestande, dem agrarischen Betriebe aufs engste verwachsen war.

Wer die Geschichte des Aberglaubens kennt, der wird daher jenen Vorwurf, als ob Rom besonders für das Fortwuchern des

Uberglaubens verantwortlich wäre, jedenfalls mäßigen, und wer die Schwierigkeiten erwägt, mit welchen in einem erst aus dem Sumpf und Bruchboden entdeichten Neulande die kirchliche Organisation zu kämpfen hatte, der darf sich nicht wundern, wenn erst allmählich und langsam, der Besiedelung folgend, die Gründung von Kirchen und Gemeinden sich ermöglichte. Ein Blick auf jene eigenartige agrarische Entwicklung wird dieses Urteil rechtfertigen.

Dem gewaltigen Bremer Kirchenfürsten Erzbischof Adalbert, welcher im nordischen Kirchensprengel seine geistliche Macht bis nach Dänemark und Schweden ausdehnen wollte, gelang es zunächst die Gebiete des späteren Stedingens rechts und links von der Weser seiner Herrschaft einzuverleiben. Erst dessen Nachfolger konnten daran denken, die Entwässerung und Eindeichung in Angriff zu nehmen. jene große Bauernbewegung im Beginn des 12. Jahrhunderts, welche das norddeutsche Landvolk zur Auswanderung und Kolonisation über die Elbe hinaus bis in die Mark und an die Ostseeküste führte, schlug ihre Wellenringe auch nach den Flußmarschen zu beiden Seiten der Weser. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erscheinen für Nordstedingen (1139) Hammelwarden und Harrien, auf der Lechterinsel Warfleth, an der Dchtum Sannau und im Jahre 1142 Dchtum und Haßbergen. Es sind das planmäßige Ansiedelungen, welche der Erzbischof Adalbert beförderte. Dem Anbau der äußersten Ecke Südstedingens folgten andere. 1149 ward das Gebiet zwischen den Flüssen Ollen, Berne und Hörspe umschlossen, wo die Bremer Propstei schon vorher Besitzungen hatte. Wann die Eindeichung der Lechterinsel geschah, ist nicht mehr festzustellen. Auch die Marschländereien an der Hunte zog man in das friedliche Eroberungswerk. Holle trägt seinen Namen von den Hollern d. h. Holländern, welche hier planmäßig die Kolonisation betrieben. 1158 werden Gellen und Moorhausen als schon bewohnte Orte erwähnt, 1190 der Linnenbruch als behaute Gegend, welcher die Ortschaften Nordermoor, Neuenbrook, Oldenbrook und Goldewey angehören, endlich ein bebauter Landstrich „uppen Menen“ genannt, welcher Name auf eine gemeinsame Bewirtschaftung von einer naheliegenden Bauerschaft aus hinweist. Um 1142 lassen sich nach Urkunden längs der Ollen Süderbrook, das heutige Altenesch nachweisen, ferner Hefeln, Hiddigwarden und Krögerdorf, wo um 1216 das Nonnenkloster Osterholz, um 1206 der Erzbischof Hartwich II. von Bremen Güter besaß und verschenkte. Endlich erscheint, aber urkundlich erst 1206,

Berne, alles Ortschaften, welche wohl als Ergebnisse des Anbaues von 1149 anzusehen sein dürften. Um den Beginn des 13. Jahrhunderts treten Hüntorf in Niederstedingen und Hørspe als bebaute Niederlassungen uns entgegen.

Erst mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts also kann von einem bevölkerten und bebauten Stedingerlande die Rede sein. Auf den Deichen, hinter deren Schutz der Anbau des neugewonnenen Landes betrieben wurde, erhoben sich, wie die Rasteder Jahrbücher sich ausdrücken, die Dörfer „in Weise von Städten“. Aber es gibt keinen ärgeren Mißverstand als dabei an etwas anderes als an kleine aus Lehm und Fachwerk erbaute Häuserreihen der Kolonisten längs der Deiche zu denken, die später, als die Eindeichung fortschritt, zu gewöhnlichen Landwegen herabsanken, ein Prozeß, der noch bis heute unseren Weser- und Hüntemarschen den eigentümlichen Charakter des Reihenbaus der Bauernhäuser aufdrückt.

Erinnern wir uns daran, daß das kolonisierte Gebiet von dem Bremer Erztifte zum Eigentum erworben wurde. Es hatte damals als unbewohnbares Bruchland wenig Wert. So war es in erster Linie durch die Finanzpolitik geboten, das Eigentumsrecht über Sumpf und Bruch an Kolonisten zu vergeben, wie schon in der Nähe von Bremen Holländer mit Erfolg den Anbau betrieben hatten. Nach diesem Rechte gab der Besitzer gegen einen um 1% verkürzten Getreidezehnten und den um geringe Geldablage ablösblichen Viehpreis, — den sogenannten Blutzins, sein Eigentumsrecht auf und zwar in der Regel an einzelne Unternehmer, sei es, daß ein Kloster wie das damals noch betriebene Rastede 1124 den größten Teil des Linebruchs erwarb und nach Meierrecht vergab, oder daß 1158 das Ollener Bruchland an zwei uns nur dem Namen nach bekannte Männer, Simon und Johannes, übertrug, die dann wieder an ihre Arbeitsgenossen das Land gegen gewisse Vorbehalte austaten oder an jenen Subdiakon Sivico, dem um 1143 der Zehnte von Berne zustand. Aber auch der Erzbischof selber oder um 1142 der Herzog von Sachsen suchten oberstedingschen Grundbesitz von den Inhabern der einzelnen Hoffstellen zu erwerben, um jenen durch herbeigerufene Ansiedler intensiver auszunutzen.

Wie die Bewohner ein Mischvolk bildeten, das erst in späteren Generationen zu einer Einheit zusammenwuchs, so zeigen auch die Besitz- und Rechtsverhältnisse eine jener Zeit überhaupt eigentümliche Buntscheckigkeit. Neben den nach Hollerrecht frei lebenden Männern

Frugau wirt

saßen z. B. in Oberstedingen Grundheuerleute, welche ein Obereigentum anerkennen mußten, und wieder neben Hörigen und Leibeigenen, wie im Lünebruch, Lehnsträger und auch Meier des Rasteder Klosters. Endlich befanden sich, wie vor der planmäßigen Kolonisation so auch nach derselben, Güter in der Hand von erzbischöflichen Dienstmannern, z. B. derer von Lünen, von Hörspe, von Bardenfleth, von Hüntorf und vom Dieke. Aber ohne Frage bildete neben den Bauern, die von benachbarten Bischofs- oder Grafenhöfen und von Klöstern abhängig waren, den Kern der Bevölkerung ein wirtschaftlich freies Bauernvolk, das, wenn auch nicht vornehmlich von friesischem Blut, doch eine Geistesverwandtschaft mit seinen nördlichen Nachbarn friesischen Stammes fühlte und daher von der genossenen wirtschaftlichen Freiheit nach der entbehrten politischen Unabhängigkeit um so eher trachten mochte, als die politischen Hoheitsverhältnisse wenig fixiert waren und der Erzbischof die früher erworbenen, aber immer mehr geschwächten Grafenrechte nicht selber ausüben konnte, sondern lehnsweise nach Westen hin dem aufstrebenden Grafengeschlechte in der Oldenburg, nach Osten hin in Südstedingen dem freilich bald erlöschenden Grafen Hause von Warfleth übertragen hatte.

Gerade aus dieser Gestalt der Verhältnisse erklärt sich zum Teil die kirchliche Vernachlässigung der Stedinger und damit die Unkirchlichkeit, die man seinen Bewohnern vorwarf. Bei den Inhabern der bischöflichen Gewalt, die längst über den Rahmen des Hirtenamts hinausgewachsen und auf die ehr- und machtgeizige Bahn der Landeshoheit gewiesen war, mußte das Gewicht wirtschaftlicher und finanzieller Fragen ihrem geistlichen Eifer die Wage halten, wenn er nicht gar von ihm überwogen wurde. Kann es uns daher Wunder nehmen, daß innerhalb des Kapitels und des Kreises nicht nur bei erzbischöflichen Würdenträgern und Dienern, sondern auch bei der niederen Geistlichkeit und den Äbten der Klöster die Besitz- und Geldfrage eine so hervorragende Rolle spielte, daß dahinter die eigentlichen Seelsorgeraufgaben zurücktraten, wenn nicht ganz verschwanden! So wundern wir uns nicht über den langsamen Fortschritt, welchen die kirchliche Organisation der Gemeinden zeigt. Wenn in Südstedingen sich am Ende des 12. Jahrhunderts nur zwei, — vielleicht drei Kirchen befanden, in Berne, das erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, in Süderbrook (Alteneßch), das bald nach 1142 und in Warfleth, das jedenfalls vor 1234 schon

eine Kirchengemeinde wurde und Nordstedingen nur eine am Oldenbrooker Tiefe belegene Kirche besaß, so war namentlich, weil die Kirchen nicht in der Mitte, sondern am Rande des Gebietes sich befanden, der Kirchgang den Leuten ebenso erschwert, als den Geistlichen die Pastorierung. Und deren bedurfte es doppelt bei einer erst kurze Zeit ansässigen und mit seiner Existenz noch ringenden Bevölkerung. Wem die vierte Bitte voranstand und der Bruch mit der alten Heimat das alte Sittenerbe erschüttert hatte, der lief auch in jener Zeit Gefahr, sich von der Kirche zu lösen, um so mehr als die aufstrebende Volkskraft einen Unabhängigkeitsfimmel gezüchtet haben mochte, welcher gegen kirchliche Bevormundung empfindlicher und ablehnender war, als es sonst dem Durchschnittsbauern jener Zeit eignete. Überall wo politische Machtziele mit geistlichen Aufgaben nicht nur nicht verquickt, sondern diesen vorangestellt werden, da müssen in der Volksseele Spannungen entstehen, die früher oder später in revolutionären Ausbrüchen sich entladen. Die Stedinger sollten es bitter erfahren, daß sie der Verbindung mit einer verweltlichten Hierarchie ihr erstes wirtschaftliches Gedeihen verdankten. Bei der Nähe der erzbischöflichen Residenz gab es immer Reibungspunkte, sobald politische Fragen von dorthin aufgeworfen wurden. Dazu kam die Unklarheit der öffentlichen Rechtsverhältnisse, — wie konnte sie anders als zu Streitigkeiten mit Gewalten führen, welche an den Grenzen Stedingens standen und nur auf einen Ausstoß lauerten, ihren Machtkreis nach dorthin auszudehnen. Je mehr daher das friedliche Kolonistenvölkchen zu einem streitbaren Bauernvolke ausreifte, das sein Interesse nicht bloß auf wirtschaftliche Fragen beschränkte, sondern auch auf die politischen Dinge wendete, das im Gefühle freien Berufes und dem schwellenden Bewußtsein, seiner Tatkraft die Existenz zu verdanken, an Mut und Wohlhabenheit von einer Generation zur andern zunahm, desto mehr und desto eher mußten ihm Ruhe und Wohlstand, Friede und Freiheit bedroht werden.

Der erste Eingriff erfolgte aber nicht vom Erzstifte Bremen her. Es war ein Oldenburger Graf, namens Moritz, der jüngeren, in der Huntefeste sitzhaltenden Linie angehörig (1167—1211), welcher, um die gräfliche Macht bis nach den Flußmarschen hin zu festigen, die Burgen zu Linen und Lichtenberg erbaute und mit Wögten und streitbarem Gesinde belegte. Räuberische Überfälle gegen Wehrlose und Vergewaltigung schutzloser Frauen auf dem Kirchgange trieben

die empörten Bauern zur Selbsthilfe, unter deren raschen Schlägen die Festungen an Weser und Hunte in ihre Hände fielen. Bald darauf brach mit dem Erlöschen des Mannesstammes die Grafschaft Warfleth zusammen. Der erste Versuch der benachbarten Grafengewalt, den freien Bauern das Joch der Hörigkeit aufzudrängen, war für längere Zeit zurückgewiesen. Die Rache blieb zwar aus, aber der Schrecken und die Sorge vor der jugendfrischen Volkskraft, damit aber der Wirrsamen bestehen, aus welchem die Greuel des Stedinger Religionskrieges erwuchsen.

Namentlich vom Erzstifte Bremen aus mußte man Argwohn nähren, für das so viele Interessen im Stedingerlande auf dem Spiele standen. Aber die kurzfristige Politik des Erzbischofs Hartwig raffte sich erst drei Jahre nach dem Falle der Oldenburgischen Zwingburgen auf, aber auch dann nur, um sich zur Eintreibung und Sicherung der Steuern zu bemühen. Hartwig starb und hinterließ sein finanziell geschwächtes Stift dem Widerstreite der Parteien, die jede nach den großen Zeitgegensätzen der Welfen und Hohenstaufen sich trennend für ihr Sonderinteresse den ledigen Bischofsstuhl zu erwerben suchte.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Verlauf dieser Wirren hier im einzelnen zu verfolgen, bei denen politische Machtfragen in erster Linie standen. Daher waren es auch nicht kirchliche Gesichtspunkte, nach welchen die Stedinger sich orientieren und ihre Hilfe zur Verfügung stellten. Mit welcher Wucht sie es taten, das bewies ihre hervorragende Teilnahme an der Eroberung der Festen von Stade (1208) und von Seehausen (1211), daß aber auch das Glück der Waffen wider sie entschied, der Tag von Aldemissen (1213), wodurch der Erzbischof Gerhard, ein Oldenburger Graf, die Oberhand bekam und den Versuch wagen konnte, die Vertreibung Waldemars, seines Gegenkandidaten aus dem dänischen Königshause kräftiger in die Hand zu nehmen. Als der Einfluß des Welfischen Gegenkaisers Otto vor der Macht des Staufers, Friedrich II. zusammenbrach und Otto vom Banne des Papstes getroffen ward, waren auch Waldemars Hoffnungen zerstört. Dem siegreichen Hohenstaufen fiel alles zu, aus politischen Erwägungen auch die Stedinger. Sie traten für den bisher bekämpften Gerhard gegen Waldemar ein, dem zuletzt auch der Bremer Rat die Tore weisen mußte. Im Jahre 1217 konnte Gerhard seine Residenz dort endlich aufschlagen. Jahre des Friedens kamen für das Bremer Erz-

stift, ein längst ungewohnter Segen, von dem auch die Stedinger zehren konnten.

Als Gerhard bald darauf 1219 auf dem Reichstage zu Frankfurt verschied, folgte ihm einer der bedeutendsten Männer, die im 13. Jahrhundert den Stuhl von Hamburg und Bremen besaßen, der Edelherr Gerhard von der Lippe, bis daher Propst von Paderborn, jener Mann, dem es vorbehalten blieb, den Kreuzzug wider die Stedinger geschürt und geführt zu haben. Seine Sorge war es zunächst, die während der Wirren eingerissenen Mißstände abzustellen und die Finanzen des Stiftes zu kräftigen. Er schonte jedoch vorerst noch die Stedinger, welche Zeit dadurch gefunden haben mögen, um auf der im Mai 1227 von der Insel Borkum absegelnden friesischen Flotte an dem vom Papste Gregor IX. betriebenen Kreuzzuge wider die Sarazenen teilzunehmen.

Aber nicht lange sollten die Stedinger ungestört ihrer Ruhe sich erfreuen. Was ihre Waffenkraft vermochte, wie durch tatkräftigen Fleiß ihres Landes Reichthum und Wohlbestand sich gehoben, das blieb einem so klar schauenden und so energisch berechnenden Politiker wie dem Erzbischof Gerhard ebensowenig verborgen, als die Hinterziehung der von den Stedingern zu leistenden Abgaben, welche wegen der dem Erzstifte gewährten Waffenhilfe seit Jahren einreißen konnte. Aber es mußte dieser Zustand dem mächtiger werdenden Kirchenfürsten unerträglich erscheinen, welcher in des Papstes Innocens III. Sinn und Geist sein geistliches Regiment mit voller Strenge zu führen und auch seinen weltlichen Ansprüchen keinen Tüttel zu vergeben geneigt war. Durch das, was seine Vorgänger in Zeiten der Not ihren Helfern zugestanden hatten, wollte er sich nicht länger binden lassen.

Aber die Geltendmachung seiner Finanzrechte konnte einer Herrschernatur wie Gerhard nicht genügen. Wo sollte es hinaus, wenn dieses freie Bauernvolk weder einem Lehnsverbande noch den Ansprüchen einer Landesherrlichkeit unterstellt blieb? Schon der Eifersucht der Bremischen Stadtbevölkerung die Wage zu halten, ward dem Erzstifte schwer; sollte dieses, durften erst recht seine kirchlichen Interessen von einem durch seine Nähe doppelt bedrohlichen häuerischen Freistaate bedingt werden? Die Politik des Kirchenfürsten brauchte nur die Kulissen geistlicher Interessen vorzuschieben und sein Gewissen war leicht zu beruhigen, wenn er seine Ziele über den Kreis seiner bisher lediglich finanziellen Hoheitsrechte

hinaussteckte. Bald war auch der Anlaß gefunden, um mit Heeresmacht, unter seines Bruders Hermann von der Lippe Führung die Stedinger mit Krieg zu überziehen. Die Stedinger standen allein; denn die wie sie von der erzbischöflichen Herrschaft bedrohten Bremer Bürger, und selbst die benachbarten Friesen in den Marschen rührten sich nicht. Dennoch errangen die kampfesfrohen Bauern den Sieg. Es erschien ihnen wie ein Gottesurteil, daß der tapfere Bruder des Erzbischofs erschlagen und die von ihm geführten Scharen zersprengt wurden. Doch Gerhard konnte dieser Sieg häuerlicher Waffen und der Tod seines Bruders nur reizen, um auf anderem Wege und durch kräftigere Mittel seine Rache zu fühlen, um den Plan auf Durchsetzung seiner geistlichen Ansprüche und Befestigung der Landeshoheit zu verwirklichen.

Es mußten weitere Kreise ins Interesse gezogen werden und jene Zeit kannte einen Weg, der mit durchschlagendem Erfolge schon im holländischen Friesland beschritten war: Interdikt und Kreuzespredigt, also Entziehung aller kirchlichen Wohltaten, sowie Überziehung mit einem Kreuzesheere. Es galt also einen Religionskrieg wider die Stedinger zu entfesseln und darum sie zu Ketzern zu stempeln. Wenn wir die oft wiederholte und verschieden gestaltete Erzählung von dem Beichtgroschen, den ein durch die geringe Gabe empörter Priester dem Weibe statt der Hostie in den Mund schob und dadurch den Funken in das schon erregte, leicht entzündbare Stedingervolk warf — oder die Angabe, Stedingerland sei von einer teuflischen Sekte durchseucht gewesen, hier außer acht lassen, so geschieht es, weil wir anstatt auf Sagen unsere Darstellung auf vorhandene Urkunden stützen können und müssen; denn sie bringen es zur Gewißheit, daß im Grunde nur politische und finanzielle Beweggründe die Wurzeln eines Kampfes waren, dem man, um die erzbischöflichen Aussichten auf Sieg zu sichern, gewissenlos genug ein religiöses Gewand gab. Wie gesagt, die Stedinger sollten zu Ketzern gestempelt werden und die nach Bremen auf den 17. März berufene Diözesensynode erfüllte prompt und glatt diese Aufgabe. Die zu ihr versammelten Prälaten nahmen Gerhards Anklagen als durchschlagend und schwer genug gravierend unbesehen an. Hören wir sie in ihrem ganzen Umfange: „Gerhard von Gottes Gnaden, der heiligen Bremischen Kirche Erzbischof, allen, die diese Schrift vernehmen, Heil in Christo!

Bekannt sei sämtlichen Christgläubigen, daß unter unserm Vorsitz

auf der Synode der Bremischen Kirche öffentlich und feierlich in folgender Weise das Urtheil ist gefragt worden. Diemeil es offenkundig, daß die Stedinger der Kirche Schlüssel und die kirchlichen Sacramente völlig verachten, daß sie die Lehre unserer heiligen Mutter, der Kirche für Tand achten, daß sie überall Geistliche jeder Regel und jeden Ordens anfallen und töten, daß sie Klöster und Kirchen durch Raub und Brand verwüsten, daß sie ohne Scheu sich erlauben, Schwüre zu brechen, daß sie mit des Herrn Leib abscheulicher verfahren, als der Mund aussprechen darf, das sie von bösen Geistern Auskunft begehren, von ihnen wächserne Bilder bereiten, bei wahrsagerischen Frauen sich Rats erholen und ähnliche verabscheuungswürdige Werke der Finsternis üben, daß sie darob oft und öfters erinnert, der Buße verschlossen, sich nicht scheuen, jede Mahnung zu verlachen, diemeil solches offenkundig, sind sie derwegen für Ketzer zu erachten und zu verdammen?

Hierauf fand man nachfolgendes Urtheil. „Diemeil zweifellos feststeht, daß das wider die Stedinger Vorgebrachte Wahrheit ist, so sind diese für Ketzer zu erachten und zu verdammen. Und da dieses Urtheil von allen Prälaten, von allen Geistlichen weltlichen wie klösterlichen Standes gebilligt worden, so haben wir beschlossen, die Stedinger für Ketzer zu erklären. So geschehen zu Bremen auf den Synode am Tage Iätare Jerusalem.“

Ob darüber Freude bei allen, welche die Wahrheit lieb hatten, herrschen konnte? Wenn jene Synode Freude bewegte, so war sie mit einem guten Teil Schadenfreude und mit einem noch größeren Maße von blinder Selbstgerechtigkeit versetzt. Die Synodalen wußten, was diese Urkunde und das auf ihr gefundene Urtheil bedeutete, die Stedinger mit allen Mitteln — denn jedes galt gegen Ketzer für erlaubt, ja als verdienstlich — zu Tode zu hezen. War es denn den Priestern nicht bekannt genug, daß sich überall, wohin die katholische Kirche ihre Netze ausgeworfen, ähnliche Erscheinungen des Aberglaubens fanden, daß die katholische Missionspraxis sie geduldet und vielfach umgewandelt hatte, um leichter Eingang bei den Heiden zu finden? Oder war es denn wirklich ausgemacht, daß Auswüchse und Verbrechen, welche einzelne sich hatten zu schulden kommen lassen, allen gemeinsam wären? War denn jeder Widerspruch gegen das, was als christliche Lehre galt, wirklich wider die Wahrheit? War es nicht vielmehr gegen alle Gerechtigkeit und Wahrheit, jeden Widerspruch gegen kirchliche Anordnungen, auch wenn sie die



Probe der Berechtigung nicht bestanden, als Kezerei zu stempeln? Es waren doch in erster Linie privatrechtliche Fragen, um welche sich der Widerstand der Stedinger drehte. Zeigt es nicht das Römische System in seiner ganzen Fragwürdigkeit, wenn man geistliche und weltliche Machtfragen durcheinander werfend Widerstand gegen die letzteren nach dem Spruche Samuelis brandmarkte: „Ungehorsam ist gleich Gözendienst“? Revolutionen entstehen in der Regel von oben her, und hier in diesem Falle war sie ohne Frage nicht nur durch die kirchliche Vernachlässigung, wenigstens teilweise, sondern auch ohne Frage durch die ungleichmäßige Politik des Erzstiftes heraufbeschworen, die heute die Steuerschraube ruhen ließ, wo es galt, die Hilfe eines streitbaren Bauernvolkes zu gewinnen, um sie morgen wieder aufs straffeste anzuziehen und Widerstand mit solch entsetzlichen Mitteln zu brechen. Wir hören nichts von einer gründlichen Untersuchung. Der Beweis der Anklage ward auf Bekanntheit und Unfraglichkeit gegründet. Wir hören nicht, daß die Stedinger Raum zur Verteidigung erhielten. Man tat einfach, was der Kläger verlangte, man nahm alles, was er in seiner Klage behauptet, für erwiesen an und als das Urteil gefragt ward, stimmte keiner gegen die Verdammung, obgleich alle wußten, daß das Interdikt ihr folgen müsse.

Was anderes als Verachtung mußte ein solches Verfahren bei den Verdammten hervorrufen, welche vor noch nicht zehn Jahren auf der Seite eines gebannten Kaisers für einen gebannten Erzbischof gefochten hatten. Aber sie wußten, daß nun alle Mittel wider sie in Bewegung gesetzt, alle Hebel zu ihrer Unterdrückung benutzt werden würden, auch der furchtbarste, auch die Kreuzpredigt, welche alle geistliche und weltliche Hände in näherem oder fernem Umkreise zur blutigen Rache aufrufen würde.

Aber noch war vom Papste die Vollmacht zu der Kreuzpredigt zu erhalten. Allein es ging nicht so rasch als man am erzbischöflichen Hofe wünschte. So blieb dem unerschrockenen Bauernvolke Zeit, sich zu rüsten, und da, wo die natürlichen Verteidigungsgrenzen von Deich und Fluß, von Wasser und Morast eine Lücke zeigten, die Einfallspforte zu verrammeln. Es war der Paß, welcher durch den Hemmelskamper Wald in die Marsch führte. Durch eine Landwehr wurde er verrammelt, welcher man den Namen Steingraben gab. Auch die Brücke, welche unterhalb desselben über die Ollen führte, ward stark besetzt und da, wo die vom Orte Dchtum den

Fluß hinaufführende Straße den Steingraben überschritt, ein festes Tor gebaut, für die Stedinger eine Ausfallspforte, für die Angreifer ein schwer zu nehmendes Hindernis.

Der Erzbischof Gerhard dagegen schärfte zunächst die geistlichen Waffen, ohne welche er mit seinen Kreuzzugsplänen bei der stahlgepanzerten Ritterschaft nichts hätte voran bringen können. Der Cisterziensermönche war er sicher. Sie waren auf seinen Schutz angewiesen und erst recht auf seine Seite gedrängt, als 1233 die junge Ansiedelung in Hude von den Stedingern zerstört wurde. Die Dominikaner, welche Gewaltmittel gegen Ketzer nicht scheuten, wenn ihre Überredungskünste versagten, hatten vom Süden Frankreichs und dem Norden Italiens her mit ihren Inquisitionsgerichten sich auch in Deutschland eingedrängt und zwar zuerst gerade in Bremen Aufnahme gefunden, wo sie mit dem schwarzen Kloster der heiligen Katharine einen festen Posten besetzen konnten. Gerhard begrüßte es, als Johann v. Vicenza, ein fanatischer und beim Papst Gregor IX. als Beichtiger nicht einflußloser Dominikaner 1230 in Bremen erschien. Seinem Eifer gelang es, daß die Geistlichkeit des Domkapitels und auch der Diözese, vereint mit den der Bauernfreiheit abholden Edelleuten beim Papste in Rom gegen die Stedinger klagbar wurden. Was vermochten diese gegen eine solche Wühlarbeit? Sie hatten keinen Vertreter in Rom, wohl aber ihr Erzfeind, der Erzbischof, welcher mit politischem Scharfblick sich für das Friedensbedürfnis zwischen Papst und Kaiser Friedrich II. das 1231 zu Rom die beiden bisher feindlichen Mächte zusammenführte, durch einen eigenen Gesandten dienstwillig erwies. Aber entgegenkommender als der Kaiser zeigte sich der Papst, wengleich auch dieser Vorzicht für geboten hielt und sich zunächst auf Ermahnungen an die dem Erzstifte Bremen angehörenden und benachbarten Prälaten beschränkte, daß sie die Exkommunikation wider die Stedinger aufrecht erhalten und von Zeit zu Zeit wiederholen sollten. Weiter ging schon die päpstliche Bulle vom 25. Juli 1231, in welcher die Anklagen gegen die Stedinger geschärft und gemehrt erschienen. Also war es doch den Agenten gelungen, Öl ins Feuer zu gießen, das weiter zu tragen durch päpstlichen Auftrag drei Männer bevollmächtigt wurden, neben dem Prior der Dominikaner von St. Katharinen und Johann von Vicenza in Bremen der Bischof Johannes von Lübeck. Von dieser Anweisung für den Religionskrieg wider die Ketzer, die geistlichen und weltlichen Machthaber Nordwestdeutsch-

lands zu begeistern, machten sie sicherlich willig Gebrauch, aber noch überwand keiner der Großen und Mächtigen die Scheu, mit dem streitbaren Bauernvolke anzubinden. Das Einzige, was erreicht werden konnte, beschränkte sich darauf, daß wohl mit Hilfe der Oldenburger Grafen es Gerhard gelang, die dem Haßberger Pässe nahe Feste zu Schlüterberg wieder herzustellen.

Aber noch stand die öffentliche Erlaubnis des Papstes, gegen die Stedinger das Kreuz zu predigen, aus. War es ein Anzeichen, daß der sonst in der Verfolgung der Ketzer so eifrige Greis den Berichten aus Bremen nicht traute, wenn er eine nochmalige Untersuchung der Anklagen den Bischöfen von Rakeburg, Lübeck und Minden auftrug? Oder suchte er das Verfahren hinzuhalten, bis der Kaiser offen Stellung zu der Sache genommen? Es gelang aber dem Papste zum Frühjahr 1232, den Kaiser zum Erlaß von Ketzergesetzen für ganz Deutschland zu bewegen, welche an Härte und Grausamkeit alle früheren übertrafen. Als ob man der Sache der Wahrheit einen Dienst erzeigte, wenn man gewaltsam brach, was sich durch Mittel der Überzeugung nicht biegen lassen wollte; als ob die Geschichte vergeblich gelehrt, daß Dienstwilligkeit gegen die Römische Hierarchie die kaiserliche Schwertgewalt noch stets gelähmt hatte! Und bei ihrem Vorgehen wider die Ketzer gerade im Bremer Sprengel stärkte der Kaiser noch durch einen Schutzbrief die schwarzen Mönche von St. Katharinen, ja verhängte die Reichsacht über die Stedinger und mahnte die Stadt Bremen zu allem schuldigen Eifer wider die Gebannten. So konnte denn der Papst zum letzten Schlage ausholen und auf Grund der eingelaufenen bischöflichen Berichte am 29. Oktober 1232 die Bulle erlassen, welche nun auch die öffentliche Kreuzzugspredigt gestattete. Aber noch fehlte das letzte Zugmittel, die Verheißung eines vollen Ablasses, der den Kreuzfahrer wider die Heiden zu lohnen pflegte. Jedoch eine andere Waffe ward statt dessen dem Erzbischofe in die Hand gegeben, um etwaige Hinderung der Kreuzpredigt durch Geistliche zu brechen. Ohne das sonst vorgeschriebene Verfahren durfte der Erzbischof gegen „alle der Ketzerei verdächtigen Geistlichen“ nach Rücksprache mit Mönchen, also besonders den Dominikanern, einschreiten. War man der Geistlichen namentlich im Stedingerlande nicht sicher gewesen, so konnte man sie jetzt kurzer Hand an die Wand drücken.

So wurde denn die Agitation im Winter von 1232 bis 1233

mit gesteigertem Eifer betrieben, zunächst freilich nur in den Sprengeln von Hamburg-Bremen und Minden. Das Feuer rückte den Bauern bedenklich näher, aber sie wußten es noch zu dämpfen. Mit Hilfe des Herzogs von Lüneburg, den der alte Welfengroll an die Seite der Feinde Gerhards trieb, ward von ihnen ein Haufe, der wider sie anzog, zurückgeschlagen, die Schlüterberger Burg zerstört und wie diese wäre auch die Feste Oldenburg, welche sie belagerten, in die Hände der Stedinger gefallen, wenn nicht ihr eigener Führer, Wige, den Grafen heimlich gewarnt hätte. Von blinder Wut erfaßt, warfen sie auf dem Rückzuge in die „ärmlichen Hütten“ des jüngst gegründeten Cisterzienserklosters zu Hude die Brandfackel. Diese brutale Zerstörung verlegte vielleicht den Gegnern einen Stützpunkt für ihre Angriffe, gab aber ihren Anklagen neuen Stoff, daß die Stedinger „zum Hohne des Gekreuzigten wider die Kirche“ wüteten.

Indes die Hoffnung des Papstes, daß alle Getreuen der Kirche „die Ketzer“ durch Gottes Kraft entweder rasch zur Bekehrung gewinnen oder sie in die Grube der Verdammnis werfen möchten, schien noch ihrer Erfüllung ferne zu bleiben. Er mußte daher im Januar 1233 aufs neue zur Kreuzespredigt anmahnen; denn „diese Sache des Glaubens, so schrieb er, sollte allen Christen und besonders den Prälaten am Herzen liegen.“ Und ebenso dringend wie letztere ermahnte er in einem eigenen Schreiben die Stadt Bremen, zur Vergebung ihrer Sünden dem Erzbischofe eine treue Stütze zu sein. Der kluge Prälat, der nicht erst, als der Herzog von Lüneburg vor den Toren Bremens lag, die Gefahr dieser städtischen Gegnerschaft befürchtete, entschloß sich, deren Rat fester an sich zu binden. Im März 1233 sicherte er ihm durch Brief und Siegel Verschonung von allen ungerechtfertigten Auflagen, besonders Zöllen zu. Auch daß ohne ihre Einwilligung an der Weser keine Feste bis zur Nordsee gebaut oder besetzt werde, ferner Bestrafung aller räuberischen Eingriffe in ihren Handel erfolgen und der dritte Teil der Beute und Habe der ketzerischen Stedinger ihnen zufallen solle.

So schien alles vorbereitet, um die Schmach der ersten mißglückten Kreuzesfahrt durch eine zweite im Sommer des Jahres 1233 zu bestrafen. Von allen Seiten kam Zuzug. Man beschloß, zunächst die Osterstedinger zu fassen. Eine Flotte mit bewaffneter Macht hielt die Westerstedinger in Schach und verhinderte ihren

Eingriff zugunsten der Brüder. So sollten diese die ganze Wut der lang geschürten Rache allein erfahren. Der 27. Juni 1233 gab den Kreuzfahrern den Sieg. Raub und Plünderung schonte weder Habe noch Gut. Nicht bloß die Männer in Waffen, auch die wehrlosen Weiber und Kinder wurden erwürgt. Das Feuer der brennenden Dörfer, die Blut der Scheiterhaufen, in welche man die Gefangenen stieß, predigten mit Flammenschrift, wie grausam eine verweltlichte Kirche, die sich rühmte, nicht nach Blut zu dürsten, ihre Rache zu Ehren eines gekreuzigten Heilands übte, der vor seinem Richter bekannte: mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre mein Reich von dieser Welt, meine Jünger würden darob kämpfen, und der am Kreuze auf seine Mörder nicht Vergeltung, sondern Vergeltung herabflehte.

Wenige Tage vor dem Ausbruch zur zweiten Kreuzfahrt, am 17. Juni 1233, hatte Gregor allen gegen die Stedinger ziehenden Christen den vollen Ablass verheißen. War das Bauernvolk wirklich, wie die Bulle wider dasselbe klagte, „mit schmachvoller Blindheit geschlagen und vom Glanze des ewigen Lichtes verlassen“, wenn sie sich wehrten für Hab und Gut, für Hof und Herd, für Weib und Kind, für Freiheit und Leben gegen solche Feinde, auf die es eher paßte, was man ihnen schuld gab, daß „sie Blut wie Wasser vergießend ihre Gegner gleich Raubtieren in Stücke zerrissen?“ Hatten sie wirklich „mit steigender Verstocktheit Gott für ihren Feind erachtet und sich als Feinde Gottes“ erwiesen, als sie, dem wider sie geplanten Schlage zu begegnen, die Gegenwehr eröffneten? Wir wollen keineswegs, was Übermut, Abgabenverweigerung und Roheit auf Stedinger Seite verschuldete, verteidigen, aber nicht vergessen, daß, wenn von der Kirche her, wenn durch sie die Freiheit und Überzeugung anderer mit Gewalt erdrückt werden sollte, die Kirche nicht Liebe, sondern Haß ernten mußte. Im Sinne des Heilandes, welcher auch der Sünde des Unglaubens als Arzt sich erbot, darf man ohne alle Frage urteilen, sind in erster Linie die und waren die nicht seines Geistes Kinder, welche im Namen seines Kreuzes wider angebliche Ketzer, bei welchen leichte Arzneien versagten, „kräftigere Heilmittel anwendeten und für die Wunden, welche Salben nicht fühlten, nach Feuer und Stahl griffen, um das faule Fleisch abzuschneiden, bevor es die gesunden Teile ergriffe.“

Aber die Westerdinger ließen sich weder durch solche scheinfrommen Drohungen, noch durch Feuer und Stahl schrecken. Als

der Oldenburger Graf Burchard aus Wildeshausen seine Scharen wider den Hemmelstamper Wald führte, standen die auf ihre eigene Wehr gewiesenen Rezer fertig, um ihm dasselbe Schicksal wie dem Hermann von der Lippe zu bereiten. Der Graf fiel und mit ihm deckten an 200 Kreuzfahrer die blutige Wahlstatt.

Erzbischof Gerhard erkannte, daß auch das Jahr 1233 noch nicht das Ende des Kampfes sehen werde. Die Stedinger saßen wohlverwahrt hinter ihrem Steingraben und hinter ihren Deichen. Was die Waffen nicht vermocht, dies Heidenvolt mürbe zu machen, das plante Gerhard durch Hochwasser und Flut zu erreichen. Gegen eine kezerische Teufelsbrut schien ihm die teuflische Rache eines Durchstichs der Deiche unverfänglich. Aber wachsame Augen verfolgten die Schiffe der Bremer und vereitelten ihre tückischen Anschläge. So war den Stedingern statt eines schreckensvollen Winters eine wenn auch nur kurze Frist zur Ruhe und Rüstung vergönnt.

Dennoch mußte sie nach allem, was der Winter brachte, bange Sorge vor dem Frühling 1234 in Spannung erhalten. Dem Haupttreiber im Streit, Erzbischof Gerhard, gelang es, seinem Widersacher, dem Welfenherzog von Böhmen, den Wind aus den Segeln zu nehmen. So drehte sich dieser und nahm das Kreuz wider die Stedinger. Dazu schlug die Kreuzpredigt immer weitere Wellen in den Südwesten Deutschlands bis nach Flandern und Brabant hinüber. Ein Versuch der schwarzen Dominikanermönche, Groningerland aufzureizen, lief beschämend genug für sie aus. Aber die Rüstlinger Friesen brachten es törichterweise auch noch jetzt nicht über eine neutrale Haltung hinaus. Dagegen garte es in den Kreisen der Fürsten und auch der hohen Geistlichkeit. Es gingen doch manchem endlich die Augen auf für die entsetzlichen Folgen der Kezerverfolgung. Konrad von Marburg, das berühmteste Haupt der Kezerverfolgungen in Deutschland, verfiel der Rache eines Mächtigen, den er ohne Grund vor sein Tribunal ziehen wollte. Er wurde 1233 erschlagen. Doch lief der Frankfurter Reichstag, welcher sich mit diesen Fragen beschäftigt hatte, 1234 ab, ohne daß sich auch nur einer für die verfehmten Stedinger verwendet hätte. Aber der Papst Gregor wurde dennoch stutzig. Nicht allein die Haltung des Reichstages, sondern auch die schrecklichen Mordbrennereien, welche hüben wie drüben den Kreuzzug begleiteten, bewegten ihn, seine Legaten anzuweisen, womöglich

zwischen den streitenden Parteien noch in letzter Stunde einen Vergleich zustande zu bringen. Es ehrt den sonst so harten Oberhirten diese Anwandlung von Milde. Allein seine Bedenken kamen zu spät, als daß sie den Verlauf hätten aufhalten können.

Schon vom April des Jahres 1234 an hatten sich die auf Rache und Beute brennenden Kreuzfahrer in Bremen gesammelt. Am Morgen des 27. Mai, am Sonnabend vor Himmelfahrt, brach man gegen die Reker auf. Der Brückenkopf an der Dichtum ward umgangen. Am hellen Tage setzte man im Angesichte der erschrockenen Stedinger auf einer Schiffbrücke die Scharen über. Es ward Zeit, daß die Bauern sich sammelten. Nahe bei dem Orte Altenesch standen sie in dichten, wohlgeordneten Haufen. Drei ihrer hervorragendsten Männer, Bolke von Bardenfleth, Tammo von Huntorf und Detmar von Dieke hatten die Führung übernommen. Es galt einen Kampf auf Leben und Tod, das verbarg man sich nicht und einen Kampf mit ungleichen Waffen, hier der Bauer hinter dem Lederschilde mit Spieß und kurzem Schwert, — dort die wohlgepanzerte und berittene Schar des ritterlichen Volkes unter der Führung des Herzogs von Brabant, voran an der Spitze der Graf von Holland mit seinen Leuten, im Hintergrunde aber die fanatisierte und fanatisierende Geistlichkeit, anhebend den alten Schlachtgesang, der auch erklang, wenn es galt, ein Opfer der Gerechtigkeit an den Galgen zu geleiten:

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfängen.
Wen suchen wir, der Hilfe tut,
Daß wir Gnad erlangen?
Das tust du Herr alleine;
Uns reuet unsre Missetat,
Die dich Herr erzürnet hat.

Heiliger Herr Gott, heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott, laß uns nicht versinken,
In des bitteren Todes Not! Kyrieleyson!

Die Bauern antworteten mit ihrem niederdeutschen Kampfgeschrei, das die Gegner wie das Geheul wütender Hunde gemahnte. Aber diese ließen es nicht beim Bellen, sie bissen wacker um sich. Graf Heinrich von Oldenburg sank mitten im Getümmel vom hohen Roß und ward erschlagen. Schon manchen Ritter streckte die Knotenpieke der Bauern in den Staub. Denn diese wehrten sich

stark wie die Löwen. Aber die Scharen ihrer Gegner waren doch zu zahlreich. Herzog Heinrich von Brabant zog sie immer weiter auseinander, um das Bauernvolk zu umzingeln. Schon ebte ihnen der Mut. Da stieß Graf Diedrich von Kleve mit frischer Mannschaft auf sie und brachte sie ins Wanken. Aber sie ließen sich lieber niederstechen und niederreiten, als daß sie hätten fliehen mögen. Die wenigen, welche es taten, wurden von den Verfolgern erschlagen oder ins Wasser oder ins Moor getrieben. Über die Hunte hin ergossen sich ihre Verfolger, weithin Tod und Vernichtung, Mord und Brand auch nach Nordstedingen zu tragend. Was noch fliehen konnte, das suchte seine Zuflucht bei den Friesen, welche jetzt, aber zu spät es bereuen mochten, daß sie nicht eher ihren bedrohten Nachbarn zu Hilfe geeilt waren.

Die Kirchen und die Kirchhöfe der benachbarten Gemeinden konnten die Leichen der Erschlagenen nicht fassen, noch die der mit dem Kreuze gezeichneten Streiter Gottes von denen der Keger gesondert werden. Massengräber nahmen Freund und Feind zugleich auf. Der Papst ließ sich durch die Bitten des Bremer Domkapitels erweichen, 6 Monate nach der Schlacht zu gestatten, daß jene Kirchen und jene Beerdigungsplätze von neuem geweiht würden. Über die Gruft zu Alteneesch erhob sich später eine Kapelle des heiligen Gallus, die jetzige Pfarrkirche, zu der noch lange die Nachkommen der Erschlagenen gepilgert sein mögen, um für deren Seelenheil zu beten.

Der Erzbischof war Sieger. Hatte aber die Kirche wirklich Ursache, über diesen Sieg zu triumphieren? Zwar war das Bauernvolk gedemütigt, und der Beweis geliefert, daß die Rache der Kirche nicht ungestraft heraufbeschworen würde. Noch lange, bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, feierte man zu Bremen im hohen Chor der Peterskirche den Sieg als einen Triumph über die Ketzerei. Man hatte aber in der Bremer Bürgerschaft schon längst erfahren, wie schwer es sich strafte, daß man einer hierarchischen Macht den Rücken gedeckt und gestärkt zur Unterdrückung der Freiheit und Menschenrechte. Doch die Gegensätze lagen tiefer. Es war der erste siegreiche Volkskampf gegen Adel und Hierarchie, trotz der Niederlage der Bauern und dem entsprach der Eindruck auf die Zeit- und namentlich die Berufsgenossen. In diesen Kreisen dämmerte es wie eine Ahnung von der Bedeutung „dieses ersten, großen Totenopfers für religiöse und politische Gefahren“. In seiner

Chronik sagt Albert von Stade: „So haben sie das Christenvolk hingerissen, daß eine unendliche Menge von Bauern nah und fern sie verbotenus (mit Worten!) verteidigte und wenn sich die Gelegenheit geboten hätte, ihrer Kühnheit herzhast zu Hilfe geeilt sein würde.“

Aber das waren Saaten, welche den Stedingern für die nächste Gegenwart keine Frucht eintrugen. Was übrig geblieben war, das mußte sich der bischöflichen Landesherrlichkeit fügen. Widerspruch gegen Zins und Zehnten oder neue grundherrliche Lasten war aussichtslos. Die Finanzen des Erzstiftes hingegen waren lange hin gekräftigt, waren jedoch geschmälert durch den Lohn, auf welchen die Führer und andere geistliche wie weltliche Hochmögende drängten. Zu dem Rest der Stedinger, der sich erhalten hatte, kamen neue Elemente, welchen Gerhard nach dem Grundsatz, daß Hab und Gut der besiegten Reher verfallen sei, eingezogene Höfe einwies. Von den mit Beute besonders bedachten Herren nennen wir nur die von Stotel, Lüneburg, Mumund und Oldenburg. Namentlich das Huder Kloster bekam einen großen Zuwachs von Besitz, so daß es den Aufbau jener noch in ihren Ruinen prächtigen Klosterkirche beginnen und auch weiterhin durch Ankauf seine Liegenschaften vergrößern konnte. Ähnlich verfahren die Rasteder Benediktiner, deren Haupteinnahme bald aus Stedingen floß. Freilich bedeutete dies einen Verlust an freien Bauernstellen und einen nicht geringen Zuwachs von Meiern und Hörigen. Dennoch waren gerade die Cisterzienser von Hude wie die Benediktiner von Rastede in der Blütezeit ihres klösterlichen Wesens danach geartet, nicht wenig zur Ausgleichung der noch auf lange währenden Spannung zwischen Kirche und Volk beizutragen. Daß auch das Bremer Erzstift diese Aufgabe erfaßte, dafür spricht die Entstehung von neuen Kirchen und Pfarrsprengeln, mochten sie auch nicht unwesentlich mit eingezogenem Bauerngut dotiert werden. So wurde 1245 die Kirche in Bardewisch, 1261 die Marienkapelle in Neuenhuntrorf und 1277 die Kirche in Holle gegründet.

Noch ein Jahr nach der Niederlage bei Alteneßch sollten Bann und Interdikt auf dem eroberten Lande lasten. Der Erzbischof hatte die Frist nötig, um seine Ausbeutung der rechtlosen Reher zu vollenden. Endlich wurde durch eine Bulle des Papstes vom 21. August 1235 der Bann „auf demütiges Bitten der Stedinger“ — so heißt es — gelöst. „Es solle jenen, so an der Pforte der

Kirche anklopfen, die Gnade des Mitleids nicht verweigert sein.“ Zu beachten ist, daß die Bulle mit keinem Worte mehr die Keterei berührt, auf die hin man ihn den Prozeß gemacht hatte. Nur an die Unbotmäßigkeit, deren die Stedinger sich schuldig gemacht, wurde erinnert. Sie war ja auch im Grunde der Anlaß, aber sie ward in Rom wie in Bremen nach dem Spruche Samuels gewertet: „Ungehorsam ist Götzendienst.“

Wie lange die mit diesem päpstlichen Gnadenpflaster nur bedeckte, aber nicht geheilte Wunde fortleiterte, ob nicht ihre Narben noch bis zur Reformation schmerzten, ist nicht zu entscheiden. Aber ein zähes Gedächtnis hat das Kirchenvolk für Schaden, welchen kirchliche Vergewaltigung über es bringt. Daß der alte Unabhängigkeitsinn noch bei den Stedingern fortlebte, und über die Mitte des 13. Jahrhunderts wieder auflebte, wenn es gereizt wurde, das zeigen die Kämpfe, welche Niederstedingen vereint mit den Friesen gegen das in der Huntefeste Oldenburg ansässige Grafengeschlecht führte und lieber jahrelang ihr Land wüste liegen, ja es zeitweise durch Öffnen der Siele überschwemmen ließ, ehe man die Waffen niederlegte. Und es wurden auch die verlorenen Kämpfe durch einen Sieg wett gemacht, welcher im Boitwarder Moore die ganze Oldenburger Macht aufrieb. Dagegen erlitten die Oberstedingen eine Niederlage, und zwar als Parteigänger eines Bremer Gegenbischofs, der ein Edler von der Lippe, also seltsamerweise ein Verwandter des Mörders ihrer Freiheit war, durch Erzbischof Hildebold 1259 bei Munderloh. Sie konnten es ebensowenig hindern, daß die Oldenburger Grafen Christian IV. und Otto II. an ihren Grenzen zu Delmenhorst eine Burg erbauten, welche nicht nur der Stammsitz der Delmenhorster Linie, sondern auch der Stützpunkt wurde zur Behauptung und Ausdehnung ihrer Macht in Südstedingen. Ebensowenig gelang es einer Verschwörung, die Burg zu Berne zu brechen, welche bald nach 1234 von den genannten Grafen erbaut wurde, um ihre Herrschaft über das Ollener Bruchland und das Stedinger Wüstenland zu decken. Sie soll im Berner Pfarrgarten zu suchen sein, dort wo auf dem Hügel bis vor kurzem ein alter Speicher stand und eine breite Grast an den einstigen Burggraben erinnert. Der Plan ward verraten. Die der Verschwörung Beschuldigten mußten durch die Probe des glühenden Eisens ihre Unschuld beweisen, wenn sie dem schmachvollen Galgentode des Verräters entgehen wollten.

Glücklicher dagegen als in Oberstedingen gestaltete sich in Niederstedingen die staatsrechtliche Ordnung. Ihre Selbständigkeit bewahrten die Niederstedinger gegen die Oldenburger Grafen soweit, daß sie unter ihren selbstgewählten Ratsmännern oder Richtern lebten, die in Elsfleth sich versammelten.

Wir sehen hier bereits die Gewalten auftauchen, welche, als die erzbischöfliche Macht aus den Fugen ging, die volle Landesherrschaft nicht nur erstrebten, sondern erreichten und auch trotz des stadtbremischen Widerstandes ihre Verbindung mit dem Meere durch die auf der Hunte und der Weser errungene Oberhoheit erlangten. Es geschah an der Grenze jener Zeit, in welcher den hierarchischen Gewalten, die einst im 13. Jahrhundert das Volk der Stedinger niedertraten, die Schadenrechnung gemacht wurde. Daß es Oldenburger Grafen gewesen, und daß auch sie und namentlich Graf Anton I. im Interesse ihrer Hausmacht die durch die Reformation geschaffene Lage ausbeuteten, zeigt, wie immer und bei allen großen Epochen der Geschichte auch Unrecht doch nach Gottes Rat dazu dienen muß, daß sein Reich komme. Es würde uns zu weit führen, hier namentlich der politischen Entwicklung bis ins Einzelne nachzugehen. Für das Verständnis der kirchlichen Entwicklung mag es genügen, daran zu erinnern, daß die Oldenburger Grafen, durch die Stedinger Beute an Gut und Land gestärkt die Waffenbrüderschaft mit dem Bremer Erzstifte nicht lange bewahrten. Ihre Politik, die sie auf den Weg der Eroberung namentlich, um die Oberherrschaft über Hunte und Weser zu gewinnen drängte, mußte sie naturgemäß zu Rivalen der nach gleichen Zielen bestimmten Politik des Erzstiftes und der Stadt Bremen machen. Delmenhorst, wo zeitweise ein Zweig der Oldenburger Linie residiert, ward ebenso sehr wie Wildeshausen, das der Stammsitz für die ältere oldenburgische Grafenlinie war ein von den benachbarten Erzstiften Bremen und Münster vielbegehrtes Streitobjekt. Es gelang Bremen, nachdem dort die Grafenlinie am Ende des 13. Jahrhunderts erloschen war, Wildeshausen 1270 zu gewinnen, aber Graf Diedrich, den Besitz der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst in einer Hand zu vereinigen. Daß er Burg und Herrschaft des letzteren den Machinationen des Bremer Erzstiftes wieder entzog, trug ihm den Bann der Kirche ein, aber trotzdem nennt ihn die Geschichte den Glückseligen, auch weil er durch die Erhebung seines ältesten Sohnes Christian auf den dänischen Königsthron

(1448), der Stammvater der Nordischen Regenten ward. Der jüngste Sohn des im Banne verstorbenen Diedrich, Graf Gerhard, aber verlor 1483 die Grafschaft und Stadt Delmenhorst, nach wechselndem Waffenglück wieder an den Erzbischof Heinrich, der mit dem Bremischen den Münsterschen Stuhl vereinigte, und mußte nicht nur die Regierung an seine Söhne abtreten, sondern auch diese ihren Vater, als er nach einem fehldreichen Zeitraum von 6 Jahren aus der Fremde wieder in Oldenburg erschien, des Landes verweisen. Er verließ seine Heimat, um sie nie wiederzusehen und starb in den Pyrenäen auf einer Wallfahrt nach St. Jacob zu Compostella.

Nicht nur die dunklen Schatten der Erinnerung an erzbischöfliche Bremische Vergewaltigung, fielen also auf das mit dem Geschehe der Oldenburger Grafenhäuser verbundene Stedingen, der Bremer Krummstab übte auch bis zum Tode Heinrichs dort wie in Delmenhorst, die mit List und Gewalt behauptete Landesherrschaft aus. Nach Erledigung des erzbischöflichen Stuhles ging Delmenhorst an Münster über. Aber nicht dem Münsterschen Bischof allein verdankt Delmenhorst und damit Stedingerland die Einführung der Reformation; dadurch daß Franz von Münster, der Hermannus Bonnus mit der Evangelisierung betraut, durch den Enkel Gerds, Graf Anton I. aus der Herrschaft über Delmenhorst wieder verdrängt ward, blieb das evangelisch-lutherische Bekenntnis, welchem Anton sich ergeben hatte, für Delmenhorst und Stedingerland gesichert.

Doch wir sind mit diesem Abriß der politischen Geschichte bereits auf die wichtigste Veränderung geführt, welche Stedingerland seit seiner Vergewaltigung durch die Bremer Hierarchie erlitten hatte, aber müssen zum Verständnisse dieser Geistesbefreiung noch einmal in die Zeit des 13. Jahrhunderts zurückkehren. Die durch Papst Innocens III. bestimmte streng kirchliche Richtung, welche Gregor IX. und Erzbischof Gerhard auch der ihnen unterstellten Geistlichkeit gegenüber mit Nachdruck vertraten, hatte über die Stedinger gesiegt. Wenn aber wie hier zu weltlichen Machtzielen geistliche Mittel aufgeboden wurden, so zeigt sich darin ein bedenklicher Grad von Verweltlichung der Kirche, der gerade, wenn ihre Vertreter sich siegreich mit Macht und Geld füllten, zur Auflösung führen mußte. Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, noch gedeiht es, wenn die Herzen verfettet sind. Mochten die Hervorragendsten

jener Orden, welche die Verweltlichung der Kirche bekämpften, die schwarzen Dominikaner und die weißen Cisterzienser auch auf dem Plane stehen, sie konnten den Verfall nicht aufhalten, wenn jene als Kegerrichter jede Abweichung von der katholischen Lehre mit Feuer und Schwert zu ersticken suchten oder diese sich einem kunstfönnigen Wohlleben ergaben. Daß auch das Christenvolk vor der Reformation Gedächtnis für und Urteil über die Verirrungen der Geistlichkeit hatte, das beweist der Haß, den die Kegerrichter, das der Spott, den beweibte oder bezechte Mönche und Priester ernteten. Und wie sollte die Kirche das Herz der Unterdrückten gewinnen, wenn sie nur zu oft es mit den Unterdrückern hielt oder selber ein hartes und schinderisches Regiment führte.

Und wie stand's in dem Rasteder Kloster bei den Benediktinern, wie im Huder Kloster bei den Cisterziensern? Dort wie hier bereitete sich mit der immerlichen Verkommenis der äußerliche Verfall vor. So reich sie gewesen, so arm sind sie geworden, arm und zugleich innerlich verfault. Wenn sich zum Arzte ein Mann wie Graf Gerhard der Streitbare erbot, an dessen Fingern viel Blut und Unrecht klebte, so war er gewiß nicht der richtige Mann, um eine Besserung und Rückkehr zu der gelobten Frömmigkeit und Keuschheit bei den verweltlichten Mönchen durchzusetzen. Mochten die Äbte von Hude ihm zur Seite treten und mit ihm im Rasteder Kloster ratschlagen, man verlor sich in Außerlichkeiten. Ein mit fauligen Stoffen infizierter Brunnen wird nicht rein, wenn man sein Gehäufse von außen mit noch so vielem Wasser reinigt. Der rechte Quell des Geistes war verstopft und wo er noch sprudelte, sein Wasser getrübt und vergiftet.

Erst die Reformation konnte das Reinigungswerk vollbringen; denn sie löste die Hemmnisse des Quelles und grub seinen Lebenswassern neue Brunnen. Luther war der Mann, welcher von Gott dazu gesandt wurde, im Brunnen der Schrift das Wort von der Versöhnung als Quell wieder aufzudecken und die Rechtfertigung allein durch den Glauben als das Prinzip der Heilsgewißheit zu erheben, das bekennen wir laut und der Wahrheit getreu, ob auch gerade jetzt Jesuiten und Dominikaner mit ihren Verunglimpfungen sich erdreisten, Luthers Rettungs- und Reinigungswerk auf niedrigste Sinnlichkeit und Unwissenheit, ja auf Teufelslug und Trug zurückzuführen, oder gar den gottseligen Glaubensstreiter als einen mit sich zerfallenen Selbstmörder enden zu lassen. Freilich, wer dürfte

gerade in unsern Graffschaften und auch im Stedingerlande vergessen, daß das Wasser des Lebens auch auf evangelischer Seite in irdenen Gefäßen geschöpft und gefaßt wurde. Aber ob auch Graf Anton hinter Erzbischof Gerhard weder an zäher Härte, noch an Geld- und Machthunger zurückstand und in den Spuren seines Vaters den Butjadinger Friesen ein ähnliches Geschick bereitete, wie jener den Stedingern, ob er die aus Gerhards Zeiten für die Lechterseite Stedingens noch bestehenden Hoheitsrechte und finanziellen Berechtigungen mit dem Falle von Delmenhorst einfach für erledigt achtete und kassierte, ob sein Übertritt und der seiner Untertanen zur lutherischen Kirche auch keineswegs lediglich das Werk der Überzeugung, sondern bei vielen wie in den Zeiten der Gegenreformation die Frucht politischer Berechnung oder bei dem den Reformationsrechte der Fürsten unterstehenden Volke erzwungen oder in Gleichgültigkeit vollzogen ward, — Antons Söhne und Enkel, in der Graffschaft Delmenhorst Anton II. und Christian IX. und in der Graffschaft Oldenburg Johann XVI. und Graf Anton Günther, der nach dem Tode Christians (1647) die beiden getrennten Gebiete bis zu seinem Tode (1667) wieder in einer Hand zusammenfaßte, holten mit Hilfe tüchtiger Superintendenten, eines Hamelmann und Schlüter, eines Bismar, Buscher und Strackerjan das Versäumte ernstlich nach. Sie nahmen den Kampf nicht nur für die reine Lehre, welche die für beide Graffschaften geltende Kirchenordnung von 1573 wie die Annahme der Konkordienformel sicherte, sondern auch gegen Unsitte und Sittenlosigkeit für gute Sitte und Zucht auf. Und beide, das Delmenhorster wie das Oldenburger Grafenhaus zeigten gerade vor ihrem Erlöschen bei ihren männlichen wie weiblichen Vertretern einen Lebensernst und eine Sterbensfreudigkeit, welche das aus Gottes Wort und Sakrament geschöpfte Licht bahnweisend und belebend in ihre Lande ausleuchten ließ, so daß mitten in der Schreckenszeit des 30 jährigen Krieges, dessen Verwüstungen Graf Anton Günther trotz der in Erbstreitigkeiten der beiden Häuser beruhenden Spannung auch für Delmenhorst mit meisterhafter Neutralitätspolitik fern zu halten verstand, — ein kirchliches Leben gedieh und das lautere Evangelium von Jesu Christo sich in seiner Gotteskraft beseligend und heiligend bei Hoch und Nieder auswirkte. Und kann ich zum Beweise, was auch unsere Volksbildung der lutherischen Kirche verdankt, auf die Gründung der Volksschule hinweisen, die unter Johann XVI. begann, aber namentlich unter Anton Günther nicht weniger während

des 30jährigen Krieges als vor und nach ihm sich nebartig von Gemeinde zu Gemeinde über das Gebiet der Oldenburger Grafschaft, seit dem Erlöschen der Delmenhorster Linie in rascherem Tempo auch nach dem Stedingerlande, ich erinnere nur an die Gründung der Berner Katechetenschule neben den andern Haupt- und Nebenschulen, ausspannte, so muß der Dank gegen die evangelische Kirche wach werden bei allen Wahrheitsfreunden. Denn an der Bibel, die Dr. Martin Luther ins Hochdeutsche, Dr. Bugenhagen ins Plattdeutsche übersekte, lernte die „hervorgrünende Jugend“ nicht nur lesen, sondern fand die eine köstliche Perle, las und lebte sich von Kind auf ins Evangelium hinein, las und sang und schwang sich am lutherischen Kirchenliede zu jener Freudigkeit hinauf, aus welcher Luther trozte:

Dath Wordt se schölen lathen stahn,
 Und neen danck dartho hebben,
 He ys by unns wol up dem plan,
 Mit synem Geist und gaven,
 Nemen se uns dat Lyff,
 Godt ehr Kind und Wyff,
 Lath varen darhen,
 Se hebbens neen gewinn,
 Dat ryck moth uns doch blyuen.

Mit dem Tode Graf Anton Günthers fiel nebst der Grafschaft Oldenburg auch Delmenhorst und Stedingen an die Dänische Krone. Daß das kirchliche Leben unter einem Regimente leiden mußte, das von Kopenhagen aus geführt und schon bei dem Mangel engerer Berührung nicht immer volles Verständnis für Art und Sitte, von Land und Leuten haben mochte, — ist zu verstehen. Aber doch erlag die abgelegene Kirchenprovinz nicht der Erstarrung noch der Uniformierungssucht. Man hatte in jener Zeit ein volles Verständnis für die schonende Behandlung gerade der kirchlichen Selbständigkeit, und sah keineswegs sein Heil in der äußeren Gleichförmigkeit kirchlicher Sitten, wohl aber nach lutherischer Grundanschauung in Einheit und Reinheit der Lehre. Diese wurde erhalten und blieb auch unangetastet, selbst als am Dänischen Hofe der Pietismus maßgebend wurde. Aufgaben wurden gelöst, die unter Anton Günther nur vorbereitet werden konnten. Die Ausgabe eines hochdeutschen Gesangbuches (1690), einer in Frage und Antworten gestellten Erklärung des lutherischen Katechismus (1689), eines agendarischen Handbuchs für die Prediger (1690), unter dem Generalsuperinten-

dentem Mardus, der Erlaß einer Landschulordnung (1706) unter dem Generalsuperintendenten Bonaventura Krahe, der Erlaß wie der den neuen Verhältnissen Rechnung tragenden, aber den Lehrgrund ernst bewahrenden Kirchenordnung von 1725 unter dem Generalsuperintendenten Büßingius geben genügenden Beweis für Fleiß und Tüchtigkeit des Kirchenregiments. Alles dies kam dem kirchlichen Leben zugute und festigte für das 18. Jahrhundert den Stand einer Sitte, zu welcher die Zeit der Oldenburger und Delmenhorster Grafen den sicheren Grund gelegt hatte.

Aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts hielt gleichlaufend mit der Loslösung vom Dänischen Regimente und der Wiederkehr eines eigenen fürstlichen Regiments jene sogenannte Aufklärung auch in unsere Landeskirche ihren Einzug, die, so selbstgewiß sie auftrat, gerade durch die Verleugnung der festen evangelischen Grundlagen und Prinzipien auflösend und verflachend wirken mußte. Wer einmal des Mardus Gesangbuch oder Handbuch und Katechismus mit der Agende wie dem Katechismus von Muzenbecher und dem neuen Oldenburger Gesangbuch, bei dem v. Halem seine Hand breit mit im Spiele hatte, vergleicht, der wird berührt, als käme er aus frischem Frühlingsleben in das Grau und Dunkel eines entblätterten Herbstwaldes. Wen kann es wundern, wenn die Leute, welche berufen waren, die heilige, lautere Flamme des Evangeliums zu behüten, mit ihrer Aufklärung an ihm ihre nach dem Nützlichkeitsprinzipie gerichteten Läuterungskünste versuchten. Gieße Wasser in Öl, so wirst du die Flammen bald knistern hören, — ein Zeichen, daß sie dem Verlöschen nahe kommt. Konnte dabei das kirchliche, christliche Volksleben gedeihen? Diese Dämmerung verurteilte zu einem Schatten- und Schlummerdasein, das die dunkle Folie bildete zu dem Ruhme, immer aufgeklärter zu werden, zu einer Armut in Form und an Gedanken, welche bei dem Aufschwung und Reichtum, den die Literatur nahm, doppelt überraschen muß.

Erst als im Anfange des 19. Jahrhunderts die Not der Fremdherrschaft, erst als um seine Mitte die Revolution wie ein Gewittersturm in das selbstzufriedene Traumbdasein brach, erst da kam das Evangelium mit seinen Kräften wieder zu Raum. Zunächst wurde nur in kleinen Kreisen das Feuer geschürt, an dem man sich wärmte, aber die Wärme schaffte Leben und das alte Licht neue Klarheit. Man besann sich wieder auf den frommen Sinn der Väter, die Gottesfurcht für den Anfang aller Weisheit hielten und nicht in

der Nützlichkeit, sondern in erster Linie bei der Gottseligkeit mit ihrer Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens das Beste in der Welt suchten und fanden. Glaubenswärme und Klarheit aber sind zu Saaten des ewigen Lichts geworden, die Ernten der Liebe und des Lebens reiften, zu Kraftzentren, welche die suchende und rettende Liebe befähigten, dem Laufe der Erfindungen, die über die ganze Welt ihre Handels- und Verkehrsnetze spannten und aus ihr einen großen Markt schufen, mit ihren Gaben und Segnungen zu folgen, dem Zusammenschluß der Kräfte und Interessengemeinschaften nachzuspüren, um das, was als das erste Ziel für seine Nachfolger zum Trachten vom Herrn gesetzt — sein Reich und seines Reiches Gerechtigkeit hinauszutragen in Nacht und Not einer Welt der Verlorenen. Die Mission und ihr Erwachen, die äußere Mission und ihr Glaubensflug über alle Weltteile hinaus bis hinein zu den festesten Burgen heidnischer Finsternis, die innere Mission, die ihre Netze auswirft nach allem, was mit dem Tode ringt und in Gefahr des Verderbens steht, bis hinab in die tiefsten Abgründe des Volkslebens, bis hinüber zu den von ultramontaner, jesuitischer Bekehrungssucht bedrohten evangelischen Glaubensgenossen — sie schon geben Zeugnis laut und klar genug, daß das lichte und lautere Evangelium von seiner alten Feuer- und Lebenskraft nichts eingebüßt hat und noch immer des Heilands Verheißung in Erfüllung geht: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben. Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei.“

Von dieser Freude haben auch wir heute etwas gefühlt. Der Himmel offen über uns, des erhöhten Heilands Fürbitte mächtig unter uns und des Hauptes Geistesnähe das Band unserer gläubigen Gemeinschaft, der Hort unserer Treue, der Zielpunkt unseres Denkens, aber auch der Quellgrund unserer Bitte:

Daß es deinem Wort gelinge,
Schütz es Herr durch deine Hand!
Deiner Wahrheit Band umschlinge
Jedes Volk und jedes Land!
Wirte, bis die ganze Welt,
Jesu einst zu Füßen fällt,
Hilf, daß alles auf der Erde
Ein Hirt, eine Herde werde! Amen!

Siebentes Kapitel.

Friesenart und Kirchensegen.

Vortrag, gehalten auf dem Missionsfeste zu Esenshamm
am 14. September 1902.

„Höret zu ihr Inseln und ihr Völker in der Ferne merket auf. Also spricht der Herr. Es ist mir ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und das Verwahrloste in Israël wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Lichte der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende.“ Es ist dies nur eine Stimme aus den vielen des Alten Testaments, welche das Werk der Mission preisen. In die Tiefe und in die Weite geht der Blick der Propheten (Jes. 49, 1 u. 6). Sie schauen hinein in das geheime Regen der heidnischen Herzen, hinüber zu den fernen Inseln, die da harren auf den Herrn, die da warten auf seinen Arm, auf das Heil, das da ewiglich bleibt (Jes. 51, 5 u. 6), hinaus bis in die Zeit, wo all dieses Warten und Sehnen sich erfüllt.

Wunderbare Verheißungen — nicht wahr? Verheißungen, welche auch an unsern friesischen Vorvätern wahr geworden, die nicht vom Meere zu trennen waren, die noch lange ein Inselvolf geblieben sind, hier in unserem Stadland. Stadland, das spricht ja von einem Gestade. Und eine Insel ist es geblieben bis um 1450, wo die Hete oder bis 1531, wo das Lockfleth zugeschlagen wurde. Jene bespülte es im Norden, dieses mit der Ahne es im Westen und Süden, und die jetzige Weser es im Osten. Ein Bruch- und Sumpfland war es, wie ja die Namen Rodenkirchen (von Raden, Roden)¹ und Holzwarden (von Goel, Gol gleich Bruchland) noch andeuten, ein Sumpfland, aus dem zur Flutzeit, solange die

¹ Nach anderer Deutung: Roden(Kreuz)kirche.

Deiche den Meeresfluten und dem Hochwasser noch kein Ziel gesetzt, die Burten wie Inseln aus dem Meere hervorragten. Die Schilderungen des römischen Schriftstellers Plinius aus dem ersten Jahrhundert mögen übertreiben. Dennoch merkt man, daß das Bild nach der Natur gezeichnet ist, wenn er schreibt: „Im Norden Germaniens sind uns die Chauken vorgekommen, welche man in die großen und in die kleinen scheidet. Der Ozean schwillt daselbst innerhalb 24 Stunden zweimal auf und zwar so hoch, daß das Wasser sich weit über den Erdboden ergießt und man zweifeln sollte, ob solcher zum Lande oder zur See gehöre. Die elenden Leute aber bewohnen dort Hügel, die sie nach Maßgabe der höchsten Flut dort aufgeworfen und mit Hütten bebaut haben, da sie denn bei Hochwasser Seefahrenden, bei Ebbe aber Schiffbrüchigen gleichen und den Fischen nachtrachten, wenn sie mit dem Wasser davon wollen. Sie können kein Vieh halten, davon sie Milch hätten, und finden auch kein Wild zu erjagen, weil es an Wald fehlt. Also flechten sie aus Schilf und Meerbinsen Netze, womit sie Fische fangen. Daneben lassen sie Kot oder Morast, welchen sie aus der Tiefe mit den Händen heraufholen, mehr durch Wind als durch Sonnenschein trocknen und brennen solche Erde, um sich Speise zu bereiten und zugleich ihre durch Kälte bis auf die Eingeweide erstarrten Leiber zu erwärmen. Ihr Getränk ist Regenwasser, das sie bei dem Eingange ihrer Wohnungen auffangen und verwahren.“ Den Namen der armseligen Bewohner unserer jetzt so fruchtbaren Marsch, mit welchen die Römer hier zusammenstießen und Jahrhunderte zu ringen hatten, erfahren wir. Sie hießen Chauken. Im dritten Jahrhundert verschwinden sie aus der Geschichte. Es hat der Sachsenstamm und hier in unserem Stad- und Butjadingerlande der Friesenstamm ihre Sitze eingenommen. Friesen begegnen uns an der Meeresküste und auf den Inseln der Nordsee, von der Fly in Holland bis zu den Dithmarschen in Schleswig-Holstein. Wahrscheinlich verdankt man ihnen hier in unseren Gegenden die Kunst des Deichens, womit sie ihr Land gegen den Einfall der Fluten und für Viehzucht und Ackerbau zu sichern wußten. Wie viele Jahrhunderte die Friesen sich hier rein erhielten, ob sie durch die Kämpfe mit den nordischen Seeräubern gelichtet wurden oder sich schon früher durch Zuzug von der hohen Geest aus, also vom Sachsenstamm her vermischten, das alles liegt für die Forschung noch im Dunkeln. Aber zwei Thatfachen erweisen es, daß der Friesenstamm sich seine volle Eigen-

art nicht erhalten hat. Die friesische Sprache, welche noch bis in unsere Zeit in so manchem Ortsnamen und Vornamen hineinreicht, wurde durch die sächsische Mundart, das sogenannte Plattdeutsch ebenso verdrängt als die altfriesische Bauart der Häuser durch die sächsische. Das Volk aber lebt in seiner Sprache und prägt in seinen Wohnräumen ein gut Stück seiner Eigenart aus. Wenn sich dennoch friesischer Sinn und friesische Art nicht völlig verwischten, so liegt der Grund dafür in dem mit größerer Treue und Festigkeit festgehaltenen friesischen Recht.

In dem Megabuche sind uns die Rechtsquellen der Friesen, welche vom 9. bis zum 15. Jahrhundert schriftlich festgelegt wurden, erhalten. Voran die *lex Frisionum*, jenes Gesetz der Friesen, dessen Sammlung Kaiser Karl der Große veranlaßte. Man merkt an ihr schon den sichtenden christlichen Geist, der Heidnisches tunlichst ausschied. Nur vereinzelt und hier offenbar durch ein Übersehen verirrt sich darin noch eine Strafbestimmung wider Entweihung heidnischer Heiligtümer. So, wenn den Schänder die Schande der Entmanung treffen, er an den Strand geschleppt, ihm die Ohren abgeschnitten und er den Göttern geopfert werden sollte. Keineswegs aber war heidnischer Sinn mit der Einführung des Christentums sofort überwunden. Der Ruf einer entsetzlichen Grausamkeit und Wildheit erhält sich für die Friesen noch bis ins Mittelalter hinein. Der See- und Strandraub galt mit nichts für eine Schande. Ein altes Volkslied singt: „Raven, roven dat en is ghein schande, dat dojnt die besten van dem lande.“ Noch lange spielten die Blutrache und das Fehderecht ihre Rolle. Die Angehörigen der Sippe, d. h. die Familienmitglieder, wurden ehr- und friedlos, wenn sie den erschlagenen Blutsfreund nicht blutig rächten. Es hieß: *Blot mot ma mit blot kela*, ein Grundsatz, der nicht etwa für die Obrigkeit allein das Schwert und seine blutige Strafe aussondern, sondern den einzelnen wie der Sippe das Fehderecht einräumen wollte.

Erst durch jahrhundertelange Bemühungen der Kirche wurde hier Wandel geschafft, das Fehderecht beschränkt und der Blutrache Einhalt geboten. Es ist bekannt, daß es Willehadus war, welcher auch in unsere engere friesische Heimat die Predigt des Kreuzes trug. Man nennt ihn daher mit Recht den Apostel der Friesen. Alte angelsächsische Chroniken melden, daß schon vor der Zeit Karls des Großen, namentlich nach Schottland Friesen gewandert seien.

War auch Willehadus nicht friesischer, sondern sächsischer Abstammung, aus dem Süden Englands von Northumberland gebürtig, so mag in den englischen Klöstern des Südens die Erinnerung an die deutsche Abstammung Anlaß gewesen sein, die Gabe deutschen Blutes mit der Rückgabe des Evangeliums von dem heiligen, teuren Blute Jesu Christi zu vergelten. Nachweislich ist Willehadus auch in unser Stadland gekommen. Es gehörte mit zu dem Sprengel des von Karl dem Großen dem mutigen Heidenapostel 785 angewiesenen Bremer Bistums. Mit Schmalensleth verbindet die legendenhafte Lebensbeschreibung des Willehadus das Gedächtnis an eine daselbst an einer Frau, mit Namen Dislith, vollbrachte wunderbare Heilung. Aber nicht legendenhaft, sondern geschichtlich beglaubigt ist es, daß Willehadus am 8. November 789 zu Bleckateshem, d. h. Blexen, verstarb. Sein letzter Gedanke galt auch dem Lande unserer Väter, das er fürbittend der Gnade des Herrn, von dessen Barmherzigkeit die ganze Erde voll, das er nochmals besonders auch der Treue seiner Schüler und Nachfolger befohl.

Den durchdringenden Hirtenaugen eines Willehadus konnte es ja nicht verborgen bleiben, daß die Befehrung der für das Christentum gewonnenen friesischen Heiden nur einen Anfang bedeute, daß ihre Durchdringung mit dem Sauerteige des Himmelreichs die Aufgabe einer Arbeit von Jahrhunderten sein werde. Wen will das wundernehmen? Man braucht ja nur die Geschichte seines eigenen Lebens anzusehen. Gewiß ist der Boden unserer Taufe tragkräftig. Wir sind durch Christi Blut erkaufte, wir sind in Jesu Tod getauft. Aber das Töten und Sterben des alten Menschen in uns ist nicht wie gewisse Methodisten und Baptisten und ihre schwärmerischen deutschen Nachtreter träumen, das Werk eines einzigen Augenblickes, sondern die bleibende Aufgabe des ganzen Lebens. Und nicht anders steht es mit der Heidenbefehrung. Die Geschichte der christlichen Kirche, der christlich gewordenen Völker zeigt uns das Bild eines nimmer ruhenden Kampfes gegen die noch immer wieder aufstehende alte Heidenart.

Auch in der Geschichte unseres friesischen Stad- und Butjadingerlandes, auf welches ich heute die Aufmerksamkeit lenke und beschränke, wiederholt sich diese Erfahrung. Wir gehen nach Blexen, bekannt ist dort der uralte Willehadusbrunnen im lauschigen Pfarrgarten, und auf dem Chor das in Stein geschlagene Bild von dem Märtyrertode des heiligen Hippolyt, dem die Blexer Kirche ge-

weihet wurde. Bleckateshem so lautet der alte Name von Blexen. Blixheim, so deuten ihn des Altertums kundige Männer. Schon der Name verrät es, daß hier eine Kultusstätte des friesischen Gottes Thunar (Donar, Thor) gewesen, dessen Wagen die heidnische Phantasie in der dunklen Wetterwolke, dessen Waffe sie in dem Blitze sah, dessen Sinnbild, der sogenannte Thorhammer, sich in dem Hafentreuze der Küstringer Hausmarken, auch in der Esenshammer Kirche an den Kirchstühlen erhalten hat. Und wie in Hilgenland, Helgoland seine heilige Quelle und seine heiligen Kinder unter der Hut heidnischer Priester standen, so mag auch der sogenannte Willehadusbrunnen nur die Quelle bedecken, die einst dem friesischen Donnergotte heilig war und an dem einst seine heiligen Kinder gepflegt wurden. Ist es zuviel behauptet, wenn man in dem Denkmal des Hippolyt eine Erinnerung daran aufweist? Es zeigt uns den Märtyrer, wie er von gehörnten Stieren geschleift wird. Eine seltsame Änderung der Legende, die nur vom Schleifen durch Pferde weiß. Aber in der Heiligenlegende verschmilzt oft heidnische Erinnerung mit christlichem Aufpuß. Also, — ich sage vielleicht —, gab die Erinnerung an die Stiere des Thunar den Anlaß, die Pferde der Legende in gehörnte Kinder zu verwandeln. Ebenso mag der Hammer des Donnergottes hineinspielen in jene Sage, daß 1368 in der Schlacht bei Coldewerf die Keule des heiligen Hippolyt vom Himmel gefallen sei. 200 Pfund schwer ward sie noch bis 1534 in der Blexer Kirche bewahrt, aber neben vielen anderen Kleinodien von Graf Anton I. in die Burg von Dvelgönne geschleppt. Der evangelische Pastor Solricus Meinardus, welcher von 1563 bis 1586 in Blexen amtierte, erzählt das. Noch das Blexer Visitationsprotokoll von 1638 erwähnt diese Sage. So vermischten sich heidnischer Aberglaube und katholische Legende mit dem Gedächtnis an eine Heldentat unserer friesischen Väter, welche den ritterlichen Übermut des Oldenburger Grafen Karsten, als er auf die Ankunft seiner Vettern verzichtend sich vermaß: „dat is Vresen snigede, he wolde en allene mit den sinen genog wesen“ mit der völligen Niederlage und Niedermeßelung der feindlichen Bedränger beantworteten.

Blexen ist reich an im Aberglauben fortwuchernden heidnischen Erinnerungen. Doch wir wollen im Stadlande suchen. Leitet auch hier der Aberglaube uns auf Spuren von altem heidnischen Kultus? Ich will vorübergehen am Schmalensfether Mühlenhamm, wo der

Teufel als Hund spuken, bei der Schmalenslether Trifft, wo Zwerge hausen sollen, bei dem Mürrwarder Warf mit seinen Zwergen, welche den Bauern Milch und Butter wegstehlen, auch bei dem Knappenburger Hamm, wo Rüche und Melkerin von Spukhasen geschreckt werden, ebenso an dem Stollhammer Hexenberg, wenn auch jeder seinesgleichen die Vermutung an alte heidnische Kultusstätten nahe legt. Denn ich möchte im Esenshammer Kirchspiele, am Wege nach dem Esenshammer Siel links im sagemumwobenen Kuhlham mit Euch stehen bleiben. An einer niedrigen Stelle desselben steigen Salpeterdünste auf. Es soll nicht geheuer dort sein. Vor Zeiten soll eine Burg dort gestanden haben, deren Bewohner frech allen Lüsten fröhnten, bis endlich in einer Gewitternacht die Burg mit allem Lebendigem darin in den Erdboden versank. In einem Schwefelspfuhle müssen nun die Bewohner brennen. Nur zur Abendzeit tauchen sie auf der Kuhlstätte auf, um den Wanderer zu einem Gebete für ihre armen Seelen zu bewegen. Solange aber sind die verdammten Seelen an den Ort gebannt, bis sie einmal das Kirchspiel vor einem großen Unglück bewahrt haben werden. Ein Pater Dionysius soll das Strafgericht auf die Burg herabbeschworen haben, als die Bewohner derselben ein von der Beichte kommendes Mädchen aufgegriffen hatten.

Wir haben hier eine Sage vor uns, deren Färbung uns über den Anfang der Reformation zurückführt. Sie malt mit dem Schwefel des Fegefeuers und der Banngewalt der katholischen Priester, die eine so große Rolle auch im Oldenburger Aberglauben spielen. Ob wir hier nur Übermalungen alter Bilder aus heidnischer Vergangenheit vor uns haben? Ob im Kuhlhamm eine alte Kultusstätte abgetragen wurde und vielleicht irgend ein Spuk der Arbeit ein Ziel setzte, wer kann das wissen. Eins aber ist wie so oft ersichtlich, daß hier der Aberglaube doch auch einen ernsteren Kern birgt: die Überzeugung, daß ein Frevel am Heiligen, an Heiligtümern und Sakramenten hier wie dort seine wohlverdiente Strafe finde. Darin sind heidnische und christliche Sagen eins und darin spiegelt sich der deutsche fromme Sinn und seine Achtung vor heiligen Stätten und Sitten, welche der Anbetung und dem Suchen der armen unruhigen Menschenseele zum Frieden dienen.

Der Kirchenvater Tertullian schrieb eine Schrift über die von Natur aus christliche Seele, worin er nach Pauli Anleitung das Sehnen der Heiden nach dem unbekanntem Gotte schildert. Es war

ein Beweis der erziehlichen Weisheit der katholischen Kirche, wenn sie an dieses Sehnen anknüpfte und gerade bei den deutschen Stämmen fand sie hier ein reiches, tiefgründiges Feld. Aber nicht so unbedenklich war es, wenn sie heidnischen Bräuchen ein christliches Gewand gab, um so den Heiden den Übergang zu der Kirche zu erleichtern. Denn nachweislich hat sie darin nicht immer im Lichte des göttlichen Wortes Rechtes und Verkehrtes unterschieden, Unwahres vom Wahren ausgeschieden. Nirgends tritt uns das klarer als bei dem katholischen Heiligen- und Reliquiendienst entgegen, der auch bei unseren friesischen Vorfahren vor der Reformation eine breite Stelle einnahm. Schon, wenn wir über das Stadland nicht hinausgehen, kommt eine gute Menge von Heiligen zusammen. Jede Kirche hatte ihren Heiligen, nach dem sie genannt wurde, Stollhamm den St. Nikolaus, Abbehausen den St. Laurentius, Rodenkirchen den St. Matthäus, Holzwarden den St. Bartholomäus. Daneben bestanden für andere Heilige besondere Altäre, die mit Gaben geschmückt und mit Land dotiert waren. Voran steht Stollhamm mit den St. Gotthardi, St. Viktoris, St. Nikolai und St. Marienlehnen. In Abbehausen gab es die Altäre und Lehne St. Mariae, St. Viktoris und St. Gotthardi, daneben silberne und goldbeschlagene Bilder von St. Georg und St. Lorenz, in Rodenkirchen und Esenshamm je drei Vikarien der heiligen Anna, des Pankratius und Viktor, ebenso in Holzwarden zwei Lehne von St. Petrus und St. Anna.

Also auch der Friesenstamm sorgte nicht, wenn es galt, durch irdische Aufwendungen das himmlische Heil und den Schutz der Heiligen schon auf Erden sich zu sichern. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn unsere katholischen Väter sich ganz besonders um die Gunst des Heiligen Nikolaus bemühten, wenn sie ihm wie in Stollhamm, Elsfleth, Neuenbrok und Oldenbrok Kirchenaltäre, an anderen Stellen wie in Holzwarden Glocken weihten. War er doch der Schutzheilige der Schiffer, der Dämme und der Deiche, dessen Hilfe man anrief bei Sturmes- und bei Flutnöten, wie einst die heidnischen Väter mit ihren an Wodan erinnernden Gebetsrufen: „Ode“ oder „de Wei un de Woh“.

Aber wir täten unrecht, wenn wir nicht die treue Arbeit anerkennen wollten, welche die katholische Kirche nach dem Maße ihrer eigentümlichen Gaben und der ihr aufgeschlossenen Erkenntnisse getan hat. Sie hat nie abgelaßen, ihr Zeugnis wider das Unrecht der Blutrache und des Fehdewesens abzulegen in den Bestrebungen des

Gottesfriedens, als deren letzter Ausläufer für Rüstungen die von den Richtern, Kirchherren und der ganzen Gemeinde des Viertels buten (rechts) der Tade beschlossenen Kürren vom Jahre 1479 bekannt sind. Gerade in einer Zeit, wo so viele Köpfe wider- und so viele Kräfte auseinandergingen, hat die katholische Kirche als ein Fels dagestanden in der Brandung, um der bösen Geister Herr zu werden. Ohne Frage vermissen wir Protestanten bei dieser Erziehungsarbeit den rechten Geist. Wir werden es nie billigen können, daß dabei nur zu oft das Gesetz das Evangelium zurückdrängte und der klare Quell der christlichen Freiheit verbaut wurde, daß das Laienvolk geflissentlich auf der Stufe kirchlicher Unmündigkeit erhalten wurde. Diese Machtgelüste der Geistlichkeit mußten den Widerspruch charaktervoller Naturen geradezu herausfordern. Es ehrt den Friesenstamm, daß ihm der Sinn so fest nach Recht und Freiheit stand und er durch das Recht seine Freiheit gegen kirchliche und fürstliche Übergriffe zu wahren bestrebt war. In den besten Zeiten, wo noch nicht die wahnwitzige Sucht, rücksichtslos und unbekümmert um das Wohl des Ganzen den eigenen Kopf und den eigenen Vorteil durchzusetzen, das Spiel gewonnen hatte, betrachteten sie das als ihren Stolz, daß „alle friesen friheren weren off hoch off leg so lang as de Wind weihe, de wulken tögen und de welt stahn bleve“ und hielten fest darauf, daß ihr Gericht frei und jeder Mann nach dem Rechte freier Sprache und freier Antwort seine Klage anzubringen, der Richter sie anzunehmen und der Beklagte seine Einrede selber vorzubringen habe. Solange noch nicht die Uneinigkeit den bürgerlichen Nachbarn in Bremen und den fürstlichen in Oldenburg das Spiel in die Hände gegeben, ward unter diesem freien Bauernvolke keine Hörigkeit und keine Leibeigenschaft geduldet. Ebenso entschieden aber wußten sie in dem Sendrechte die Ansprüche priesterlicher Herrschaft im Sinne der Volksfreiheit zu beschränken. Im ganzen 13. Jahrhundert war der Geistlichkeit jeder Anteil an der Landesregierung ver sagt. Erst bei den Upstallsbomer Versammlungen (1323) erschienen Geistliche unter der Volksgemeinde und seit dem Aufkommen der Häuptlinge (1361) regelmäßig als mithandelnd. Ohne Einwilligung des Bischofs oder des Dompropstes durften auf freiem Eigengute Kirchen gebaut, die Priester mußten von den friesischen Gemeinden gewählt werden und zwar aus friesischem Stamm. Erst dann erfolgte für die Kirche die bischöfliche Weihe, für die Priester die bischöfliche Einsetzung.

Änderungen fanden nur statt, wenn wie z. B. 1263 in Golzwarden die Kirche auf einem dem Bremer Erzbischofe gehörenden Grundstücke erbaut ward. Priester ohne Ehefrauen duldeten die Friesen nicht unter sich und so verbreitet war unter ihnen die Priesterehe, daß Bestimmungen über das Erbrecht der Priester getroffen werden mußten.

Aber man halte darum die Friesen nicht für unfromm, als hätten sie sich um die Kirche gar nicht gekümmert oder über Christenglauben und Sitte sich trotzig hinweggesetzt. Dem Rüstinger *Wesegabuche* standen die heiligen 10 Gebote voran, nach friesischer Anschauung das bürgerliche Recht auf dem göttlichen Grunde. Jenes will und soll nichts anderes als die 10 Gebote im praktischen Leben durchführen. Darum nimmt es auch an ihrer Heiligkeit teil und jede Beeinträchtigung des friesischen Rechtes wird mit dem himmlischen Zorne von Gott und allen seinen Heiligen und der Verdammnis bis in die tiefste Hölle bedroht. Das ihnen so hochstehende Zeugenrecht vor Gericht wurde verwirkt, wenn einer das apostolische Glaubensbekenntnis und das Vaterunser nicht kannte, oder wenn einer sich um die 40 tägige Fastenzeit mit der sie abschließenden Osterbeichte nicht kehrte oder zum Meineidigen, zum Totschläger, zum Hurer geworden war. Zweimal im Jahre wurde das Sendgericht gehalten in den dafür bestimmten Kirchen. Im Anfang hatten nur die Kirchen zu Blexen, Langwarden und Oldensum im Butjadingerlande die Berechtigung, dann auch Rodenkirchen und Esenshamm und seit 1263 Golzwarden für das Stadland. Von Bremen kam dazu der Rüstinger Domprobst. Das Gericht wurde unter seinem Vorsitze von dem Ortsgeistlichen, dem Richter (*Wesega*) und den Ältesten (*Aldirmon*) gebildet, also keineswegs die Entscheidung vorwiegend in priesterliche Hände gelegt, und mit nichten die kirchlichen Vergehungen den sittlichen voran, wohl aber ihnen gleichgestellt. Es würde uns zu weit führen, die Sendfragen im einzelnen durchzugehen. Nur erwähnt sei, daß lange noch nach heidnischem Aberglauben und Zauberkünsten, nach heimlicher Teilnahme an heidnischen Opfern und Genuß von Pferdefleisch gefragt wurde. Der Zusammenhang zwischen Heidentum und Aberglauben war also noch nicht vergessen, der Kampf der katholischen Kirche dagegen nach dem Maße ihrer Einsicht keineswegs aufgegeben.

Und die Kirche hatte nicht allein gegen die Reste heidnischen abergläubischen und abgöttischen Wesens, sie hatte ebenso sehr gegen

die Ausbrüche der alten heidnischen Wildheit zu kämpfen. Wer einen Einblick getan hat in die grausam geführten Fehden der alten Friesen, ihren Hang zu See- und Strandräuberei, der wird die Klagen der Kirche über ihre maßlose Wildheit und daß sie sich von niemand etwas sagen lassen wollten, nicht lediglich als Seufzer gehinderter priesterlicher Herrschaftsgelüste werten. Nur ein Beispiel statt vieler, mag es auch den Gipfelpunkt der Grausamkeit bezeichnen. Es führt uns in die Esenshammer Kirche. Sie galt als die festeste im Küstringerlande und war mit Turm, Bollwerk und tiefen, breiten Gräften wohl versehen. In ihr mußte sich der Esenshammer Hovetling Hajo Hosken verteidigen; denn die vereinte Rache der Bremer und Severländer bedrohte ihn. Edo Wiemken, der jeversche Häuptling grollte dem Hosken, weil er seine Halbschwester Jarste zur Frau gehabt und verstoßen hatte; die Bremer desgleichen, weil ihnen die unaufhörlichen Kapereien Hoskens unerträglich wurden. Es ist ums Jahr 1381. Von über 1000 Mann wird die Kirche belagert und mit Bliden, jenen alten Wurfgeschossen und den neu aufkommenen Pulverbüchsen beschossen. Fünf Last Pfeile sollen außerdem über die Bedrängten niedergegangen sein. Endlich mußte Hajo Hosken sich ergeben. Die Bremer überlieferten ihn bedingungslos der Rache seines einstigen Schwagers. „Do slog he öhne“, so erzählt Kemmer, der Chronist, „in den Stock tho Jever up den Thorne, leth öhne sehr smachten und thom lesten wundt he öhne mit einem haaren tauwe midden van einander“ und heißt es weiter, die Rache traf ihn mit Recht für ähnliche oft verübte Grausamkeiten; denn „wem Hajo gefangen kreeg und wolde den schatten, so band he öhne ein haaren tauwe umme dat blote lief und dreygede idt mit einem Knevel toc und pinigde den Fangen also dat Guth aff, des ward he so wedder doot gepiniget.“

Das sind dunkle Flecken in dem Bilde der friesischen Vergangenheit, vor denen einem das Verlangen nach der alten Freiheit wohl vergehen mag. Die Güter von Freiheit und Recht, von Besitz und Leben, sind jetzt doch gesicherter und die Begriffe von Menschlichkeit und Kultur unweit tiefer und reiner als in jener guten alten Zeit. Diese Hebung ist nicht über Nacht gekommen. Daß Kirche und Obrigkeit auch in jenen Tagen sich gemeinsam darum bemühten, das beweisen die Fortschritte, welche gerade das friesische Strafrecht in jenen späteren Gesetzen machte, die nicht zum mindesten auf die Rechtsicherheit von Gut und Leben zielten.

Alle diese Arten von sogenannten „Frieden“ für Kirche und Haus, für Arbeit und Gericht, für die geistlichen und weltlichen Beamten, für die Wehrlosen, die Pilger, die zum Gericht Wandernden, bis in die Wochenstube der Wöchnerin hinein für alles, was der Bettumhang barg, galten den Friesen ebenso hoch, wenn nicht höher als der von Klostermauern gewährte, dem beschaulichen Leben gewidmete Friede. Es ist nicht auffallend, wenn in friesischen Landen die Klöster so wenig Boden fanden. Daß sie in ihren besten Zeiten für die Kultur von großer Bedeutung waren, ist ohne Frage, daß auch das Kasteder wie das Huder und das Blankenburger Kloster reiche Güter in Stad- und Butjadingerland besaßen, und mit ihrem Einflusse dahin gereicht haben werden, ist mehr als eine Annahme. Aber im Stadland selber gab es kein Kloster und in ganz Butjadingen streng genommen nur eines, nämlich das Kloster zu Atens. Es war ein Karmeliterkloster. Vor dem 13. Jahrhundert kann es hier nicht bestanden haben, da erst 1238 der 1156 durch den Kreuzfahrer Barthold aus Kalabrien auf dem Berge Karmel gestiftete Orden sich im Abendlande ausbreitete. Es rühmte sich später ein Ordensgeneral Simon Stock, das heilige Skapulier, den priesterlichen Oberock von der Mutter Gottes selber empfangen zu haben und zwar mit der Verheißung, daß, wer darin stirbe, der ewigen Seligkeit sicher sei. Für die Friesen zogen solche Verheißungen wenig und auf Bettelmönche, wie die Karmeliter es waren, hielten sie überall nicht hoch. Um das Jahr 1425, wo das Kloster die Güter der zerstörten Friedeburg erhalten haben soll, zählte es außer dem Prior nur acht Mönche. Zwei im Atenser Archive erhaltene Siegelabdrücke, einer von 1517 mit dem Namen des Priors Johann Kruse, der auch auf dem Atenser Altarfelche sich findet, geben uns heute noch von dem im 16. Jahrhundert verloschenen Kloster Kunde. Graf Anton ließ die Stelle des verstorbenen letzten Priors unbesezt und zog wie die der übrigen auch die Güter dieses Klosters ein.

Im Stadlande stoßen wir nur auf den Johanniterorden. Er war wie der Karmeliterorden im heiligen Lande entstanden und als ein Ritterorden gestiftet, welcher sich die Beschützung des heiligen Grabes und ganz besonders die Gastfreundschaft und Krankenpflege an den Pilgern zur Aufgabe stellte. Nach dem Verluste des heiligen Landes an die Sarazenen hatten sie nicht mehr in Jerusalem, sondern seit 1310 auf der Insel Rhodus, seit 1530 auf der Insel Malta

den Mittelpunkt ihrer Niederlassungen. Weit über die europäischen Lande erstreckten sich ihre Güter und Ordenshäuser, welche sie sich durch Geschenk oder durch Kampf erworben hatten. Man meint wohl nicht mit Unrecht, daß die Friesen aus eigenem Antriebe ihre Verbindung mit den Johannitern anknüpften. Vom Anfange des 13. Jahrhunderts bis über seine Mitte hatten sich unsere friesischen Voreltern an den Kreuzzügen beteiligt, sogar eine kleine Flotte zum Kampfe gegen die Ungläubigen ausgesandt, sich 1217 bei der Belagerung von Damiette ausgezeichnet und noch 1270 mit 500 Mann bei Tunis mitgekämpft. Zweierlei mochte gerade bei dem Johanniterorden für die Friesen anziehend wirken, daß seine Glieder ihren Beruf in der Krankenpflege und Beschützung der Pilger und Wanderer suchten und das Laienelement bei ihnen vorwog. Im Rüstinger Friesengebiete, welches früher außer dem Teverlande auch Butjadingen und Stadland umfaßte, hatten die Johanniter außer in dem bei Sturmfluten untergegangenen Havermönniken Ordenshäusern in Roddens, Inte und Stiek, im friesischen Saterlande zu Bolelesch, daneben in den Oldenburger Grafschaften zu Strückhausen, Bredehorn, Hahn ihre Niederlassungen, in der Stadt Oldenburg endlich eine St. Johanniskapelle. Für unser Stadland kommt Inte in Betracht, dem gegenüber nördlich von der alten Ahne ein Ordenshaus gestanden haben muß, von dem der Name „Kloster“ sich bis heute erhalten hat. Dort wurden noch 1750 Überbleibsel gefunden, „Mauertrümmer, auch alte Mönchbücher in Schweinsleder gebunden, aber zerrissen und mit eisernen Ketten an die Wandmauern geschlossen“. Von der Tätigkeit der Johanniter sind sonst keine Einzelheiten bekannt, sie werden aber Kranken und Pilgern ihre Pflege nicht versagt haben. Ihre Güter wußte Graf Anton I. mit Geld und List an sich zu bringen. Ist es nicht denkwürdig, daß auch bis in diesen abgelegenen Winkel des Stadlandes hinein die letzten Wellenringe der Kreuzzüge ihren Weg fanden. Das Friesenvolk war überhaupt im Mittelalter keineswegs so ruhig und sesshaft als in den beiden letzten Jahrhunderten. Es trieb nachweislich schon früher nach dem Oberrhein hin Handel, es hatte in Mainz und Worms seine Niederlassungen, und seine weißwollenen Gewebe, deren Fabrikation auch im Huder Kloster betrieben wurde, waren weltbekannt und fanden als gesuchte Handelsware oder als Geschenke nicht nur nach Rom, an den päpstlichen Hof, sondern bis nach dem Orient hin ihren Absatz.

Doch nicht der friedliche Ritterdienst des Webstuhls und der Elle stand oder blieb im Vordergrund. Das Meer und die Weser, welche unser Stadland berührten, stellten dem Lande nähere Aufgaben. Wir können heute von dem Kampfe mit dem Meere und seinen verheerenden Sturmfluten schweigen, gegen deren Einbruch unsere Vorfahren sich leider nicht mit der so nötigen, einheitlichen Zusammenfassung des Deichschutzes, wie wir ihn heute dank der Gesetzgebung von Grafen und Königen aus dem Oldenburger Hause genießen, gewachsen zeigten. Auf die aus der Uneinigkeit erwachsene und ihr dienende Kirchturmspolitik der Häuptlinge und Gemeinden möchte ich die Blicke lenken; denn mehr noch als Leben und sicheres Gedeihen der Bauern untergrub sie. Sie zog den völligen Verlust der politischen Selbständigkeit nach sich. Die Kaufleute, wie die Erzbischöfe Bremens suchten ebensogut als die Oldenburger Grafen ihre Herrschaft bis zur Nordsee und über das obere Wesergebiet auszudehnen. Immer war es die Uneinigkeit der Friesen, welche der nachbarlichen Begehrlichkeit zum Siege verhalf. „Lewer dot as slave“, so lautete der stolze Wahlspruch der Friesen, und viel Friesenblut ist dafür geflossen, aber nicht immer zur Ausfaat für Ernten der so hochgehaltenen friesischen Freiheit. Zwar ward der goldene und der eiserne Schlüssel, womit die Bremer das Verließ der Friesen zu öffnen und dann zu ihrer Knechtung zu verschließen wußten, wieder ab- und zurückgestoßen, indessen schließlich nur, um den oft geschlagenen, aber doch zuletzt siegreichen Oldenburger Grafen die Bahn frei zu machen. Nachdem im letzten heldenhaften Ringen bei der Hartwarde Landwehr und bei Langwarden die Widerstandskraft der Friesen gebrochen war, mußten sie ihren Nacken unter den schweren, harten Fuß der Grafen Oldenburgs, eines Johann XIV. und Anton I. beugen. Es war am 17. Januar 1514. Noch an der Landwehr wurde der Aufforderung zur Ergebung die stolze Antwort: „man wollte lieber einmal sterben, als ewig von fremden Amtleuten geschunden werden; „he schull man ankamen.“ Die Stellung der Friesen erschien auch den Gegnern uneinnehmbar. Das vor der Landwehr laufende Tief war aufgeeisf. Die Schollen, an beiden Ufern fast haushoch aufgetürmt, hatte man mit Wasser begossen, welches, rasch gefrierend, die einzelnen Blöcke zu einer unübersteiglichen Eismauer verband, hinter ihr lag das wehrhafte Friesenvolk und erwartete getrost die Feinde. Aber am 21. Januar wies ein in Oldenburger Diensten stehender vornehmer Stadländer,

Schauenburg, Am Segensstrom des Evangeliums.

Gerke Abbesen, dem Gegner einen Weg durchs gefrorene Moor, so daß er die Verteidiger umgehen und ihnen in den Rücken fallen konnte. So mußten sie der Übermacht erliegen. Bis zu 800 Leichen bedeckten die Wahlstatt. Die Gefangenen barg die Esenshammer Kirche, während die Sieger rasch den nordwärts bei Langwarden sich setzenden Friesen auf den Fersen folgte. Ihren einzigen Stützpunkt, die Langwarder Kirche, legten die Feldgeschütze nieder. Nach drei Tagen war reine Bahn gemacht. Bei den Friedensverhandlungen wurde den mürrischen Gewordenen gegen Unterwerfung, gegen den 10. Hocken vom Baulande, gegen die nach Landrecht verwirkten und von nun an dem Fiskus zufallenden Brüche und eine Summe von 4500 Goldgulden die Herausgabe ihrer Güter und Kleinodien zum erblichen Besitz versprochen, auch das alte Friesenrecht und Gericht nach dem Asegabuche ihnen gelassen. Aber die Rechtsunsicherheit und Rechtslosigkeit, über welche die unterworfenen Gebiete namentlich unter Graf Anton I. klagten, begann schon zu Lebzeiten seines Vaters. Viele räumten Gut und Land und konnten erst, nachdem sie 16 Jahre lang als Ballinge, d. h. Vertriebene umhergeirrt, durch Graf Edzards von Ostfriesland Vermittelung in ihre Heimat zurückkehren. Daß Johann XIV. sein Versprechen hielt, die silbernen und goldenen Geräte, welche er aus den Kirchen zusammengeraubt hatte, zurückzuerstatten, ist nicht anzunehmen. Er hatte schon 1506 bei dem Doktor Heinrich von Wyldehusen, welcher sich als Helfer des päpstlichen Ablaßpredigers Arcimboldus in Bremen einstellte, wegen seines „notgedrungenen“ Kirchenraubes einen Ablaß für sich, seine Familie, seine Nachkommen und das ganze Land erkaufte. Ein solcher Pakt, bei dem sich Obrigkeit und Kirche unter dem Deckmantel der Religion über den Raub verglichen hatten, wird sich auf lange hinaus dem Gedächtnis des Volkes mit Groll und Abscheu eingegraben haben.

Graf Johann XIV., welcher für sich das Stadland erhalten hatte, kaufte die übrigen unter die Braunschweiger Herzöge verteilten Gebiete Butjadingens von diesen zurück. Rücksichtsloser noch als sein Vater verfolgte Graf Anton mit Unrecht und Gewalt das Ziel, die bisher freien Bauern unter das Joch der Hörigkeit zu zwingen. Es würde uns zu weit führen, die Akten darüber aufzurollen. Wir mußten aber daran erinnern, weil jene Bergewaltigung die Folie bildet für ein zu gleicher Zeit sich vollziehendes Befreiungswerk, für die Reformation.

Es ist ein eigenartiges Spiel der Geschichte, daß für die

Friesen der Verlust ihrer staatlichen und bürgerlichen Selbständigkeit gerade in die Zeit jener gewaltigen Gärung fällt, welche in der Lösung von der katholischen Kirche durch den Sieg des lauterer Evangeliums ihren Abschluß fand. Besteht dafür ein innerer Zusammenhang? Suchte das Volk in der Befreiung von der priesterlichen Bevormundung, in der evangelischen Gewissensfreiheit einen Ersatz für den Verlust seiner äußerlichen Unabhängigkeit? Die damaligen Verhältnisse unterstützen kaum die Bejahung dieser Frage. Denn für das Empfinden des Volkes konnte nichts störender sein, als daß sein Unterdrücker Graf Anton sich für die Reformation entschied und abermals zum Schaden der Gemeinde den ausgiebigsten Gebrauch machte von der den Fürsten durch den Speyerschen Reichstagsabschied von 1526 gegebenen Befugnis, die Sache der Religionsänderung selbst in die Hand zu nehmen. Denn es fühlte jede Gemeinde an ihrem eignen Vermögen, wenn Graf Anton sich für die Befreiung des Evangeliums mit den Kirchengeldern und Gütern bezahlt machte. Wäre es nicht denkbar gewesen, daß sie sich für das Geschenk der evangelischen Freiheit aus dieser harten Hand bedankt hätten! Aber dieser Widerspruch ist nicht erhoben worden. Oder waren sie durch das öffentliche Elend gleichgültig geworden gegen alle idealen Güter? Waren sie so abgestumpft, daß sie in dumpfer Verzweiflung alles über sich ergehen ließen? Nach den Akten der Reformationsgeschichte müssen wir das abermals verneinen. So wie die Friesen nach Rechtsicherheit, nach einem geschriebenen Recht anstatt des in den Hintergrund gedrängten Abgabebuches mit Klagen und Anklagen bis an das Reichskammergericht liefen und riefen, ebenso entschieden drangen sie auf kirchliche Ordnung. Die Gemeinden und ihre Geistlichen ohne Leitung durch einen eigenen Superintendenten, die Schulen hier und da ohne Lehrer, die Gemeinden je und je ohne ordentlich berufene und bestellte Hirten, das Kirchengut verzettelt und unzureichend für die Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse, die Kirchengebäude in Verfall, — auch das ihre Klage und Besserung dieser Zustände ihr Drängen bei den Braunschweigischen Lehnsherren. Sie riefen nach Ordnung für das Evangelium, betonten aber zugleich, daß es früher anders gewesen, wo doch in manchen Gemeinden Geistliche und Vikare sich des Unterrichts ihrer Kinder hätten annehmen können.

Wer darin aber ein allgemeines und tiefgehendes Sehnen der Volksseele zurück unter das alte Joch der Priester finden wollte,



der bedächte weder den protestantischen Sinn unserer Väter, noch den Hergang der Reformation. Gerade unser Stadland kann uns Belege dafür bieten. Gegen priesterliche Bevormundung hatten die Friesen sich von jeher durch Recht und Sitten verwahrt und gehehrt. Nach Freiheit dürsteten sie. So fand die Kunde der kirchlichen Befreiung einen bereiteten Boden. Luthers Proteste wider Roms Irrtümer mußten ihnen in das Ohr klingen, wie wenn es früher hieß „Tojedute“, ziehet aus, das Recht zu schützen an den Bedrängten ziehet aus, seine Bergewaltiger zu verfolgen. Und gerade im Stadlande sind es Friesen von Geburt, welche von 1527 an den Ruf: „los von Rom und hin zum Evangelium“ erhoben. Edo Solrichs Stithard in Rodentkirchen und Edo Boling in Esenshamm. Edo Boling war nicht eines Priesters Sohn wie jener Volken in Tossens, unter dessen evangelischen Predigten der alte katholisch gebliebene Vater und Priester murmelte: „du lüggst, du lüggst“. Bolings Vater soll ein Bauer der Esenshammer Gemeinde und in Hafendorf begütert gewesen sein, einer vom Stamm der berühmten Blexer Häuptlingsfamilie Volken. Schon 1521 war er in Esenshamm ins Amt gekommen, das vor ihm sein Onkel Edo Boling bekleidete. Ist er ein Freund jenes Umme Klefen gewesen, der auch ein Stadländer war und von 1528 an mit Walter Kenzelmann und Mardus das Evangelium in der Stadt Oldenburg zum Siege führte? Hatte er mit Klefen und dem Beckumer Hodderßen zu den Füßen Luthers gesessen und wie jener die Magisterwürde sich aus Wittenberg geholt? Alte Nachrichten sagen es und wissen zu erzählen, daß Luther dieses Kleeblatt mit großen Erwartungen für die Sache der Reformation in die Heimat entließ. Diese Überlieferung mag recht oder unrecht haben, jedenfalls hatten sie alle drei aus dem Borne wahrer Freiheit und edlen Mutes, aus dem Evangelio ihr Dürsten nach Wahrheit gestillt. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib! Laß fahren dahin! Sie haben kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben“, von diesem frommen Troß Luthers waren sie erfüllt. Ein nicht geringer Teil seiner Gemeinde soll sich wider ihn erhoben haben, als Boling zuerst die neue Lehre von der Esenshammer Kanzel verkündigte. Vor allen soll die adelige Familie v. Brüggemann, die damals auf Butterburg saß, auf ihn erboßt gewesen sein. Als diese Familie am Nachmittage des ersten Ostertages spazieren ritt und Boling begegnete, „do bekruzigede sick dat junge Frölen und wendete

eer Peerd, umme den Ketter nicht antosehen“. Edo Boling sollte es bald zu fühlen bekommen, daß noch mächtigere, daß die Gräfin Anna mit ihren beiden Söhnen Johann und Georg der Römischen Lehre noch anhängen. Vor den durch diese ausgesandten Häschern mußte er fliehen und als er bei seinem Vater in Hafendorf nicht mehr sicher war, ein Versteck in einer Reithbrake beim Hafendorfer Sande am rechten vormaligen Weserdeiche suchen. Ein Hamm, der letzte westwärts des Deiches rechter Hand, wenn man von Hafendorf hinuntergeht, hieß noch lange Bolingsbrake. Es ward Bolings Rettung, daß die beiden dem Evangelio sich zu neigenden jungen Grafen Anton und Christoph für den Bedrängten Fürsprache einlegten. Der Zwiespalt in dem gräflichen Hause aber hinderte nicht wenig den Fortschritt der evangelischen Sache. Den Anhängern der alten Lehre war ein Rückhalt geboten, so stark, daß die evangelischen Prediger dem Altar nicht nahen durften, wo nach wie vor die Messe zelebriert wurde. Noch 1529 hatte Johann XV., Annas Sohn, zu Speyer den für die Verbreitung der Reformation so ungünstigen Reichstagsabschied unterschrieben. Er war also nicht unter der protestierenden Minderheit, welche in Sachen der Wahrheit von keiner Majorität und Majorisierung etwas wissen wollten, sondern es mit Luther hielten: „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben“. 1531 schloß die Gräfin Anna die Augen. Johann und Georg ließen sich für das lautere Evangelium gewinnen, dieser so nachhaltig, daß er die ganze Bibel eigenhändig abschrieb. Noch lange wurde diese Abschrift als ein ehrwürdiges Familienerbstück bewahrt. Mit Anton Günthers Bibliothek kam sie in die Hand seines Sohnes, des Grafen von Oldenburg nach Barel, wo sie am Ende des 18. Jahrhunderts bei dem Schloßbrande mit zerstört wurde. Von 1531 an übten die Grafen Anton und Christoph unbehindert in den Grafschaften ihr Reformationsrecht, aber leider nicht in einheitlichem Geiste, da Christoph, der eine Zeitlang an dem Hofe des Landgrafen Philipp von Hessen sich aufgehalten hatte, sich zu Zwinglischen Anschauungen hinneigte. Aber Graf Anton hielt fest und steif zu Luthers Reformation. Das Augsburger Glaubensbekenntnis, welches die evangelischen Stände 1530 vor Kaiser und Reich abgelegt hatten, wurde von Graf Anton angenommen und damit der lutherische Charakter der Landeskirche bewahrt, ein Verhalten, das bei diesem gewalttätigen Fürsten vielleicht durch äußere Gründe der Politik bestimmt war und seine Sorge

für den Aufbau der Landeskirche keineswegs anstachelte, das aber durchaus seinem Wesen entsprach. Für Anton gab es kein „Zurück“ und zweierlei Lehre im Lande erschien ihm wie wenn zwei Pferde an denselben Wagen gespannt würden, eins vorne und eins hinten. So war und blieb wie das ganze Land so auch das Stad- und Butjadingerland lutherisch. Seit Johann XVI. und Anton II. 1573 nach ihres Vaters Tode sich in die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst geteilt hatten, kam ein höherer Flug in das Kirchenregiment. Der eingerissenen Unordnung ward gewehrt. Die Kirche hatte wie deichloses Land dagelegen, in das die verschiedensten Strömungen der Lehre aus- und einliefen. Johann XVI. war ein zu gewiegter und erfahrener Deichbaumeister, als daß er eine solche Wirtschaft für das Musterbild evangelischer Freiheit halten konnte. Mit Hilfe Hamelmanns, eines ebenso gelehrten als entschieden lutherischen Geistlichen, sorgte er für den nötigen Deichschutz. 1573 wurde die Oldenburger Kirchenordnung aufgemacht und durchgeführt. Jeder Geistliche bekam sie ins Haus gesandt und konnte sich überzeugen, ob sie mit der Bibel und dem auf ihr ruhenden Augsburger Bekenntnis stimmte. Wer anderer Überzeugung war, und sich nicht auf die Kirchenordnung verpflichten konnte, hätte austreten müssen. Graf Johann hielt auf Reinheit und Einheit der Lehre: wel nich will diken, de mot wiken, das war auch in Sachen der Predigt und Seelsorge sein Grundsatz. Nur einer, der Pastor Hodderßen von Hammelwarden, machte anfangs Einreden, aber er ließ sich durch Hamelmann eines Besseren belehren. Edo Voling, der im Jahre 1547 den 2. August starb und in der Kirche zu Esenshamm vor dem Chor begraben wurde, hatte noch diese Krönung des von ihm als einem der ersten begonnenen Baues der lutherischen Kirche erlebt. Fast 100 Jahre gehörten dazu, um das durch die Kirchenordnung gesicherte Land in rechte kirchliche Kultur zu bringen. Es ist unter Johann XVI., wie unter seinem großen Sohne Anton Günther, dessen kluger Politik es gelang, die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges zum größten Teile von den Grafschaften fern zu halten, redlich daran gearbeitet. Tüchtige Superintendenten wurden berufen, die Ausbildung der Geistlichen gefördert, ein Netz von Kirchschulen und Nebenschulen über das ganze Land gezogen, überall an die Restauration der Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser feste Hand gelegt, die Güter der Kirche durch Patrimonialbücher und Inventare festgelegt, Stuhl- und Grabregister aufgemacht, Kirchenbücher an-

gelegt, und in hochherziger Weise durch Graf Johann XVI. und namentlich durch Graf Anton Günther aus den von seinen Vätern errafften Gütern das Armenwesen gefördert. Vier Armenhäuser für das ganze Land bestimmt, darunter Hofswürden für Stad- und Butjadingerland, nahmen sich der lieben Armut an, die durch die örtliche Armenverwaltung nicht versorgt werden konnte. Und nicht zum mindesten sei es rühmend erwähnt, Graf Johann ließ schon 1590 den kleinen lutherischen Katechismus ins Plattdeutsche übersetzen, damit die „hervörgrünende Jüget“ von Pastor und Lehrer auf die rechte Weide geführt werden könne; denn unsere Väter verstanden derzeit noch wenig das Hochdeutsche. Plattdeutsch wurde bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts gepredigt, plattdeutsch gebetet, gesungen und Kinderlehre und Schule gehalten; denn plattdeutsch war die Bibel gedruckt, deren Übersetzung ins Plattdeutsche auf Luthers Anregung Bugenhagen betrieben hatte.

Daß das Kirchenleben jener Tage hinter dem festen Deichschutz des Bekenntnisses gedieh, davon reden die Visitationsakten, welche in einer Reihe dicker Bände vom Jahre 1574 an vorhanden sind. Natürlich fehlte es nicht an Mängeln; schon damals fragte man nach Verirrungen gegen die zweite Tafel des Gesetzes, wie gegen die erste. Es gab Flucher, es gab Leute, welche die Kirche und das Abendmahl jahrelang versäumten. Aber man sah eine Schande darin; denn es standen schändende Strafen wie Halseisen und Bolzen darauf. Daß „Oberkeitsmittel“ dieser Art nicht fromme Leute schaffen konnten, das ist ebenso gewiß, als daß durch treue Verwaltung von Wort Gottes und Sakrament ein Stand guter, kirchlicher Sitte erwuchs und bis über das 18. Jahrhundert hinaus vorhielt. Kein besserer Beweis als jener Abser Bauerbrief von 1728, nach dessen zweitem Artikel die Bauergeschworenen verpflichtet waren, die Versäumer von Kirche, Beichte und Abendmahl zuerst in Güte, danach mit Brüchen zum Rechten zu weisen und wenn solches nicht verschlage, vornehmlich aber die Schänder der heiligen Sakramente der Obrigkeit anzuzeigen. Man wird gewiß den Wert einer erzwungenen Frömmigkeit nicht hoch veranschlagen, aber doch in dieser vom Volke selber betriebenen Zucht den Kern einer Wertschätzung des durch Gottes Wort und die Sakramente dargebotenen Heils erkennen dürfen, einer Wertschätzung, die wir als Frucht des evangelischen Sinnes unserem Volke zurückwünschen. Gute fromme Sitten sind wie lebendige Dämme und Deiche, hinter deren Schutz

das Trachten nach dem Reiche Gottes Frieden hat und zum Frieden führt.

Zu dieses Sinnes Erhaltung und Belebung sollen und wollen solche kirchliche Feste, wie wir sie heute feiern, helfen und dienen. Denn wie sie daran gemahnen, daß draußen im großen Völkermeer noch Millionen von Heiden warten auf das Licht und das Heil, das in Christo erschienen ist, gemahnen, daß das Brot des Lebens die Bestimmung hat, übers Wasser und zu den Inseln zu fahren, um die Hungernen zu nähren, wenn sie die Augen klar und die Herzen weit und warm und die Hände zur Hilfe bereit machen wollen, gegenüber der tausend- und abertausendfachen Not, die da ruft: „kommt herüber und helft uns“, so kann das nur nachhaltig geschehen, wenn uns selber Gottes Reich und seine Gottseligkeit zu einer ernststen Gewissens- und Herzenssache wird.

So wollen wir uns denn mit unserem Missionswerke unter das Kreuz Jesu Christi stellen, fest und treu bis in den Tod, in Gottes Haus und im Hause daheim, wie es unsere Väter taten, — schon die alten Grabsteine und die noch älteren Hausmarken mit den Bildern und dem Zeichen des Kreuzes bezeugen es —, und wie es die ersten Zeugen des Evangeliums, ein Edo Voling voran und ihre Nachfolger und Genossen in Amt und Wandel pflegten.

Möge dazu auch heute die Aussaat des Evangeliums in Kirche und Schule und Haus gedeihen, möge aus seiner Kraft die Liebe auch in unseren Friesengemeinden von heute frei und lebendig werden, damit, wie einst die friesischen Väter sich aufmachten zur Befreiung der heiligen Stadt Jerusalem und der durch Christi Geburt und Leben, Leiden und Sterben geheiligten Stätten, auch sie fröhlich eintreten in den Friedenszug der Mission, der durch die Predigt der Jesusliebe die Herzen der Heiden erobern möchte für das ewige Licht und das ewige Heil, dazu der Sohn Gottes gekommen ist auf Erden, dazu er von Gottes Erbarmen gegeben ist bis an das Ende der Erden. Ja, das hilf uns Herr! Denn

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt,
Bist du im neuen Leben
Die ausgeföhnte Welt
Dem, der sie dir gegeben,
Vors Angesicht gestellt! Amen.

Achtes Kapitel.

Missionsfest in Huntlosen 1868. Ein Blick in den Missionsfestbetrieb jener Zeit.¹

Bericht des Pastors L. Schauenburg daselbst.

Lange post festum, aber wills Gott aus dem Festgeiste heraus, will ich versuchen, den Lesern unsers Blattes eine Skizze des Missionsfestes zu geben, das wir diesmal am 9. Juli im lieblichen Huntlosen begangen haben. Ich weiß nicht, ob den Lesern das Dörflein bekannt ist. Wer aber, ohne es zu kennen, sei's auf dem Wege von Hatten oder Wildeshausen oder Westerbürg dem Festorte zueilt, durch die traurige Heide, welche es umgibt, wird gewiß versucht sein, über diese Wahl den Kopf zu schütteln. Aber wenn er das Dorf erreicht und zwischen kräftigen Eichen die freundlichen Häuser sieht, fast jedes mit seiner Umgebung für sich schon ein Bild zum Malen, — in der Mitte die kleine prächtige Kirche mit der herrlichen Linde und dem Kastanienbaum davor, gegenüber die neue Pastorei, an den Busch sich lehrend, wie ein friedlich Nestchen an einen belaubten Ast, dazu die frischen grünen Wiesen, von hübsch sich gruppierenden Bäumen eingerahmt und dies alles in hellen fröhlichen Sonnenschein getaucht und darüber eine friedliche Stille gebreitet, da wird er sicher widerrufen und denken: doch ein schön Stück Erde, wohl geeignet, um in dem Herrn fröhliche Herzen einmal festlich zu vereinigen und dort mit lebendigem Wort und frommem Lied, mit fröhlichem Lob und brünstigem Dank der lieben Heidenmission ein Eben-Ezer zu bauen.

„Freuet euch in dem Herrn allewege,“ so las man am Eingang des Dorfes. Wer zum Feste kam, hat gewiß dieses Wunsches Er-

¹ Wir geben diese aus der Feder des Verfassers stammenden Schilderungen, weil sie uns einen Blick in die Missionsarbeit jener Tage geben.

füllung am Herzen erfahren. Es ging ein frischer, fröhlicher Zug durchs ganze Fest, von der Ankunft der ersten Gäste bis zum Abzug der letzten. Man merkte, daß der Herr dabei war allewege, auf den Wagen sowohl, die singende Gäste herbeiführten, als bei der Tafel, wo Gebet und Lied das Mahl weihte, aber vor allen am Morgen in der vollen Kirche, da Gottes Wort seinen himmlischen Morgenglanz umstrahlte durch Liturgie und Predigt und am Nachmittage unter dem Dom, den nicht Menschen, den Gottes Hand aus knorrigen Eichen gebaut hatte.

Aus der Kirche klingt ein ungewohnter Schall dir entgegen. Es sind Posaunen, welche die schöne Weise anstimmen:

„Wie schön leucht't uns der Morgenstern,
Voll Gnad und Wahrheit vor dem Herrn.“

Sie können uns Zeugnis geben von dem Wunsche, welcher das Fest geboren und der es auch heute tragen soll:

„Geh auf du heller Morgenstern
In alle Herzen nah und fern,
Daß jeder dich erkenne!“

Die Posaunen verstummen, die Glocken fangen an zu läuten, und lauter noch zu rufen: kommt und sehet, wie freundlich der Herr ist, und zugleich klinget der Mahnruf: komm und hilf, das Verirrte suchen zu helfen in Gebet und Opfer.

Wir folgen diesem Doppelrufe, treten durch die geschmückte Kirchhofspforte, in der eine Fahne mit dem Kreuze ein in hoc signo vinces uns nachruft, auf den geräumigen Kirchhof. Nur wenige lauschen noch draußen der dreimal wiederholten Weise vom schönen Morgenstern; es sind meist fremde Gäste, die übrigen haben schon in der Kirche ihre Plätze gesucht. Die Kirche ist klein; es hält schwer die Gäste noch unterzubringen, aber freundlich bieten die Hüntloser ihnen ihre Stände an. Die Kirche stand im schönsten Festschmucke, der, nicht überfüllt, aber geschmackvoll angebracht war. Prächtig zierten namentlich die langen Schwertblätter der gelben Iris. Die damit umwundenen Pfeiler unter den Emporen glichen lebendigen Palmen. Aus dem Altar, welcher von der Kanzel überragt wird, schienen ebenfalls zwei schlanke Palmbäume hervorzuwachsen, zwischen denen die Kanzel im Schmucke der kreuz-bezeichneten Wimpel freundlich hervorblickte, und ähnlich war auch die Orgel dekoriert.

Auf das „Nun danket alle Gott“, womit der Gottesdienst begann, folgte die voller als sonst gehaltene Liturgie. Der Organist Kröger hatte mit freundlicher Bereitwilligkeit die Responsorien und kleinen Rezitative mit den Dorfkindern eingeübt, die sie mit sichtlicher Freude sangen, ebenso wie der vor dem Altar fungierende Pastor Kuhlmann. Der Wunsch nach einer reicheren Gestaltung unserer Altarliturgie kam mir ungesucht. Ich dachte, wie herrlich würde es sein, wenn ein festgeübter Kinderchor und die Gemeinde mit ihrem Pastoren in lebendiger Wechseltätigkeit Gott im Himmel allsonntäglich ihre Lieder sängen und ich denke heute noch, diese Selbständigkeit der Gemeinde in dem Gottesdienste, der Blüte des kirchlichen Gemeinschaftslebens sei auch ein Stück des allgemeinen Priestertums, welches uns leider unter Einfluß eines unserer lutherischen Kirche fremden Geistes entchwand und noch längst nicht in das ihm gebührende Recht bei unsern Gottesdiensten wieder eingesetzt ist.

Gab die reichere Liturgie dem Gottesdienste einen festlichen Schwung, so erst recht die Predigt des Pastors Ruperti von Bremerhaven, welcher der Einladung des Festvorstandes freundlichst gefolgt war. Er legte seiner frohen Botschaft Jes. 40. 1 ff. zum Grunde. Vor dem Beginn der Kirche sagte mir einer: der macht's kurz und ich dachte, unter dem Eindruck seiner Schrift wider Schwalb stehend, der wird's auch kurz und gut machen; aber er machte es diesmal lang und auch gut. Über eine Stunde dauerte die gewaltige Predigt, aber mir ward's nicht zu lange. Es war ein Sprühen von immer neuen Gedanken und Bildern, ein Sprudeln stets neu erfrischender Geistesgüsse aus dem Quell des verlesenen Wortes. Ich muß darauf verzichten, einen Gedankengang der Predigt zu geben, welche in manchmal schauriger Weise, dazu die Farben aus der Heidenwelt nehmend, die Freude ohne den Herrn und in gleich erhebender, lieblicher Weise, die Freude in dem Herrn schilderte. Es wurde mit den reichsten Farben ein Bild gemalt, das erlebt war und darum auch belebend wirkte. In der Mitte stand der Herr, und die zur Buße treibende Schilderung der Trostlosigkeit ohne den Herrn hatte dem reichen Lichte des von ihm ausstrahlenden Trostes den Weg gebahnt. Es folgte der Predigt ein Liedervers, worauf Pastor Schauenburg von Huntlosen mit einem Missionsgebet und Vaterunser und nach dem Schlußgesang mit dem Segen die würdige Morgenfeier im Gotteshause schloß. Das Klingen aber auf den

für die Mission ausgestellten Becken bewies, wie nicht allein brünstige Beter und andächtige Hörer, sondern auch fröhliche Geber sich hier versammelt hatten. Etwa 22 Taler kamen zusammen.

Die Kirche war um 12¹/₂ Uhr beendigt; um 2¹/₂ Uhr sollte die Feier im Freien fortgesetzt werden. Leider ging ein großer Teil der aus der Huntloser und den benachbarten Gemeinden Erschienenen nach Hause, um nicht wieder zu kommen. Es begann gerade die Roggenernte und manchem lag noch die Heuernte ob. Dies mag auch die Schuld getragen haben, daß sich im ganzen nicht so viele wie an den beiden früheren Festen zu Wildeshausen beteiligten. Wir sollten das den Leuten nicht so sehr verdenken, als uns selber es einen Sporn sein lassen, das Missionsfeld desto eifriger in unsern Gemeinden anzubauen. Man kann die zahlreiche Beteiligung selbst unter einmaliger Zurücksetzung der Tagesarbeit nur dann von unserm Volk erwarten, wenn es Verständnis und Herz für die Missionsfache hat, und beides kommt nicht ohne Arbeit von seiten der Missionsfreunde. Mögen die Feste manchen anleiten, anregen, selbst gewinnen, nachhaltige und sichere Frucht bringen sie nur dadurch, daß die wirklichen Missionsfreunde ihre eigene Liebe aufs neue anfrischen und darin sich stärken, der Samariterliebe der Mission auch in andern Kreisen Bahn zu brechen.

Doch nicht jene Morgengäste, auch die den ganzen Tag aushielten — trennten sich; nur die wenigsten nahmen an der bei dem Gastwirte des Ortes angerichteten Mahlzeit teil. Es war ihnen eben zu teuer. — Offenbar ein Mißstand; es sollte die Einrichtung so getroffen werden, daß alle miteinander ihr Brot essen könnten. Was tut's denn nötig einer eigens angerichteten warmen Mahlzeit? Aber auch innerhalb der durch die Festeinrichtung gezogenen Schranken spürte man den rechten Geist. Tischgebet eröffnete die Mahlzeit und der Gesang „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ schloß die Versammlung.

Gegen drei Uhr versammelten sich die treu gebliebenen Festgäste, immer noch nahezu 200 in dem Pfarrholz, das unmittelbar an den Pastoreigarten stößt. Der Festplatz war gut gewählt. Vier Reihen von Eichenbäumen, in der Mitte die kräftigsten, bezeichneten Mittelschiff und Seitenschiff des natürlichen Domes, oben wölbte sich das grüne Laub, wie zu einem Dache. Gegen Westen, wo Unterholz die Chorlinie bezeichnete, stand zwischen zwei Buchen die natürliche Kanzel: Ein mit Farnkraut geschmückter Rasenhügel

bildete ihren Fuß, einige Äste ihre Brüstung und darüber die dachförmig gestalteten Buchenzweige ihren Schalldeckel. Vor dieser Kanzel stand ein einziges Tischlein mit einem Becken darauf, der Altar des freiwilligen Opfers. Rechts davon an einem Tische saßst du die Orgel. Es sind die freundlichen Wildeshäuser Musikanten, welche mit ihrer Zeit und Kraft der Mission auch diesmal wieder dienten, während ein freigebiger Missionsfreund ihnen Wagen und Zehrung bestritten hatte. Davor standen im Halbkreise Bänke und Stühle, von gefälligen Nachbarn herzugetragen. Weiter seitwärts unter einer schattigen Buchenallee bot ein Zelt leibliche Erfrischungen.

Der Festdirektor steht auf der Kanzel und die lebendige Orgel intoniert gerade die Weise des herrlichen Missionsliedes: „Hier stehen wir von nah und fern, in einem Geist vor einem Herrn, vereint zu Dank und Bitte.“ Kräftig hallt der von der Musik getragene Gesang durch den Busch und trägt auch denen ein Stück der Feier zu, die in Haus oder Feld die schönen Weisen vernehmen — und der Klang trägt den Segen der Feier auf den Schallwellen weiter ringsum im Kreise. Der Pastor des Ortes kommt einige Tage nach dem Feste an ein Leidensbette und erzählt einer lieben frommen und geduldigen Kranken vom Missionsfeste; „Ich wäre gerne gekommen,“ sagte sie, „aber etwas habe ich doch davon gehört, durchs offene Fenster die Musik und das Singen und das Klang so schön und rührend.“ Und einer andern, die um ihres kranken Mannes willen zu Hause bleiben mußte, erging es ähnlich. „Mutter,“ sagte ihr Sohn, der Tränen in ihren Augen sieht, „warum weinst du?“ Und sie antwortete: „Ich kann das Weinen nicht lassen, wenn ich die schöne Musik höre.“

Doch zurück in unsern engern Festkreis, wo sich unter Gesang und Gebet die Herzen zur Aufnahme der Worte für die Mission bereitet haben. An Ansprachen hat es auch diesmal nicht gefehlt. Sechsmal ist geredet worden. Wer gesammelt hatte, gab's her und bei keinem ging man leer aus. Zuerst ergriff der Pastor Kuhlmann aus Hatten das Wort. Er erzählt von Bartholomäus Ziegenbalg, dem ersten lutherischen und deutschen Missionar in Indien, der mit seinem Genossen Plütschow gerade am 9. Juli vor 162 Jahren in Trankebar gelandet. Wie der Herr den König Friedrich IV. von Dänemark und seinen Hofprediger und weiter den Gottesmann

August Hermann Francke in Halle in seine Dienste nahm, die beiden Boten nicht allein zu berufen, sondern auch vor den Anfeindungen der indischen Heidenseelen, die sich Christen nannten, zu schützen und mit Brief und Gebet und Geld zu stützen, von dem Heidentum, das er vorfand und von den Streichen, die er dagegen tat; von dem allen gibt er anschaulichen Bericht. Leider konnte Pastor Kuhlmann nur mit einigen Worten den Stand der Leipziger und Hermannsbürger Missionsarbeit berühren, denen, wie bekannt, der festgebende Verein in erster Linie seine Beiträge einsendet und von deren Erfolgen jedesmal ein kurzes Resumé gegeben wird. Der dazu bestellte Berichterstatter, Pfarrer Ramsauer von Osternburg, war leider durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Wer seinen Bericht am letzten Feste in Wildeshausen hörte, wird diesen Ausfall gewiß mit mir bedauern. Nachdem ein Liedervers gesungen, trat Pastor Ruperti auf die Kanzel. Nicht weniger, als am Morgen verstand er jetzt durch seine frische, volkstümliche Weise die Versammlung zu elektrifizieren. Er spricht über das Wort Col. 6, 9 und 10 und bittet nicht für die Heidenmission, sondern für das Brunnsche Seminar in Nachau, welches junge Leute ausbildet zum Dienst für die kirchlich verwaisten und verwahrlosten Deutschen in Amerika. Aber ergreifende Schilderungen über die Not der Glaubensgenossen, sowie das Wort: „was wir durch die Heidenmission für die Kirche tropfenweise gewinnen, geht durch die Auswanderung für sie stromweise verloren“, motiviert genugsam den Zusammenhang dieses Werkes der Erhaltung mit dem Werke der Eroberung der Mission. Die 25 Taler, welche zusammenkamen, waren eine fröhliche Antwort auf die Bitte: „ihr seid nach der Liebe Schuldner auch dieses Werkes der Barmherzigkeit und ich bin gekommen, in Jesu Namen diese Schulden einzufassieren.“ Ich wurde durch dieses Bittwort lebhaft an das Werk des Gustav-Adolf-Vereins erinnert, zu dem manche aus konfessionellen Bedenken nicht so fröhlich geben, wie für die Mission. Sollte aber jenes Rupertische Wort von den stromweisen Verlusten nicht durchschlagen, wenn wir an Rom denken mit seiner Propaganda, der jedes Mittel gerecht ist? Nicht bloß, was unsere lutherische Kirche gewinnt oder verliert, kommt in Betracht; denn was Konfessionsverwandte Rom gegenüber verlieren oder gewinnen, das verlieren und gewinnen wir mit ihnen für das Evangelium. Und müssen wir auch manchmal solchen unsere Unterstützung leihen, die mehr vom Gegensatz zu Rom, als von den

Vorzügen der evangelischen Kirche vor Rom zehren, so bauen wir doch damit der Hoffnung, daß das Licht einmal wieder auf den Leuchter gestellt werde, einen Grund, um den wir uns durch den Vorenthalt der Gaben betrügen.

Nach einer halbstündigen Pause, welche auf den Rupertischen Vortrag folgte, trat die Versammlung erfrischt zum Anhören von vier weiteren Vorträgen zusammen, die sich jedoch kürzer, als die beiden ersteren hielten. Um die Ansprache des Missionar Bultmann wurden wir leider durch Aufnahme der am Morgen eingekommenen Kollektengelder betrogen. Er soll sehr anziehend von dem Missionswerke gesprochen und, wurden wir recht berichtet, es mit dem Elternerwerk in der Weihnacht verglichen haben; doch die Mission tue mehr, sie mache die Seelen zu brennenden Christlichtern und bringe sie an den großen Baum des Himmelreiches in Jesu Namen dahin, wo der Herr ihnen ein Plätzchen, leuchten zu lassen ihr Licht, aufbewahrt habe. Dem folgenden Redner konnten wir wieder zuhören; es war Pastor Barelmann aus Wildeshausen, der auch diesmal zwei kleine Geschichten ernstern Inhalts erzählte. Er führte uns an zwei Sterbebetten; zuerst an das eines Reichen, dem mit Christo alles fehlte, und dann an das einer armen Zigeunerin, die wie der Herr Jesus keinen Platz hatte, dahin sie ihr Haupt hinlegte, und die doch mit ihm alles hatte. Der Bezug auf die Mission lag nahe: unsere Gaben und Gebete sollten helfen, den armen Heiden das rechte Ruhelissen unters Haupt zu legen für den Augenblick, wo man's am besten brauchen kann und dazu wurde dann in offener, kräftiger Weise aufgefördert.

Auf eine noch andere Aufgabe wies der Oberkirchenrat Ramsauer hin, die gewiß nicht beim Missionswerk, soll's anders wohl gelingen, unterlassen werden darf: auf den Kampf gegen das Heidentum in und um uns. Er ging dabei von dem Feste aus, das uns heute nachmittag unter Eichen versammelt habe. Das sei gute alte deutsche Art; auch unsre Altvordern hätten in heiligen Hainen sich versammelt, freilich um vor Götzen zu knieen, wo wir jetzt den Vater unseres Herrn Jesu Christi im Geist und in der Wahrheit anbeten. Wir wollten jedoch nicht vergessen, daß auch wir dies der Mission verdankten. Was aber Bonifacius einst an der Thorseiche zu Cessmar vorbildlich getan, an dessen Ausführung müsse noch immer fortgearbeitet werden. Die Wurzeln des Heidentums säßen noch immer in unsern Herzen; sie auszuroden und den Baum des wahren

Glaubens in und unter uns zu pflegen, die Arbeit komme auch den Heiden zugute. Das Werk der Mission sei ja eine Frucht der Liebe und diese Frucht erwachse nur aus einem gesunden Glauben an den lebendigen Sohn Gottes. Freilich wolle man jetzt diesem Baum ans Leben, aber dagegen gelte es Kampf, denn wir wissen, daß der Sohn Gottes gekommen ist und „hat uns einen Sinn gegeben, daß wir erkennen den Wahrhaftigen und sind in dem Wahrhaftigen, in seinem Sohne, Jesu Christo. Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern. Amen“ (1 Joh. 5, 20 und 21), mit diesen Worten schloß die ergreifende Ansprache.

Aber noch einmal sollten wir von der Mission im ganzen hören. Pastor Deetjen aus Dötlingen schilderte nach einer Predigt des Missionars Steinemann über Matth. 13, 47 ff., die er einst gehört, aber nicht wieder vergessen, Arbeit, Verheißung und Ziel der Mission. Es gelte mit dem Netz des Evangeliums aus dem Meer der Heidenwelt allerlei Gattung fangen; dies die Arbeit. Es solle das Netz voll werden; dies die Verheißung. Es würden am jüngsten Gericht die echten von den schlechten Christen geschieden werden; dies das Ziel. Wohl waren diese beiden letzten Vorträge geeignet, den Schluß zu bilden und allen das Wort mit auf den Weg zu geben: „betet und arbeitet; denn die böse Wurzel ist noch längst nicht ausgerottet und das Netz ist noch längst nicht voll.“ Unter diesem Eindrucke, den ein brünstiges Dank- und Bitt-Gebet des Pastors Kuhlmann vertiefte, ging die Versammlung nach Schlußgesang und Empfang des Segens auseinander.

Und nun lieber Leser will auch ich von dir scheiden. Doch noch einen Wunsch! Du möchtest aus diesem Berichte ersehen, wie fröhlich man auf solchen Festen feiert und doch wie ernst man sich auch einander zur Arbeit anstachelt. Und der Herr möchte, solltest du noch am Markte stehen, doch diese Worte als eine Ladung zur Mitarbeit segnen, so segnen, wie an dem Paulus jenes Nachtgesicht, das ihn bat: „komm hernieder in Mazedonien und hilf uns;“ davon wir lesen: (Act. 16, 10) „als er aber das Gesicht gesehen hatte, da trachteten wir alsobald zu reisen in Mazedonien gewiß, daß uns der Herr dahin berufen hätte.“ Und nicht wahr, lieber Leser, wenn du kommst, dann drücken wir uns im Blick auf unsere evangelisch-lutherische Landeskirche, wo das Missionswerk noch brach liegt, die Hand und legen in den Druck das gegenseitige Gelübde zu treuer

Arbeit für die Mission und beten dann so recht brünstig zu dem großen Herrn der Ernte:

O, daß dein Feuer doch bald entbrennte!
O, möchte es bald in alle Lande gehn!
Ach, Herr gib doch in deine Ernte
Viel Knechte, die in treuer Arbeit stehn!
Ach, Herr der Ernte, siehe doch darein!
Die Ernt ist groß, da wenig Knechte sein. Amen!

Zum und vom Missionsfeste,

von Pastor Schauenburg, Hüntlofen.

Laß es dir gefallen, lieber Leser, wenn ich noch einmal auf unser Missionsfest in Delmenhorst zurückkomme. Nicht, als ob ich den Bericht, den Nr. 32 der „Kirchlichen Beiträge“ brachte, ergänzen müßte, sondern nur, weil's mich treibt, meinen Dank für das schöne Missionsfest auszusprechen, biete ich dir Erinnerungen: nichts weiter, als bescheidene Blümlein, am Wege zum und vom Missionsfeste gebrochen, und hier zu einem Gedenksträußchen für die Mission zusammengebunden.

Das Herz noch voll und einmal recht warm wieder geworden für des Herrn Reichs Sache mußte ich im Postwagen, der mich dem Hause wieder zuführte, der Unterhaltung zweier jungen Mädchen zuhören. Sie ließen die Erlebnisse verschiedener Schützenfeste an sich vorübergehen und stritten sich dabei, welches Schützenfest das schönste sei, das Feversche oder das Dammer, das Bechtaer oder das Bareler Schützenfest. Ohne Beruf und Lust, mich zum Schiedsrichter in dieser Frage aufzuwerfen, drückte ich mich in die Ecke des Postwagens, schloß, so gut es gehen wollte Aug' und Ohr und ließ meinen Weg hin und her vom Feste an meinen Gedanken vorübergehen. Da wurde denn so manches, was mich vorher wohl angesehen, aber nicht begrüßt hatte, lebendig und sprach zu mir von der lieben Mission. Das Missionsfest hatte mir Herz und Ohren geöffnet, daß ich diese Grüße und Winke verstand.

Ich dachte an die vielen zur Ernte reifen Roggenfelder, über die mich der Weg zuerst geführt hatte. Es war mir, als hörte ich daraus die Stimme des Herrn: „Hebe deine Augen auf in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte. Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter“ und ich dachte an die vielen, vielen Heidenlande, die zur Ernte reif stehen und es fehlet an Schnittern. „Darum

bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende," riefen sie mir zu die weißen Erntefelder. Doch auch die stumme, stille Heide, über die der Weg mich weiter führte, wurde gesprächig. Noch nie hat sie ein Pflug berührt und auch nur der aufopferndsten, treuesten Arbeit schließt sie sich auf. Es war mir, als sähen mich daraus die vielen, vielen brachliegenden Heidenländer an. Wie viele warten noch, daß das Evangelium mit der Predigt der Buße die dürrn Stätten breche und sie bloß lege dem erwärmenden, befruchtenden Lichte der Gnadensonne! Wie vieler Arbeit wird es noch bedürfen, ehe sie Früchte treiben für den Himmel; wie manchem Arbeiter muß es noch gehen, wie den armen Kolonisten, daß sie Kraft und Gut dabei einsetzen und doch keine ihrer Mühe entsprechenden Früchte ernten. Aber, was setzt nicht die Welt daran, daß sie ihre Kulturzwecke erreicht. Wo der erste Kolonist mit Bankrott geendet, da fängt der zweite mutig wieder an. Sollen die Kinder der Welt klüger sein in ihrem Geschlecht, als die Kinder Gottes? Der Herr der Ernte hat sein Arbeitsfeld drei Jahre treu bearbeitet, mit seinen Tränen, mit seinem Blute gedüngt und doch war's nur ein kleines Ährenbündelein, das er schneiden konnte. Aber das Bündelein hatte gute Saat und streute segensreich weiter. So war's und so wird's ferner sein, wo nur der feste Glaube sich müht und die treue Liebe nicht müde wird, auszustreuen. „Das Wort wird nicht leer zurückkommen; und ihr werdet meine Zeugen sein bis an das Ende der Erde!“ Diese Verheißung muß sich erfüllen, auch da, wo das Auge nichts sieht, als dürre, öde Heide!

Langsam wird die Arbeit gehen, sie zu kultivieren. Aber, daß sie so langsam gehe, liegt es nicht oft an unserem Fleiße, an der Beharrlichkeit, an dem Ungehorsam wider die Stimme des guten Hirten? Das Bild, das vor meinen Augen wieder wach wird, gibt eine beschämende Antwort darauf. Ich höre den Pfiff des Hirten, der seine zerstreute Herde sammeln will, ich sehe den treuen Hund, der den Laut versteht. Mit welchem freudigem Eifer läuft er umher und nicht lange, so ist auch das fernste Schaf wieder bei der Herde. Ach das treue Tier, wie spricht sein Eifer zu unsern Seelen! Ja es liegt auch mit an uns, wenn die Mission nicht rascher vortrückt. Es wären der verlorenen, aber wieder eingelockten Schäflein schon mehr bei der Herde, wenn der Missionseifer reger wäre. Das gilt namentlich von den Pastoren unseres Landes und liest du es nicht mit mir, lieber Leser, aus dem zweiten Hirtenbilde, das uns am

Wege begegnet? Ein Hirte sitzt da zu stricken, ohne daß er sein Hirtenamt darüber vernachlässigt. Er sorgt, daß die nackten Füße seiner Kinder bekleidet werden, und doch versorgt und behütet er dabei seine Herde. — Und was rief dieses liebliche Bild mir zu? Dir wohl auch, lieber Leser: Du brauchst deine Gemeinde nicht darüber zu vernachlässigen, wenn du mitarbeitest für das hochzeitliche Kleid der armen Heiden. Oder gehen sie dich etwa nicht an? O nein, es sind deine verarmten, nackten Geschwister, die auf deine Hilfe angewiesen sind. Oder wird deine Gemeinde darunter leiden? Gewiß, wenn es ein Schaden ist, daß du sie für des Herrn Reichs-sache erwärmst, wenn das sie zurückbringt, daß sie neben der Not im engsten Kreise auch noch offene Hand haben für die Not der fernern Brüder. Bekanntlich aber armt Almosen geben nicht, und Scherflein für die Mission sind gewiß dem Herrn geliebt! Bekanntlich steht es in denjenigen Gemeinden, wo Hirt und Herde der Mission gehören, mit der Nachfrage um Gottes Wort und Gottes Weg nicht am schlechtesten!

Aber weiter, ihr Gedanken! Doch nicht zu schnell geflogen! Bei diesem Hause haltet still, es birgt neben dem Elend viel stille Herrlichkeit! Ein Weib liegt da, an der Wassersucht erkrankt. Hat schon vergeblich von einem Arzte zum andern geschickt. Jeder schüttelt den Kopf! Aber der treue Mann läßt sich's nicht verdrießen, stundenlang zum Arzte zu gehen, um seiner Frau Linderung zu verschaffen! Doch du irrst, wenn du meinst, die Kranke mache aus dem Arzte ihren Heiland. Der himmlische Arzt ist ihr wohlbekannt und den hat sie jetzt eben gesucht. Ein neues Oldenburger Gesangbuch liegt neben ihr aufgeschlagen, Nr. 512: „Heute mir, morgen dir“ zeigt, daß sie an ihren Tod gedacht. Das Nähzeug, das sie in der Hand hält und jetzt müde sinken läßt, verrät, wie sie für die Ihrigen wirken will, so lange es Tag ist. Und der Friede auf ihrem Gesichte, die Freudigkeit ihres Mundes offenbaren es, sie hat den Grund gefunden, der ihren Anker ewig hält, — und auf diesem Grunde sich vertraut macht mit dem Tode, mit dem Abschied von den Ihrigen. Selig, wer in Christo stirbt, dachte ich und bete mit ihr 518, Luthers gewaltiges Pilgerlied: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tode umfangen. Wer ist, der uns Hilfe tut, daß wir Gnad' erlangen? Das bist du, Herr, alleine.“ Das Lied tröstet sie. Selig, wer dem Tode so ins Angesicht schauen kann, das eine nehmen wir aus dem Hause hinweg und das andere: Darf man's

denn lassen, gleichen Trost zu bringen in die arme Heidenwelt, die ohne den Herrn verschmachtet unter der Furcht des Todes?

Raum haben wir das Haus verlassen, und wollen nun im Gedankenfluge zur Fährre, die dem heutigen Wanderziel uns näher führt, als wir schon wieder still stehen müssen. Ein Reiter begegnet uns. Es ist der Knecht eines Bauern aus dem Heimatsdorfe. Er erzählt, daß einer seiner Mitknechte entlaufen sei und er dem Amte Bescheid gesagt habe, ihn wieder einzufangen. Der Schweiß triefte dem Manne von der Stirne, wenn er auch nur die Vorarbeit gethan. Zu dem Gruße, den ich ihm damals mit auf den Weg gab, gesellt sich heute ein Dank für die Predigt, die er mir gehalten. Und wie lautet denn die? Dem himmlischen Könige ist nicht ein, es sind ihm Tausende von Knechten entlaufen. Zu ihnen gehören auch die Heiden. Und der König hat ein Amt bestellt, welches den entlaufenen Knechten nachgeht, um sie wieder einzuholen in seinen königlichen Haushalt. Dieses Amt ist das Predigtamt und die Amtleute, besonders für die Heiden, sind die Missionare. Sie kommen wohl auch mit dem Gesetz zu den Heiden, aber doch zu meist mit dem Evangelium. Sie zwingen nicht, wie die irdischen Amtleute, aber doch binden sie die Gewissen der Heiden unter den Schrecken des Gesetzes. Sie schelten und drohen nicht, wie die Schergen irdischer Gewalt, aber doch predigen sie den Ernst des göttlichen Gerichts. Allein ihre Hauptarbeit ist, sie zu locken mit dem Evangelio, ihnen anzupreisen die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Das ist der Missionare nicht leichtes Amt. Unser Werk aber, lieber Leser, ist, ihnen zu helfen, daß sie ihr Amt ausrichten können, ein Werk, das uns der himmlische König geboten. Möchte doch einmal uns Pastoren der Schweiß von der Stirne laufen bei diesem Werke! Der Knecht meines Nachbarn ward, ohne daß er's wollte, mir zum Mahner.

Nun aber auch zur Fährre und über den Fluß, daß wir unser Abendquartier erreichen. Allein, so schnell geht's nicht! Der Fährmann wohnt etwas zurück und muß erst herbeigerufen werden. Ich rufe laut, zweimal, dreimal, endlich klingt eine Antwort herüber. Doch der Fährmann kommt nicht, er bleibt ruhig bei seiner Arbeit. Denkt er vielleicht, die Sonne scheint noch warm und die Blumen blühen zu deinen Füßen und das grüne Ufer bietet eine gute Ruhebänk, du kannst wohl warten? Endlich kommt jemand; es ist nicht der Fährmann; er hat seine Magd geschickt, ihn zu vertreten. Eine

kleine Geschichte, scheinbar ohne Bezug auf die Mission und doch eine Missionsgeschichte! Lieber Leser, der du in den Vorhöfen des Herrn eine Stätte gefunden hast, es stehen da drüben viele Seelen, die rufen: „Komm' herüber und hilf uns. Führe uns über den Strom der Sünde und des Wahnglaubens herüber an deine Seite.“ Sie rufen und du kommst nicht? Du sagst wohl, deine Arbeit zu Hause leidet's nicht; — ich gebe dir recht. Nicht, wenn du sagst, die Heiden haben es gut. Wohl hat ihr Leben einen sonnigen Glanz, — wohl scheint es, als ruhe es sich gut für sie. Aber kann dich das täuschen? denn, wenn sie selber auch nicht rufen, ist nicht ihr ganzer blutiger Götzendienst ein lauter Schrei des nach Versöhnung dürstenden Herzens? Kurz, es ruft aus den Heidenlanden: Kommt herüber! und kannst du selber nicht, so triff doch Anstalt, daß Fährleute herübergehen. Bete für die Mission, greif in die Tasche! Das ist das Wenigste, was du tun kannst, aber das sollst du auch tun!

Ich ziehe den halben Groschen, den die Fährmagd fordert und bin am jenseitigen Ufer. Aufwärts steigt der Weg, unter dem Fuße die glatte Heide. Aber die Mühe lohnt sich, es ist ein köstlicher Blick von der Höhe auf das liebliche Flußthal drunten und in die blaue Ferne drüben. Zu unsern Füßen, jenseits auf grünem Hügel, liegt zwischen Gärten ein Gehöft. Saubere Häuser blicken freundlich aus dem ernstesten Eichenlaub hervor. Hinter dem Dorfe ziehen sich gelbe Roggenfelder hin, ein goldener Hintergrund für das frische Bild. Ein duftiges Blandunkel über die Fuhren der fernen Höhen, heller auf die davorliegende Heide gelagert, rahmt die Landschaft ein. Tief zu den Füßen fließet glatt und still ein Fluß, widerspiegelnd das bunte Gelände der Ufer. „Hat schon der Schemel solchen Schein, wie schön wird's erst im Himmel sein.“ Sinnend verfolge ich den verschlungenen Lauf, der die bunteste Abwechslung bietet. Dort ein Kornfeld, dicht an den Fluß tretend, hier am Rande ein Bestand von kräftigen Eichen. Weiter goldgelber Sand und dicht daneben die braune, dürre Heide. Hier das Ufer noch ein steiles Gelände, das aber nach Westen hin sichtlich abfällt, und der Beschluß grüne Wiesen, die mit ihren saftigen Gräsern und Kräutern dem Flusse ihren Dank abstatten für die Nahrung, die sie früher von ihm empfangen. Ich kann den Blick nicht davon trennen. Doch die Sonne eilt dem Horizonte zu und die langen Schatten, welche sie wirft, gemahnten an die dunkle

Nacht, die heraneilt. Also aufgebrochen, zum Missionsfeste! Ja für die Mission will auch dieses schöne Stück Erde uns noch einen freundlichen Gruß mitgeben! Es fließet durch die Welt unablässig ein tiefer Strom göttlichen Erbarmens, seltsam verschlungen, oft verborgen für unsere kurzsichtigen Blicke, aber nie versiegend. Nicht alles wird aus ihm befruchtet; neben und zwischen den fruchtverheißenden Feldern bleibt noch dürerer Sand, und jetzt gleicht noch der größte Teil der Menschheit der unbefruchteten Heide. Aber über die großen Heidenmassen hinweg, die wie die dürre Heide, bei aller Schönheit im Einzelnen, doch in Wahrheit trostlos ist, führt die Verheißung das Auge in ferne Zeiten, wo alles geseuchet, vieles genähret und befruchtet sein wird von dem Strom der ewigreichen Erbarmung.

Doch lauter noch sollte es mich an die Mission und ihre Arbeit gemahnen, als ich den höchsten Punkt des Weges erreicht. Aus den schlanken Birken da drüben scheinen grauweiße Steine herüber, die in seltener Größe nicht der Zufall hier zusammengeworfen. Der Ortskundige weiß, daß es eine alte heidnische Opferstätte ist. Eine Riesenarbeit, die zerstreuten Kolosse hier auf und aneinander zu türmen, sprechend von dem unzerstörbaren Drange des menschlichen Herzens nach Frieden, nach Anbetung. Bleiern lastet das graue Denkmal an der Erde, als wollte es zeugen, wohin es das Heidentum zieht; nieder zur Kreatur, nicht aufwärts zu ihrem lebendigen Gott, dem allein würdigen Ziel der Anbetung, der alleinigen Quelle des Friedens.

Aber nun blick umher! Da scheint links aus grünen Büschen ein rotes Türmlein hervor, und hinter den dunklen Föhren eine schlanke, schmale Turmspitze — und dort vor dir, wo die Pappel den Horizont berührt, liegt noch eine Kirche und rechts darüber, inmitten des dunklen Höhenzuges noch eine andere. Ja, falte die Hände, denn alles weist empor, hinauf zu des großen Gottes Barmherzigkeit, welche einst Männern das Herz entzündete, daß sie unseren Vorfahren mit der Predigt vom Kreuz in ihre dunklen Wälder nachgingen und sie fortzogen von den toten Götzen und den stummen, blutigen Steinaltären hinein in den Frieden, welchen die Heiden suchten und nicht fanden, welchen das suchende Herz allein bei dem Heilande findet.

Jahrhunderte sind vergangen und mitten in christlicher Umgebung steht noch ein steinerner Rest des alten Heidentums! Selt-

famer Stein! Willst du uns erinnern an die noch lebenden Reste des alten Heidentums in Christenlanden? Willst du uns gemahnen an den heidnischen Aberglauben, der noch auf hohen und niederen Stufen der Gesellschaft lastet? Oder willst du zu uns sprechen von dem modernen Kreaturdienst und seinem Schlamm, den die materialistische und pantheistische Strömung unserer Zeit ablagert, überall hin, bis in die Häuser, bis in die Herzen, bis in die Kirchen hinein? Du könntest wohl mit Lapidarstil davon reden, aber heute willst du als Verteidiger auftreten für eine heilige, oft mit Steinwürfen traktierte Sache! Wenn die Wiederaufnahme der Missionsarbeit nach Jahrzehnten zählt, fragst du die blinden Feinde der Mission, bleibt euch dann nicht der Vorwurf über die angeblich geringen Erfolge der Mission im Munde stecken, vor der gleichen Zahl der Jahrhunderte, die mit all ihrer christlichen Arbeit dem Heidentum unter uns noch nicht den Todesstoß geben konnten?

Doch du drängst, lieber Leser, du willst vom Fleck und sorgst schon am Ende, wir könnten auf der Höhe uns festträumen? Sei ohne Sorge. Nun denn, vorwärts ihr schnellbeflügelten Gedanken! Da sind wir schon auf der Station, wo ich für heute Nachtquartier nehmen will. Vor mir auf singt eine helle Kinderstimme, nicht gerade lieblich, aber fröhlich, kein Missionslied, aber doch in der Vorfreude auf das Missionsfest. Es ist der jüngste Sohn des Missionsfreundes, welcher auch dem spät eintreffenden Missionspilger noch ein gastliches Willkommen bietet. Ich will dir wohl sagen, daß der Missionsfreund ein Pastor ist, auch weshalb sich sein Junge so auf das Missionsfest freut und weshalb ich keinen Platz mehr bekommen kann, weder im Omnibus, noch in einem zweiten Wagen, der zum Feste fährt. Der Pastor hat seit langen Jahren treu gezeugt für die Mission in Haus und Gemeinde und auch die Pastorsfrau hat die weiblichen Hände der Gemeinde in Dienst gesetzt für die Heiden in einem Missionsnäherein. Früher aber wußte der Ort wenig oder nichts von diesem Liebeswerk! Muß das nicht uns Pastoren ins Herz reden? Der Treue gehört auch hier das Feld! Kommt die Frucht nicht gleich, endlich kommt sie doch! Nur erst Weib und Kind in das Interesse gezogen, nur erst der Mission die berechtigte Stätte im Pfarrhause gegeben, so wird bald nicht mehr der Missionsbeitrag unseres Landes ein so beschämend kleiner sein!

Der Morgen findet uns im Postwagen auf der Straße zum

Festorte. Hell scheint die Sonne und warm dazu! Der Himmel ist uns günstig, dachte ich, und sah weiter, als in den klaren Himmel, sah hinein in das Herz dessen, der aus dem Himmel uns und allen seinen eingebornen Sohn gesandt. Die Post holt einen Leiterwagen ein, der bekannte Gesichter trägt. Es ist ein Brinksjäger mit seinem Nachbar, welche den sechsstündigen Weg nicht scheuten, um ein Missionsfest mitzumachen. Und, wie findet denn ein solcher Zeit und Geld dazu? Er ist früher in Hermannsburg gewesen und nicht vergeblich! Der Mann gibt reichlich für die Mission und außerdem für andere Liebeszwecke, ich habe aber nicht gemerkt, daß er darüber zurückkäme. Ach, wären doch die Straßen voller von solchen Bauernwagen! Ich kann diesen Wunsch nicht unterdrücken, auch nicht den Gedanken wehren, die hinüberschweifen auf dieselbe Straße, wenn's Jahrmarkt oder Schützenfest ist! „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, sagt der Herr und abermals: „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen;“ wann wird das eine Wahrheit!?

Jetzt sind wir im Festorte angelangt, der sich an manchen Stellen ein festliches Kleid gegeben hat. Einige Häuser flaggen, vor andern ist der Weg mit Blumen bestreut. Auch die Kirche ist von außen und innen geschmückt und der Festplatz im Tiergarten ebenfalls. Wem gilt dieser Schmuck? Ein Missionsfreund gab die Antwort auf diese Frage. „Wenn Könige und Fürsten einziehen, so sind ihre Wege festlich geschmückt und es ist etwas Schönes, wenn ein Volk seinen König also begrüßt. Aber soll unser Herr Jesus geringer sein? Nein, machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe! Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit! Nicht uns Festgenossen und Gästen gilt dieser Schmuck, nein dem Herrn, seinen Kämpfen und Siegen unter dem Volk, das da sitzt im Finstern.“ Den fleißigen Händen ein Dank! Aber am Ende haben sie schon besseren Dank empfangen? Ich hörte neulich, daß der König von Preußen einem Mädchen, das ihm einen Blumenstrauß in den Wagen warf, den Strauß wieder zurückgab mit den Worten: „Das behalte zum Andenken.“ Ob nicht auch diese oder jene fromme Hand, vom Herrn für den Kranz, den sie ihm wand am Missionsfeste ein ähnliches „Vergißmeinnicht“ zurückerhielt? Ich habe am Nachmittage bei den Erzählungen von den Erbarmungen des guten Hirten, der das Verlorene sucht, in

manchem Auge Tränen gesehen! Ich gebe nicht soviel auf fromme Rührungen, wie diejenigen, welche sich ihrer als einer Heldentat rühmen und auf die Rührung solcher Ruhmredigen wenig. Aber, wo die Tränen vor dem einfachen Gottesworte, still und geräuschlos dahinfließen, da ist's mir doch immer so, als ob von ihnen gelten müßte: „ich bin durstig gewesen und ihr habt mich erquickt.“

Auf der Kanzel, die unter Gottes freiem Himmel erbaut war, ward manches schöne Wort gesprochen über die Mission. Ich habe aber die Kanzel selber reden hören! Vor derselben war, umgeben von Laubgewinden ein Wappen angebracht, das Bremer, welches den Schlüssel führt. Anfangs lachte ich mit manchem andern über den Schmuck, den doch guter Wille angebracht. Aber je länger ich's ansah, desto lieber ward mir's. Es wandelte sich vor meinen Augen zu einem sinnreichen Missionswappen um und die Devise fand sich dazu: „hier ist die Pforte des Himmels.“ Was anders will denn die Mission, als mit ihrem Schlüssel, dem Evangelio, den armen Heiden Gefängnis öffnen und den Himmel ihnen aufschließen?

Damit aber dieser Schlüssel angefaßt werden könne, dazu gehört, — es ist ja leider einmal so — dazu gehört Geld. Ja, brauchte man bei der Mission nicht an den Geldbeutel zu appellieren, da wären der Missionsfreunde noch mehr. Doch wären's keine rechten. Denn, ehe du das Geld gibst, mußt du zuvor das Herz geben und das sind nur echte Freunde der Mission, die ein warmes Herz und eine offene Hand für dieselbe haben. Nun aus dem Herzen an die Herzen ward manches warme Wort gesprochen. Da war's denn auch wohl am Platze, daß hinterdrein an die Hand appelliert wurde. Ein sinniger Missionsfreund, dem dabei das Sprichwort im Sinne gelegen haben wird: „jung gewohnt, alt getan“ — hat den guten Einfall gehabt, kleine tönernen Sparbüchsen, mit der Aufschrift „Mission“ machen zu lassen, die den Kindern verteilt werden. Doch mich dünkt, diese Spartöpfchen sind nicht bloß etwas für die Jungen, sie sind auch etwas für die Alten! Wo solch ein stummer Bettler zum Mal und Bethel gesetzt in einem Hause, wo das geschieht mit dem Jakobigelübde und dabei das Öl der Fürbitte nicht vergessen wird, da kann die Mission nur gewinnen. Was mir wenigstens ein solches Mal für eine Predigt gehalten und wie es mir am Missionsfeste erschien, das darf ich ja zum Schlusse noch wohl erzählen. Siehe, hörte ich einst das Spar-

büchschchen sprechen, als die Groschen grade sparsam waren und nicht recht aus der Hand wollten, siehe, ich bin geformt und gebrannt vom Töpfer zum Dienst der Mission und tue still und treu mein Geschäft; denn ich bitte jeden, der mich sieht, um eine Gabe für die Ärmsten der Armen, für die Heiden. Mir nach! Tue ich treu das Meine, so tue du treu das Deine. Bitte ich ohne Worte, so gib du ohne Worte davon zu machen. Zeuge ich still für die Mission, so tue du's laut mit Fürbitte vor Gott, mit Ansprache vor den Menschen! Denn hat der himmlische Töpfer dich, der du ein sündlicher Lehmen warst, nicht geformt zu seinem Bilde? Hat er dich nicht fest gemacht durch das Feuer seiner Liebe und Gnade? Dich nicht bereitet zu einem Gefäß der Ehren? Ja, hat er dir's nicht eingeschrieben mit dem Griffel seines Geistes: „auch du sollst mein Zeuge sein?“ Hat er's dir nicht eingetränkt mit dem Blute seines Sohnes: „liebet mich, denn ich habe euch zuerst geliebet?“ Darum gib her und wehre nicht, bringe meine Söhne von ferne her und meine Töchter von der Welt Ende!

Das habe ich von dem treuen Bettler einst im Hause gehört und auf dem Missionsfeste hat es mir erscheinen wollen als ein ergreifend Bild der armen Heiden! Es bittet stumm und still, ohne daß er davon weiß: „füllet mich mit Schätzen.“ Bitten die meisten Heiden denn anders und gibt es eine ergreifendere Bitte, als gerade diese? Die wenigsten fühlen ihre Leere mehr, die wenigsten wissen, was ihnen fehlt. Ihre fleischernen Herzen sind zu Stein geworden! Nur um so beredter bittet das stumme Herz: „füllet mich, denn ich bin leer, machet mich reich, denn ich bin arm, voll und reich mit dem Schätze der heilsamen Gnade!“

Aber nun auch zum Ende, lieber Leser! Ja zum Ende und zu Haus mit der Eisenbahn! Ich hatte die Freude, einen lieben Missionsfreund, der seit Anfang die Feste besucht, zum Bahnhofe zu begleiten. Auf meine Frage, ob denn wohl ein Zunehmen des Missionsinteresses sich auch an den Missionsfesten beobachten lasse, erhielt ich zur Antwort: „es beteiligen sich immer mehr Pastoren daran und das ist ein Großes.“ Das Gedränge beim Zuge trennte uns voneinander, doch sollte ich durch zwei Reisegefährten, die ich fand, recht lebhaft wieder an die Arbeit jenes Bruders für das Missionswerk erinnert werden. Ein Arbeiter mit seiner Frau, aus einem Dorfe, wo früher der Bruder gestanden, saßen mit mir in einem Stuhl. Sie hatten auch das Missionsfest besucht und bei

der Unterhaltung erzählte mir der treuherzige Mann, wie ihn die Bibelstunden seines Pastoren für das Missionswerk gewonnen hätten. Als der Mann auf einer Zwischenstation ausstieg, konnte ich vor den übrigen Reisegefährten die Bemerkung nicht unterdrücken, welche einen bildenden Einfluß das Evangelium auf diesen einfachen Arbeiter geübt. Es war etwas Ganzes, Abgerundetes und Bescheidenes in dem Wesen dieses einfältigen, frommen Mannes. Und für mich selber nehme ich eine Lektion mit nach Hause, die ich nicht verschweigen will: recht oft in Predigt, Kinderlehre und Bibelstunde von der Mission zu handeln.

Nun, das sei aber auch das letzte Blümchen für den Gedenkstrauß! Nur noch die Bitte als Band herum: „Gedenket der armen Heiden, helft, daß Zion erbauet werde!“ —

P. F. L. TIMPE
Ink.
Günther Timpe
Buchbinder, Papier-Handlung
Oldenburg i. Gr.



